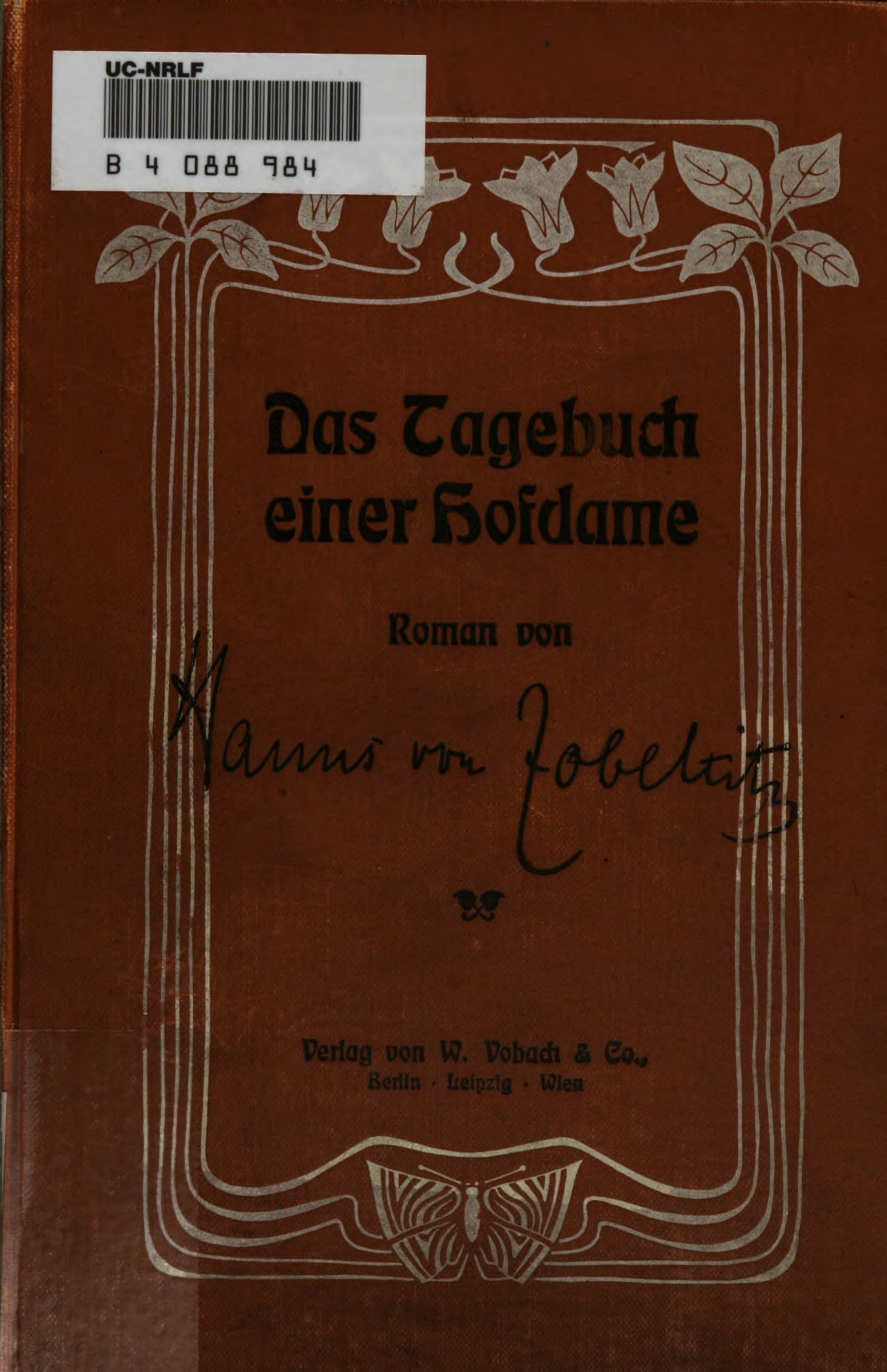
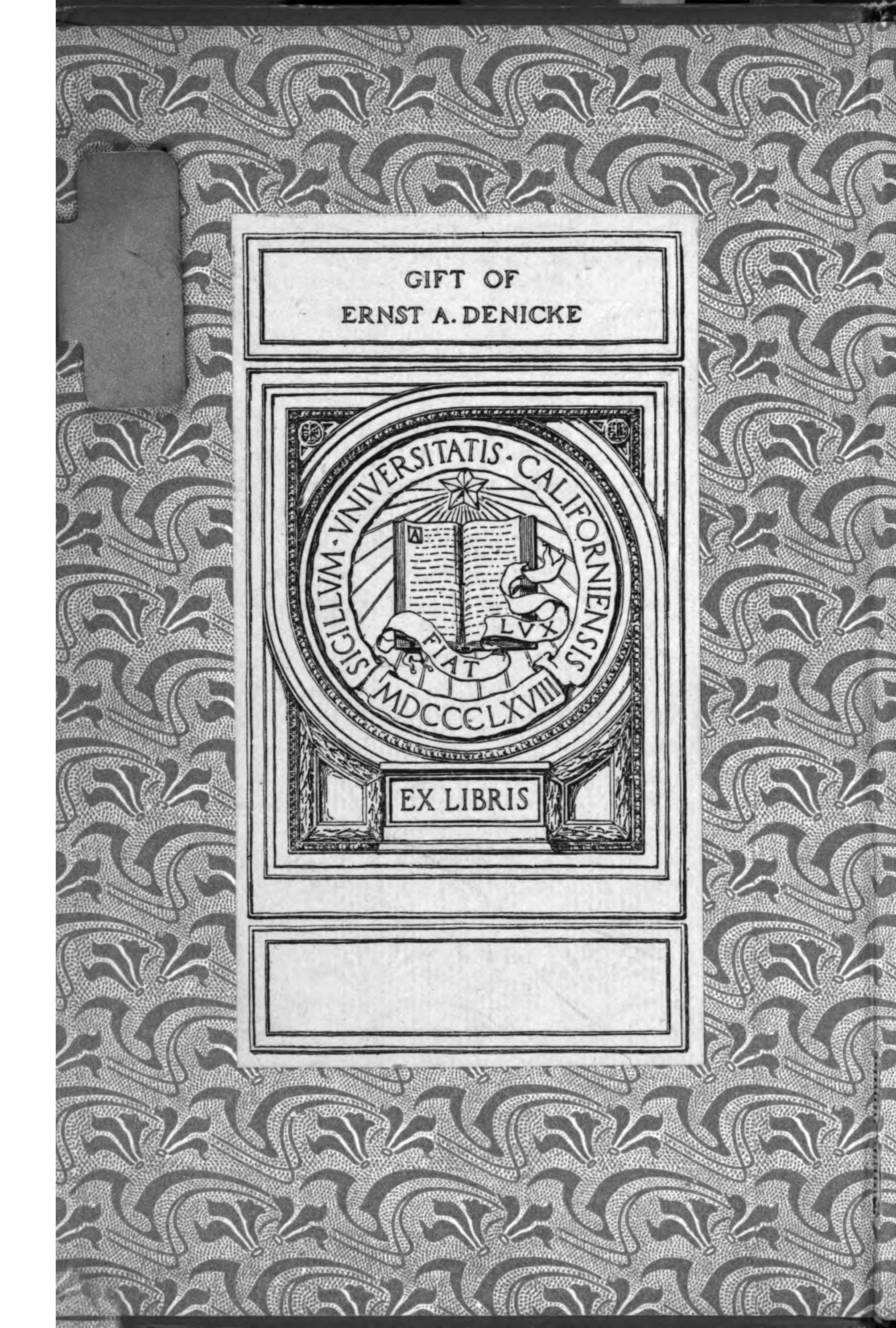
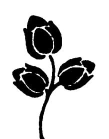


Das Tagebuch einer Hofdame
Roman von
Hanns von Zobeltitz
Verlag von W. Vobach & Co.,
Berlin · Leipzig · Wien


GIFT OF
ERNST A. DENICKE
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Das Tagebuch einer Hofdame



Druck von
W. Vobach & Co.
Leipzig-R.

Das Tagebuch einer Hofdame

Roman

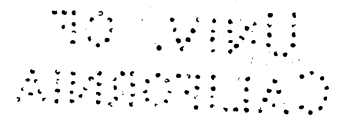
von

Hanns von Zobeltitz

Dritte Auflage



Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin • Leipzig • Wien

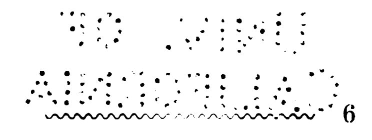


Sorrent, 17. April.

Kluge Leute behaupten, daß gescheite Menschen niemals Langeweile hätten — richtiger vielleicht: haben dürften. Sie reden, wie sie's verstehen; reden wohl auch sich und anderen etwas vor. Meine gute Mutter würde den Satz ganz gewiß anders gefaßt haben. Vielleicht hätte sie gesagt: Gescheite Leute dürfen es sich nie merken lassen, wenn sie sich langweilen.

Auch das ist gar nicht so leicht. Ich könnte ein Lied davon singen.

Also erstens schreibe ich, weil ich der Langeweile entgehen will. Es ist ja sehr gnädig, daß Hoheit die Morgenstunde mir überläßt — mit der Einschränkung, daß ich mich natürlich zur Disposition halten muß. Aber da ich am Abend um spätestens zehn Uhr entlassen werde und leider nicht länger als sechs Stunden schlafen kann, so sind die Morgenstunden recht lang. Ja, wenn ich frei über sie schalten dürfte, spazieren gehen könnte — verwegener Gedanke: ich muß mich ja „zur Disposition"



halten. Immer kann man nicht lesen; woher hier in Sorrent auch etwas Lesbares bekommen! Immer kann man nicht Briefe schreiben; wenigstens nicht diese lieben konventionellen Familienbriefe! Immer kann ich auch nicht am Fenster sitzen und auf das Zipfelchen Garten hinaussehen, so hübsch die Orangen im dunklen Laub „glühen“. Und für mein bißchen Garderobe sorgt ja Marietta, die Perle mit der ewig hängenden Unterlippe und dem Flaum auf der oberen.

Also erstens der Langeweile wegen. Zweitens weil ich auf dem besten Wege bin, alte Jungfer zu werden. Vierundzwanzig Jahre! Wer hätte das für möglich gehalten, als ich in der Wiege lag, daß vierundzwanzig Lenze verstreichen sollten, ohne daß ich erkiest und erkoren würde. Wie hätte ich selber darüber gelacht, damals vor sieben Jahren, als mir mein azurblauer Himmel voller Geigen hing! O jerum — jerum — jerum —

Alte Jungfern sollen immer eine geheimnisvolle Neigung für Tinte und Feder haben. Es kommt wohl eben mit den Jahren. Bisher habe ich zwar nichts von solch einem Bedürfnis empfunden. Schreiben war mir eigentlich ein Greuel.

Und lange werde ich's wohl auch diesmal nicht fortsetzen.

Aber irgendwie muß der Mensch sich aussprechen. Auch das ist ein Bedürfnis, das ich recht empfinde, seit ich niemand habe, mit dem ich zehn vernünftige Worte reden kann.

Jedenfalls ist es aber da und ist der Hauptgrund, die Ursache zu diesem Versuch. Ein Versuch, ein elender

Notbehelf — diese ganze Schreiberei. Etwas Unnatürliches, will's mir scheinen.

Ich habe jedoch nicht nur einen — zwei — drei Gründe. Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren — daher habe ich noch einen vierten.

Ich komme mir nämlich manchmal um ein Jahrhundert zurückgeschraubt vor. Und vor hundert Jahren schrieb ja jede honette Demoiselle an einem Tagebuch. Also —

Erinnerungen?

Nein! Nein und nochmals nein! Wenigstens jetzt nicht. Noch nicht.

Also die Gegenwart, diese langweilige, trostlose Gegenwart, um die mich Tausende beneiden, und für die ich dankbar sein müßte, wenn ich nur das geringste Talent zur Dankbarkeit in mir spürte. Posieren möchte ich aber wenigstens hier, in diesen verschwiegenen Blättern, wie man ja wohl früher sagte, nicht. Ich muß ja eigentlich schon den ganzen Tag posieren. Mir ist's oft, als säße das Gespenst meiner ersten Gouvernante hinter mir, und ich hörte ihre trockene Stimme: „Halte dich gerade, Editha!“ Immer sagte sie „Editha“ mit dem schleppenden Vokal am Ende.

Also, noch einmal: die Gegenwart!

Ich diene! — ist ja wohl die Devise des Prinzen von Wales. Ein stolzes Wort.

Ich diene auch. Aber stolz darauf bin ich nicht, und wenn ich den Nacken auch noch so sehr steife.

In der Not frißt der Herr der Unterwelt Fliegen. In der Not wird ein armes Komteßchen Hofdame, Lady of Bedchambre, wie die Engländer so schön sagen.

In mir empört sich noch alles, wenn ich daran zurückdenke, wie sie mich vor vierzehn Tagen gemustert haben. Als ob ich eine ansteckende Krankheit haben könnte — oder wie der Fleischermeister ein junges Kalb vor dem Kauf anguckt — oder wie vielleicht ein Gefangenwärter den neuesten Ankömmling. Ein Spießrutenlaufen: erst Herr von Blumberg, dann die Herzogin; dann und am schlimmsten das Gesindel: Frau Hadro — in vertrauten Stunden kurzweg Grete genannt, unsere allmächtige Kammerfrau, und endlich auch Herr Josef — Vatername unbekannt — der Kammerdiener Ihrer Hoheit.

Diese erste Stunde im Grand Hotel in Rom werde ich nicht vergessen.

Hoheit machte es am einfachsten, als ich, noch in meinem Trauerfähnchen — beim billigen Mann von Rom, Bocconi, für achtzig Lire gekauft — vor ihr stand. „Der Botschafter hat Sie mir sehr empfohlen, liebe Gräfin. Sie wissen, ich bin in einer fatalen Situation. Meine gute Baringen mußte heim, war immer krank, seit wir in Italien sind. Ja — wenn es Ihnen recht ist, machen wir einen Versuch. Einen Versuch, Gräfin —" Die Lorgnette hob sich leicht. „Nehmen Sie doch Platz —" und dann ein kurzes Inquisitorium: Wie alt? Papa zuletzt Gesandter in Belgrad. Mama lebte in Rom; viel krank; ihrer Gesundheit halber. „Sehr wohl, Eure Hoheit, man kann in Rom recht billig leben." Und vor einem Vierteljahr gestorben. „Armes Kind —" Schließlich eine sehr schmale, sehr weiße Hand, ganz ohne Ringe, über die ich mich pflichtschuldigst beugte. Auch etwas von Dank habe ich wohl gesagt — alleruntertänigsten Dank.

Das „Geschäftliche" erledigte dann Herr von Blumberg, Ritter ohne Furcht und Tadel, fast zwischen Tür und Angel. Der gute Botschafter, der Papa immer noch von der Zeit her, als er sich in Belgrad die diplomatischen Sporen verdiente, ein treues Gedenken bewahrt, hatte unseren Ehrenkavalier zweifelsohne informiert. Das Geschäftliche bestand im wesentlichen in einem verschlossenen Kuvert. Ich habe nie so spitze Finger gehabt, als da ich's nahm. Den Mietstaler nennt man's, glaub' ich, in Berlin. „Wenn Sie irgend ein Anliegen, einen Wunsch haben, Gräfin — ich stehe selbstverständlich zu Diensten." Er lächelte, daß ich die ganze Doppelreihe seiner Zähne sehen mußte, die so schön sind, daß sie nicht echt sein können. „Im übrigen darf ich Ihnen Frau Hadro empfehlen, eine überaus treue, zuverlässige Person, die seit zwanzig Jahren im Dienst der Herrin ist und das vollste allerhöchste Vertrauen besitzt." Erneutes Lächeln. „Auf gutes Einverständnis, Gräfin!"

Das war am Donnerstag. Am Freitag „zog ich an". Wenn man fünf Jahre in Italien gelebt hat, wird man ein wenig abergläubisch. Warum mußte es gerade an einem Freitag sein?!

Ich müßte nun eigentlich von der allergetreusten Madame Hadro sprechen. Aber mich ekelt's. Devotes Wesen mit Versuchen von Vertraulichkeit gemischt ist widerwärtig.

Am Sonntag reisten wir hierher. Am Sonnabend konnte ich mich in der Frühe ein Stündchen fortstehlen. Ich mußte noch einmal hinaus zu Mutters Grab, zum stillen Friedhof an der Cestius-Pyramide. Ich habe sie so sehr geliebt —

Da steht es: geliebt! Und doch, wenn ich ganz, ganz ehrlich sein will: ich weiß nicht, ob es wirklich Liebe war, so die rechte, opferwillige, gläubige, die süße, beglückende Kindesliebe, wie ich sie mir wohl denken könnte.

Verehrt habe ich sie, bewundert und bemitleidet. Wenn ich schwach werden wollte, habe ich mich an ihr aufrichten können. Aber mich so recht innig an ihre Brust schmiegen — habe ich das je gekonnt?

Solange ich zurückzudenken vermag, war ihr Leben ein großes Opfer. Nur für uns Kinder lebte sie, sorgte sie. Und dennoch kam ich ihr nie ganz nahe — und ich glaube, Bruder Fritz auch nicht. Ich weiß nicht recht, wie ich's ausdrücken soll. Aber mich dünkt: Mutter dachte immer nur an unsere Zukunft und zu wenig an unsere Gegenwart. Immer plante sie für das, was aus uns werden sollte; dafür erzog sie und formte sie uns. Fritz kam ja früh hinaus, erst ins Kadettenkorps, dann ins Regiment. Aber an mir modelte sie, oder suchte sie zu modeln bis zuletzt, und wenn ihr eine Hoffnung für mich in Rauch aufgegangen war, blies sie sich ein neues Flämmchen an.

Arme Mutter — ich war wohl nicht die beste Schülerin. Es ist bitter, aber es wird nicht weitab von der Wahrheit sein: Das Resultat all deiner Mühe reicht vielleicht gerade für eine — Hofdame.

Sorrent, 22. April.

Ein Tag:

Erstes Frühstück — gottlob — auf meinem Zimmer. Hierauf eine kurze Konferenz mit Marietta über die

unvermeidliche Toilette; ein Glück, daß es hier die billigen Seidenblusen gibt, mit denen man sich einigermaßen helfen kann. Um 12 Uhr Morgenknix; um 12½ Uhr Lunch im Salon meiner Hoheit, bisweilen mit Blumberg, meist ohne ihn. Dann zwei Stunden Vorlesen. Bald französisch, bald englisch und immer feierliche Lektüre. Wie ich diese kleinen Bändchen aus dem Koffer Ihrer Hoheit hasse! Macaulay und die Memoiren von Lamartine.

Toilette; eine Spazierfahrt, fast stets im verschlossenen Wagen, denn wir haben rechtes Aprilwetter. Bricht die Sonne einmal durch die Wolken, so steigen wir auch wohl aus und absolvieren in gemessenem Tempo einen Gesundheitsmarsch. Ach, daß ich mich doch einmal so recht ordentlich auslaufen könnte —

Fünf Uhr Tee, wenn es das Wetter erlaubt, auf der Terrasse; das wundervolle Meer — in meinem Rücken. Hoheit mit einer kleinen Stickerei beschäftigt, ich pflichtschuldigst auch. Unser Ritter liest aus den Zeitungen vor; auch das Gerdaer Tageblatt, der Heimatsmoniteur, kommt dabei täglich zu seinem Rechte. „Seine Hoheit geruhten heut in aller Frühe nach Schloß Hungolsheim zur Auerhahnpirsche zu fahren“ . . . „Der Landtag ist zum 1. Mai einberufen“ . . . „Dem Metzger Franz Emil Müller wurde das Prädikat als Hofschlächtermeister allergnädigst zuerkannt“ . . . „um elf Uhr abends wurde die freiwillige Feuerwehr wegen eines Brandes in der Prinzenbrückstraße alarmiert“ . . .

Großer Gott, muß dies Gerda ein Nest sein. Ich weiß nicht, ob ich nicht doch lieber zu Baron Maurice Oppenfels als Stütze der gnädigsten Baronesse gehe — es ist doch in Paris!

Toilette. Diner in einem reservierten Eckchen des allgemeinen Speisesaals. Man will doch auch Menschlein sehen. Nachher die Tasse Kaffee oben bei Hoheit. Ich werde aufgefordert, ein Sonett zu spielen oder ein Schubertsches Lied. Wenn ich mich plötzlich umdrehen würde, wüßte ich genau, daß Herr von Blumberg so diskret gähnen würde, wie eben nur er gähnen kann. Hoheit aber liest Briefe oder scheint zu lesen. Gnädigste Entlassung. Handkuß.

Auf dem Flur verabschiedet sich Blumberg von mir. Immer mit denselben ironischen Worten: „. . . wieder einmal ein schöner Tag zu Ende." Dann stehe ich noch ein paar Minuten am offenen Flurfenster und sehe sehnsuchtsvoll auf die mondübergossenen Schaumkronen, horche auf das Donnern der Wogen, die tief unter mir am Felsen nagen.

Und dann — nun dann gehe ich artiges Hofdämchen zu Bette. Ganz artig — und liege und liege, und der Schlaf will nicht kommen. Aber die dummen Gedanken spielen Fangball mit mir. Wachend träume ich. Albernes Zeug — von einem Schloß am Meer, so hoch und stolz wie einst des Tiberius Palast auf Capri, oder von einem Hotel in den Champs Elysées oder von einem Majorat in Ostpreußen. Vierundzwanzig Jahre und noch solche dumme Träume! Wer kann ihnen wehren? Ja, wenn ich ein Junge geworden wäre und jetzt arbeiten könnte, daß mir das Blut unter den Nägeln vorspritzte — dann wollte ich solche Träume nicht aufkommen lassen. Aber in meinem Drohnendasein —

Madame Hadro — ich muß sie doch erwähnen — fängt an, sich mir in einer Weise zu widmen, die mir

recht unangenehm wird. Vielleicht langweilt sich die treueste Seele auch; vielleicht hat sie bemerkt, daß Hoheit mich gern zu haben scheint — wär's auch nur, weil ich gut vorlesen soll. Das verdanke ich auch Mama, es gehörte „zur Ausbildung" — an solch eine Hofdamenstellung dachte sie freilich dabei nicht, selbst nicht in den Tagen des Bergabgleitens. Auch sie träumte wohl immer noch, auch mit wachen Augen, von einem Palais für ihre Dita. Träume sind stets Schäume, besonders aber solche, die man wachend träumt.

Also Madame Hadro geruhten mir im Auftrag von Hoheit gestern abend noch ein Häuflein deutscher Zeitungen auf mein Zimmer zu bringen. Allerhöchst persönlich. Nur leider, daß ich diese Herablassung so gar nicht zu schätzen weiß, ebensowenig wie den kleinen Klatsch, mit dem die Allerwürdigste mich zu beglücken versuchte.

Ich war wohl ziemlich kurz angebunden, wenn auch natürlich aus Vorsicht nicht unhöflich. Aber die Brave, deren Taillenweite darauf schließen läßt, daß man in Gerda wenigstens auf gute Küche hält, lehnte sich mit ihrem breiten Rücken an den Türpfosten und meinte: „Wenn gnädigste Komteß gestatten würden — gnädigste Komteß haben so wunderschönes Haar, ganz wie Hoheit es lieben, das rechte Kastanienbraun, und eine solch unglaubliche Fülle — dürfte ich Komteß wohl einmal frisieren?"

Kann man mehr von der wirklichen Kammerfrau einer wirklichen Hoheit verlangen? Ich war gewiß sehr undankbar, daß ich erwiderte: „Danke sehr, aber ich bin gewohnt, mich selbst zu frisieren."

„Gnädigste Komteß sollten es doch einmal versuchen. Hoheit lieben nämlich einen glatteren Scheitel — ich

weiß so genau, was Hoheit gern haben." Avis au lecteur nennt man das ja wohl. „Zu dem schmalen, feinen Gesicht von Komteß würde ein glatter Scheitel auch wirklich besser stehen."

„Danke sehr, Frau Hadro. Ich werde mir morgen einen glatteren Scheitel zulegen."

Sie stand immer noch wie angenagelt, sah sich mit ihren blanken Slavenaugen ziemlich ungeniert um: „Man hat Komteß ein wenig schönes Zimmer gegeben —"

Eigentlich hat sie recht. Blumberg hat gewiß gemessene Ordre, zu sparen, und wo ließe sich bequemer sparen, als an dem Zimmer von solch armer Lady of Bedchambre. Hinten heraus — ein Bett — zwei Stühle — die Waschtoilette und ein Spiegel, der nur für sehr glatte Scheitel berechnet scheint.

„Das Zimmer genügt mir vollkommen."

„Ihre Hoheit ahnen davon nichts und würden das ganz gewiß nicht billigen."

Es scheint also, daß zwischen Herrn von Blumberg und Madame Hadro keine allzu große Uebereinstimmung besteht. Da ich aber keine Neigung habe, mich und mein Zimmer als Zündhölzchen zwischen zwei Feuer schieben zu lassen, erklärte ich nochmals: „Wirklich, ich bin ganz zufrieden."

Sie lächelte diskret. Ich konnte ganz genau in ihrem Gesicht lesen: „Nun ja, du pauvres Komteßchen. Aber klug bist du nicht — bei uns darf man nicht allzu bescheiden sein." Wenn sie ahnen könnte, wie unbescheiden meine Sehnsuchten sind!

„Nun, Ihre Hoheit sprechen ja bereits von der Heimreise. In Gerda werden gnädigste Komteß besser logiert

sein. Komteß erhalten das Appartement von Fräulein von Baringen: Salon, Schlafzimmer, Badezimmer, nach dem Park hinaus und sehr bequem gelegen. Wünsche recht wohl zu schlafen, gnädigste Komteß!"

Damit ging sie endlich.

Das also war wohl der Zweck der Uebung: sie wollte mir zustecken, daß der „Versuch" mit mir geglückt erscheint, daß ich zur definitiven Nachfolgerin der „guten" Baringen designiert erscheine.

Wenn ich will? Aber ich weiß noch gar nicht, ob ich will!

---

24. April.

Heute haben Hoheit zum ersten Male so etwas wie eine Brücke zu dem Menschen in mir zu schlagen versucht. Es ist ja nur ein ganz schmales Brücklein geworden, und ich werde mich hüten, es unvorsichtig zu betreten. Aber der Versuch war unverkennbar.

Wir waren bei herrlichstem, sonnigem Frühjahrswetter nach Massa hinaufgefahren und machten dort den üblichen Spaziergang. Blumberg war nicht befohlen worden.

Die Fürstin wird sehr leicht müde, mit ihrer Gesundheit ist es überhaupt nicht zum besten bestellt. So waren wir kaum eine Viertelstunde gegangen, immer im Schatten der hochstämmigen Kastanien, immer mit dem Blick aufs blaue Meer, da bat Hoheit mich, aus einem Bauernhäuschen Stühle herausbringen zu lassen. Die Contadina war auch gleich zur Hand, wischte die schmutzigen Rohrstühle mit ihrem noch schmutzigeren Rockzipfel ab, brachte auf einem schmutzigen Teller eiligst ein paar prächtige Orangen und fing eine Geschichte von ihrem Gatten

und Herrn an, der drüben in Argentinien sei. Die Fürstin versteht, so ausgezeichnet sie englisch und französisch spricht, fast gar nicht italienisch, und ich war froh, als ich die Bäuerin endlich auf die übliche gute Art losgeworden war.

Dann saß die Herzogin lange ganz still mit einem Briefe in der Hand, einem sehr zerknitterten Briefe, den sie aus der Tasche gezogen hatte, und der den Eindruck machte, als sei er schon Tage alt und vielfach gelesen. Jetzt aber las sie ihn nicht. Sie strich ihn nur wieder und wieder glatt, faltete ihn zusammen, schlug ihn auseinander — und sah über ihn hinweg. Ich stand mit dem pflichtschuldigen kleinen Abstand so dicht hinter Hoheit, daß ich unwillkürlich sehen mußte, daß der Brief von einer ganz unbehilflichen Kinderhand in merkwürdig großen Buchstaben geschrieben war. Fast als sei dem Kinde die Hand geführt worden. Und ebenso unwillkürlich dachte ich zuerst: „von einer Enkelin“, bis mir dann gleich einfiel, daß der Erbprinz ja noch unverheiratet ist und Prinzeß Marie erst siebzehn Jahre.

Jedenfalls muß der Brief aber die Fürstin sehr beschäftigt, muß wehmütige Empfindungen in ihr geweckt haben. Ihr Kopf sank immer tiefer.

Mit einem Male richtete sie sich auf, steckte den Brief ein und wandte sich um: „Aber so setzen Sie sich doch, Gräfin —“ sagte sie. Ihre Stimme, die sonst leicht etwas sehr Dezisiertes hat, klang auffallend weich.

Sie ist gewiß einst eine wunderschöne Frau gewesen. Man sieht es ihr heute noch an, die Gestalt hat immer noch etwas unendlich Vornehmes, die schönen Linien des Gesichts haben ihre fünfzig Jahre nicht zerstört.

Aber um den Mund liegt ein eigener Zug, fast von Härte. Merkwürdig — der war jetzt wie fortgewischt.

„Von Ihrem Bruder haben Sie mir noch nie erzählt, Edith —"

Es ist das erstemal, daß sie mich mit dem Vornamen nannte, wie es ja wohl — bei längerer Vertrautheit — in „unserem Verhältnis" üblich ist.

Ueber Fritz ist nun beim besten Willen nicht viel zu sagen. Gescheites Kerlchen. Hübscher, guter, liebenswürdiger Junge, der er ist, flotter Leutnant, nicht gerade leichtsinniger als andere auch, aber auch nicht solider; daß der größere Teil von Mamas Witwenpension an ihn floß, und daß er außerdem fast den ganzen Rest unseres Vermögens verbrauchte — viel war es nicht — das konnte ich doch nicht erzählen. Sie sind ja alle nicht anders. Ich zog mich so gut aus der Affäre, wie ich konnte.

Aber alles schien Hoheit zu interessieren. Manchmal interessiert diese hohen Herrschaften ja das Gleichgültigste. Daß Fritz schon mit achtzehn Jahren Offizier geworden sei, daß er jetzt auf Kriegsakademie ist; daß er ein vortrefflicher Reiter sein soll! Ob er rennen läßt — ach du mein lieber Gott: das fehlte gerade noch! Ob er größer oder kleiner sei als ich? „Auch Ihre zierliche Figur, Edith?" — „Dunkle Augen wie Sie, liebe Gräfin? Und diese starken Brauen?"

Dann schien mit einem Male das Interesse zu erlöschen. Die Herzogin saß wieder ganz still, geraume Zeit, bis sie endlich sagte: „Uebrigens — Ihren Herrn Vater habe ich noch gekannt. Flüchtig zwar nur, aber ich erinnere mich recht deutlich. Um siebzig herum

muß es gewesen sein. Er war im Auswärtigen Amt in Berlin und wurde oft zum Tanz befohlen — bei den Bällen im Palais. Eine Erscheinung, die man nicht so leicht vergißt.“ Sie machte eine kleine Pause. „Ja, und dann habe ich auch gehört, daß er sich mit Bismarck nicht sonderlich gut gestanden hat — das ging ja vielen so und ist in meinen Augen vielleicht sogar eine Empfehlung — entre nous soit dit — und er wurde in Belgrad kalt gestellt. Ihre Frau Mutter war eine Russin, nicht wahr? Eine — warten Sie — eine Mursanow —“

Erstaunlich, welches Gedächtnis diese Herrschaften haben! Durch Erziehung und Uebung.

Die Herzogin stand auf — pardon, sie erhob sich. „Ich denke, Ihr Bruder besucht Sie einmal in Gerda,“ meinte sie noch. „Viel Pläsier kann ich freilich nicht versprechen, wir leben sehr still — Bitte, Ihren Arm, Gräfin — diese Frühlingsluft greift mich an. Ich weiß nicht, weshalb mich unser alter Arzt immer hierher schickt —“

Schwer stützte sie sich auf mich, und schweigend schritt sie bis zum Wagen zurück. Es wurden kaum zwanzig Worte auf der Heimfahrt gewechselt. Ihr Gesicht hatte auch wieder den herben Ausdruck angenommen, und als der Ritter ohne Furcht und Tadel, der im Hotelgarten in einem Faulenzer ge—faulenzt hatte, eiligst aufsprang, um sich alleruntertänigst zu erkundigen, ob Hoheit gute Fahrt gehabt hätten — meinte sie: „Es ging. Sie könnten übrigens dafür sorgen, Herr von Blumberg, daß ich einen Wagen mit besseren Federn erhielte.“

Aber vergessen werde ich doch nicht, wie seltsam geändert die Fürstin dort oben, bei Massa, aussah. Wie jemand, der schwer leidet, den die Sorge drückt.

Warum sollen denn die Herrschaften keine Sorge haben!

Was geht das alles freilich mich an? Nichts! Nur immer hübsch kühl bleiben — immer objektiv, meine liebe Edith! Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore — habe ich einmal irgendwo gelesen. Das Wort ist gut.

Capri (ohne Datum).

Ich habe ihn wiedergesehn — ich habe ihn wiedergesehn —

Und er ist an mir vorübergegangen, ganz dicht, daß ich meinte, seinen Atem auf meiner Wange zu fühlen, mit knappster Höflichkeit im Gruß und einem Gesicht, als trage er eine Maske von Eisen. An mir vorbei hat er gesehn, mit hochgerecktem Kopf, als ob sich seine Blicke in das graue Gestein bohren wollten —

Ich will nichts mehr schreiben. Lächerlich, diese Buchstabenmalerei! Aber lachen will ich — oder weinen — oder die Zähne aufeinander beißen und auch solch eine Maske erzwingen, wie er trug.

Keine Maske! Aus dem Innersten heraus muß ich mir die Gelassenheit zurückerkämpfen, wie ich's schon einmal tat. Es muß — muß gehen! Ich will! Ich bin doch kein hysterisches Weib. Ich bin doch immer stark gewesen und willenskräftig.

Und darum will ich doch weiter schreiben. Auch über dieses. Gerade um mich innerlich frei zu kämpfen,

um mich zu zwingen, meine Gedanken zu sammeln, mir klar zu machen, daß ich recht tat. Mich selber muß ich wiedergewinnen. Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore . . .

Ein Glück, daß ich allein war. Ich hatte mich doch nicht genügend in der Gewalt, sie hätten's mir vom Gesicht ablesen müssen —

Gerade waren wir angekommen, nach schlechter Ueberfahrt. Hoheit elend, Blumberg verärgert, wie bei jedem Hotelwechsel. Ich frisch und froh, daß mir der Wind endlich einmal ordentlich um die Nase geweht hatte. Auslachen hätte ich sie alle mögen mit ihren blassen Gesichtern. Eine Wonne, so ganz vorn am Lug zu stehen, über die weißen Schaumkronen hinweg aufs blaue Meer zu schauen und langsam, langsam das Felseneiland aus der ewigen Flut vor sich emporwachsen zu lassen, bis hoch oben die vergoldete Marienstatue deutlich erkennbar wird — dort, wo der Palast des Tiberius stand, wo der wahnsinnige Imperator sich daran ergötzte, die nackten, schönen Leiber seiner armen Sklaven von der steilen Felsklippe ins Meer stürzen zu sehen.

Dann das bunte, lustige Gewimmel der Landungsboote, das Toben und Rufen an der Marina, diese fröhlichen Menschen im Sonnenglast, die schnelle Fahrt durch die grünen Weingärten.

Ich war so froh. Selig war ich, als die Herzogin mich gleich entließ, kaum daß ich sie auf ihre Zimmer in Quisisana gebracht hatte. „Ich will mich legen — ich werde kaum vor Abend aufstehen können! Meine gute Hadro wird schon für mich sorgen —"

Also frei. Den halben Tag vor mir, solch einen rechten Capreser Sonnentag, der alles in ein Zauberlicht taucht, in immer neuen Farbenrausch, an dem die Rosen doppelt stark und süß duften und das grämlichste Menschlein seine Sorgen weit, weit hinter sich wirft.

Mein Zimmer habe ich kaum angesehn; Marietta die Kofferschlüssel hingeworfen; auf der Gartenterrasse gezwungenerweise mit Blumberg ein sehr abgekürztes Lunch genommen, immer mit dem Zeigefinger im Bädeker, mit verstohlenen Augen einen schönen Spazierpfad auf dem Kärtchen suchend.

Was kümmert's mich, daß Blumberg bald über das schlechte Essen räsonierte, bald über die gräßliche Ueberfahrt, über diese vertrackte Reiserei im allgemeinen, über Italien im besonderen; daß das grelle Licht — die himmlische Helle — ihn verdroß, daß ihm der wolkenlose Himmel wie ein blaues Parapluie erschien. Kaum konnt' ich mit Anstand aufstehen, so lief ich fort wie ein Kind, das zur Weihnachtsbescherung eilt. Zur Punta Tragara; ein Viertelstündchen auf der Steinbank gesessen und wie eine Träumende auf die massigen Faraglioni-Klippen gesehen und auf die brandende See; und dann bergab, bergauf, auf steilen Pfaden, Ziegenpfaden schließlich, nach dem Arco naturale zu. Ganz einsam, ganz allein, als ob mir das alles gehörte, nur mir, all die Herrlichkeit, die zerklüfteten Felsen, das ewige Meer, die duftenden Kräuter, das weite, blaue Himmelszelt. So würzig die Luft und so durchsichtig klar. Hinübergreifen hätte man können zur schön geschwungenen Küste des Salerner Golfes. Aufjauchzen hätt' ich mögen — vielleicht tat ich's auch.

Wie Bleigewichte fiel die Erinnerung an die öden letzten Sorrentiner Wochen von mir ab. Ein großes, freies Selbstvergessen überkam mich, wie ich so weiter und weiter kletterte, höher und höher. Als ob mir Flügel gewachsen wären —

Dann, ganz plötzlich, stand Eberhard vor mir.

Er mußte sich gelagert haben zwischen dem niederen Gesträuch, hatte wohl Tritte gehört, war aufgesprungen. Wie aus dem Fels emporwachsend, stand er da, kam auf mich zu. Aber er, mit seinen kurzsichtigen Augen, erkannte mich erst im letzten Moment. So schmal war der Pfad, daß wir uns fast berühren mußten. Dicht drückte ich mich links an die steile Wand —

Den Bruchteil einer Sekunde stutzte er. Dann faßte er an seine Mütze und schritt weiter. Das Gesicht versteinert. Neigte ich den Kopf? Ich weiß es nicht. Ich denke wohl, ich tat es — wie ein Automat. Vielleicht habe ich auch seinen Namen genannt — hingehaucht oder laut hinausgeschrien.

Regungslos stand ich. Bis ich einen Fall, einen Schlag hörte. Da jagte mir der jähe Schreck durch die Glieder: er ist abgestürzt!

Ich sah rückwärts — ich wollte — ja was wollte ich denn?

Aber es war nur ein Stein, der sich unter seinen Füßen gelöst, den er vielleicht absichtlich im Zorn zur Seite gestoßen hatte. Der elende Felsbrocken rollte den steilen Hang hinunter, schlug auf, machte einen Sprung und fiel dann senkrecht ins Meer, in die Brandung. Eberhard jedoch schritt weiter, mit gleichmäßigen, sicheren Tritten, ohne sich auch nur einmal umzuschauen.

So also können sich zwei Menschen begegnen, die Brust an Brust gelegen haben, deren Lippen sich nicht satt aneinander trinken konnten —

So ist das Leben!

Zwei Jahre erst ist es her, daß wir den kurzen Traum träumten. Merkwürdig genug: auf dem Monte Testaccio, dem Scherbenberge, begann er und dicht beim alten Kirchlein Quo vadis endete er. Quo vadis? Wohin gehst du? Besser wär's wohl gewesen, das hätte am Anfang gestanden.

Ein Traum war's und ein schweres Erwachen. Und doch möchte ich den Traum nicht missen. Warum sollte ich armes Komteßchen nicht auch einen Traum haben, wie andere Mädchen! Ich bin auch Fleisch und Blut. Ich war auch durstig und schmachtete in einer Wüste.

Schön war es doch!

Wie seine braunen Augen mich gleich anleuchteten, als Professor Sämen ihn mir vorstellte, damals — auf dem Scherbenberge: „Herr Doktor Eberhard Herlin, Komteß — der neueste Stern am Horizonte deutscher Wissenschaft.“ Mit der ganz leisen Ironie des anerkannten Kirchenlichtes und doch auch mit herzlichem Wohlwollen sagte es der alte Herr. Und ich freute mich, daß ich Bescheid wußte, daß ich Eberhards Buch schon gelesen hatte. Kein Wunder freilich: die alten römischen Barone, die Trangipani und die Savelli, die Colonna und die Anibaldi und tutti quanti, hatten nit ihrem Trotz und ihrer selbstherrlichen Gewalttätigkeit n mir Aristokratin immer ein eigenes Verwandtschafts-mpfinden geweckt. Wie ich's ihm sagte, wollte er's

nicht glauben. Aber als ich ihm bewies, daß ich sein Buch nicht nur nach Mädchenart durchblättert, daß ich's durchgearbeitet hatte, leuchtete es zum zweiten Male in seinem Gesicht auf. Am Abend wußte ich, daß er so fest in Ketten und Banden lag, wie nur je ein Capocci einen Gefangenen in den unterirdischen Gewölben der Trajansthermen gehalten hatte.

Warum soll ich's nicht hierher setzen: ich habe ihn sehr lieb gehabt. Ich habe all die süßen Heimlichkeiten verschwiegenen Glücks mit Wonne ausgekostet. Das ganz Neue in meinem Leben: keinen bewundernden Salonmenschen, sondern einen Mann, einen ernsten Arbeiter zu meinen Füßen zu sehen; ein Treffen hier, ein Treffen dort, erst dem Zufall verdankt, dann mit Absicht herbeigeführt. Sein Geständnis, meine Abwehr; sein trotziges Aufbegehren — der erste Kuß —

Ja — ich habe ihn sehr lieb gehabt! Aber ich wußte doch immer: das Meer war zu tief. Und wenn er frohgemute Pläne schmiedete und mich schon in Göttingen oder Tübingen oder in sonst irgend einer schönen Stadt als wohlbestallte Privatdozentsgattin sah, dann schauderte ich. Die berühmte „kleinste Hütte“ — nein — nein — nein —

Nichts hier beschönigen! Nichts hier vertuschen! Ich war schlecht. Aber ich konnte nicht anders. Ich war ja so selig, einmal so heiß, so innig, so zart geliebt zu sein. So unbeschreiblich selig war ich. Wie ein Kind: ein Quaterno hab' ich im Lotto auf unsere Geburtstagszahlen gesetzt, so hoch ich konnte, und gedacht, wenn dir Fortuna nur hunderttausend Lire in den Schoß wirft —

Drei Sommermonate —

Bis mich's dann doch packte, daß es so nicht weiter gehen könne. Um meinetwillen nicht, um seinetwillen nicht. Was sollte denn daraus werden? Daß er bürgerlich war, das tat's nicht: ich lache solcher Vorurteile. Aber wenn man weiß, wie Armut tut; wenn man von Kindesbeinen an darauf erzogen ist, eine Partie zu machen; wenn einem, so lange man zurückdenken kann, immer wieder gepredigt wurde: dein Name und deine Schönheit sind das Kapital, mit dem du wuchern mußt; wenn einem stets aufs neue ans Herz gelegt wurde: denke zuerst an dich selber, laß dich nicht betören; wenn man sich selbst sagen muß, daß man nicht dazu geboren ist, sich zu beschränken, auch nicht um der Liebe willen — dann muß eben schließlich die Ueberlegung siegen, die kühle, nüchterne — segensreiche Ueberlegung.

Es war schon so, wie ich ihm damals sagte am Kirchlein Quo vadis: ich würde an deiner Seite todunglücklich werden, trotz meiner Liebe, und ich würde dich todunglücklich machen — laß uns Abschied nehmen —

Es war gut so. Wenn er auch im Zorn ging und ich mit tiefgesenktem Kopfe an der hohen Mauer entlang schlich, von deren Krone die roten Rosendolden mir wie zum Hohne herabhingen. Es war doch gut so — für uns beide. Mit voller Ruhe und aus vollster Ueberzeugung schreibe ich es hin.

Er ist frei. Und ich will immer noch lieber Lady of Bedchambre der Herzogin von Gerda sein, als mich mit dem dünkelhaften Gelehrtenhochmut verehrter Professorenkolleginnen abfinden, vor der Frau Dekanin knixen, mich mit einer Vierzimmerwohnung begnügen

und mit einer plumpen Dienstmagd selber am Herd stehen — ich mag das Bild nicht weiter ausmalen. Ich bin wie ich bin! Dazu bin ich nicht erschaffen, ich würde ersticken und verkommen!

Und endlich: wir sind ja auch beide nicht gestorben an der Trennung — — —

Das hatte ich vor Tisch geschrieben.

Um sechs Uhr wurde ich zur Herzogin gerufen. Sie war noch sehr angegriffen, aber doch aufgestanden, und es wurde in ihrem Salon serviert. Joseph schlich auf den Zehenspitzen, Blumberg säuselte pianissimo. Hoheit berührte die Speisen kaum, und beim Dessert war's entschieden: wir bleiben nur achtundvierzig Stunden hier. Weshalb Hoheit so schnell wieder abreisen wollen, ist mir nicht recht verständlich geworden. Es ist ja auch so gleichgültig. Der Herr befiehlt — der Sklave eilt —

„Sie sehen auch nicht gut aus, Gräfin Bruck —“ sagte die Herzogin über Tisch zu mir. „Die Ueberfahrt scheint Ihnen auch schlecht bekommen zu sein, Aermste. Dunkle Ränder unter den Augen — das kenne ich bei Ihnen gar nicht.“

Die Ueberfahrt! Die tat's wahrlich nicht. Aber das andere wühlt und zerrt in mir, wie ich mich auch sträuben mag. Ich hatte vorhin gut schreiben: mit voller Ruhe und Ueberlegung! Die Ruhe ist ja doch nur von der Ueberlegung erzwungen, und ich brauche nur die Augen zu schließen, dann sehe ich ihn — das liebe, frische, gebräunte Gesicht, das so gar nichts vom Stubenhocker, vom Gelehrten hat, mit den offenen, großen, braunen Augen; die feine, schmale Nase sehe ich, die Stirn mit den zwei Falten darin, die sich bei jeder Erregung

zeigen, und den Mund — den Mund, der so gern küßte —

Vorbei —

Gottlob wurden wir gleich nach Tisch entlassen.

Unten in der Halle fiedelten die Geigen, und die unvermeidlichen vier Neapolitaner sangen ihr ewiges Santa Lucia. Unser Cavaliere wollte durchaus, daß ich ihm dort zu einer Tasse Schwarzen Gesellschaft leiste und ihm seine Langeweile töten helfe, ich entschuldigte mich aber mit der elendesten aller Ausreden, mit Kopfweh. Dann kam er mir noch einmal nach. „Gräfin, der Portier gab mir soeben diesen Brief für Sie —“

Ohne hinzusehen, wußte ich, von wem der Brief stammte. Mühsam beherrschte ich mich, mühsam brachte ich mein „Danke“ heraus. Es war wohl, es war gewiß Einbildung: aber ich meinte, Blumberg lächelte noch süffisanter als sonst und habe sein Einglas noch impertinenter ins Auge geklemmt.

Also auch die Korrespondenz solcher armen Hoffräuleins unterliegt der Kontrolle. Ich werd's mir merken und mich danach richten.

Dann flog ich auf mein Zimmer.

Sollte ich den Brief behalten? Sollte ich ihn uneröffnet zurückschicken? Ihn vernichten, ohne ihn zu lesen?

Da hatte ich aber schon den Umschlag aufgerissen.

„Edith! Wie ein Wahnsinniger bin ich heute durch die Berge getobt. Ich bitte es Dir ab, daß ich so kalt an Dir vorüberging — ich an Dir! Es war ja eitel Lüge, Verstellung, Selbstbetrug, eine törichte, künstliche Rüstung! Aber als ich Dich erkannte, rissen all die

Wunden wieder auf, ich glaubte, ich müsse innerlich verbluten. Und dabei lohte doch die Liebe wieder; ich kann ja nicht vergessen und überwinden. Und auch Du nicht. Auch Du panzerst Dein Herz vergebens!

Deine Adresse war leicht zu erfahren, da ich durch Sämen wußte, daß Du bei der Herzogin von Gerda bist. So schreibe ich Dir denn. Edith, ich liege vor Dir auf den Knien und flehe zu Dir: schenke mir noch eine Gelegenheit zur Aussprache. Sei noch einmal barmherzig. Bei der Erinnerung an zerronnenes Glück bitte ich Dich. Ich will nicht aufbrausen, wie damals. Fürchte keine Szene. Aber ich muß Deine Hand noch einmal halten, Dir noch einmal ins Auge sehen, Dich noch einmal fragen, ob wir denn nicht wieder aufbauen können, was in Trümmern liegt —“

Ich habe den Brief ganz, ganz langsam in winzige Stücke zerrissen.

Nein! Nein!

Ich muß klüger sein und härter wie er. Es ist aus, es soll aus bleiben. Nur kein Notbau — in dem vielleicht wirklich die Not hausen würde. Ich antworte gar nicht. Es soll keinerlei Brücke zwischen uns geben. — — —

Vorhin stand ich am Fenster.

Ein wunderbarer, dunkelblauer Sternenhimmel. So hell, daß man ohne Licht lesen könnte. Tiefe Stille. Nur das Brausen der Brandung tönt vom Ufer herauf. Ueber die Gärten weht der Nachtwind und trägt ein balsamisches Duften: an Rosen, Narzissen, Orangen, Nelken hat er sich vollgesogen, der Dieb, der nun so freigebig spendet.

Mitternacht ist längst vorüber. Die Gäste sind zur Ruhe. Keiner von ihnen weiß, wie schön diese Maiennacht ist.

Aber die beiden wußten es, die an der Gartenmauer entlang schlenderten, eng umschlungen. Irgend eine blutjunge Cameriera wohl, die sich aus dem Hause hier fortgestohlen hat zu ihrem Schatz, der sehnsüchtig an der Ecke im Schatten wartete. Ich hörte sie flüstern davon, bis ihre Worte unter Küssen erstickten. Die Glücklichen!

Drüben hebt sich vom Himmelsblau der weiße Dachfirst vom Hotel Pagano ab. Dort wohnt er — ganz nahe. Wenn ich laut riefe — Eberhard! — ich glaube, er müßte es hören. Auch er denkt jetzt an mich. Der Arme!

Nun graut der Morgen auf —

S'apre il ciel, cade il soffio, in ogni canto
Posan l'erbe e le frondi, e m'abbarbaglia
Le luci il crudo Sol pregne di pianto —

Grausam nennt Leopardi die Sonne. Ja, sie blendet —

Capri, Quisisana, 10. Mai.

Wir sind noch immer hier, die Disposition wurde geändert. Die See ist sehr unruhig, gestern hatten wir Sturm und Regen, und die „Najade" blieb ganz aus.

Ich bin in all den Tagen gar nicht herausgekommen, mußte viel um Hoheit sein, endlos vorlesen, dann und wann musizieren (bei dem entsetzlichen Hotelflügel kein Genuß), allerlei Briefe für die Herrin schreiben (meist Toilettengeschichten) und (das schwerste)

Unterhaltung „machen“. Kaum daß ich täglich einmal im Sturmmarsch durch die Gänge des engen Gartens rasen konnte. Bisweilen ist es mir, als lasse der Mangel an Bewegung mir das Blut in den Adern stocken. Aber es war mir doch lieb, daß ich ans Haus gebannt war, denn ich wurde die Angst vor einer Begegnung mit Eberhard nicht los. Nun ist er sicher längst fort — der fürchtet das bißchen wilde See nicht.

Neulich Nacht war ich ganz närrisch. Ich wurde sentimental — ich! Am Morgen habe ich mich ausgelacht. Etwas bitter mag das freilich noch geklungen haben, aber nun bin ich innerlich frei. Mir ist sogar, als sei ich es jetzt erst vollkommen, als habe ich nun erst die letzten Schiffe hinter mir verbrannt. Mutter würde mit mir zufrieden sein, so gelassen sehe ich die Gegenwart an, so gelassen sehe ich in die Zukunft. Ich will sie mir schon zimmern!

Wir hatten zu Hause einen Stehauf, ein kleines, blaues Glas, das Papa mir einmal aus Karlsbad mitbrachte. Wie man es auch hinlegte, es stellte sich immer wieder aufrecht. Wenn mich das Schicksal ducken will, ich richte mich doch wieder auf. Und wenn ich mich freiwillig vor den Menschen ducke, bleibe ich doch der Stehauf. Meine Zeit wird schon kommen —

Ein wenig mich ducken — ich möchte lieber sagen: mich anpassen — muß ich mich freilich. Ich sehe es ein, daß ich mit dem Kopf bisher zu sehr durch die Wand und meinen Nacken zu wenig krümmen wollte. Es ist wohl an der Zeit, mich schon jetzt daran zu gewöhnen, denn in Gerda, mit dem größeren Train, wird's erst recht notwendig werden.

Schließlich: es duckt sich ja jeder. Wenn von Berlin die Rede ist, fühlt man förmlich, wie die Nacken sich beugen. Und weil's immer mit schlechtverhehltem Widerwillen geschieht, fühlt man's erst recht. Mißstimmung, in höfische Formen gekleidet, unverkennbar —

Blumberg, immer Widerhall „von oben“, ist darin unübertrefflich. Wenn er sich, wie jetzt, gar zu sehr langweilt, läßt er beim Nachmittagstee, den ich mit ihm zu nehmen mich nicht recht entziehen kann — und jetzt auch nicht mehr will, gern sein Licht als Historiker, Genealoge, Heraldiker, Chronist, und was weiß ich noch, leuchten. Heute hielt er mir eine Vorlesung über das hochedle Geschlecht der Saldinger, die ihre Abstammung selbstverständlich von den Saliern ableiten — „uralte Dynasten“ —, als die Zollern noch im dunkelsten Dunkel standen, grünte der Stamm der Saldinger schon und trug Frucht! Ordentlich poetisch kann der unpoetischste Mensch der Welt dann werden, trotz seines Monokels.

Uebrigens interessiert sich auch Hoheit — „H“ —, wie unser Ritter bisweilen etwas übertrieben vertraulich, aber mit unübertrefflichem Akzent sagt, für Geschichte. Der Gerdaer Bibliothekar muß Auftrag gehabt haben, die allerhöchsten Koffer mit reichhaltiger Lektüre auszustatten, und er scheint ein Mann von Geschmack und Bildung. Ich war erstaunt, als ich heut auf Befehl nachsah, ob der Beulé vorhanden sei, und ihn wirklich fand; und noch mehr erstaunt beim Vorlesen dann, wie vortrefflich die Herzogin über Tiberius orientiert ist. Aber die Lektüre griff sie an. Sie winkte mir bald, abzubrechen, saß dann lange still und fing schließlich

doch wieder an, mit mir zu sprechen — von Tiberius und seinem Cäsarenwahnsinn. Dank des guten, alten Professor Sämen war ich einigermaßen beschlagen, kannte auch Stahr, von dem mein verehrter Lehrer freilich ebensowenig, wie „H“ viel hielt. Aber es war wirklich interessant, aus dem Munde der Herzogin ihre Anschauungen zu hören. Respektlos gesagt: etwas konfuse Anschauungen. Ich könnte mir denken, daß die geistreichen Leutchen am französischen Hofe, am Vorabend der Revolution, ähnlich geplaudert haben; mit dem Geiste der Enzyklopädisten durchsetzt, wie sie es waren, und doch auf die Aufrechterhaltung alles Bestehenden gesonnen; nicht geistreich, aber geistreichelnd. In der Theorie fast Republikaner, in der Praxis unbedingte Anhänger des — vielleicht des aufgeklärten Despotismus. Dabei — mir sympathisch — eine starke Betonung des eigenen Ich und zugleich doch aus der eigenen Verantwortlichkeit.

Ein plötzliches Abbrechen dann, wie es „H“ liebte, einige Minuten Schweigen, in dem ihre Gedanken zu wandern scheinen — und dann unvermittelt die Frage: „Sie gehen doch gern nach Gerda, Gräfin Edith? Es ist oft recht einsam bei uns —“

Ich war ja schon gewappnet und konnte unbedingt und dankend bejahen. Die Herzogin nickte mir freundlich zu, es schien sie zu erfreuen. „Ich habe Sie lieb gewonnen, Gräfin, trotz der kurzen Zeit unseres Zusammenseins“, sagte sie. „Verhehlen will ich Ihnen nicht, daß ich anfangs einige Bedenken hatte. Sie erschienen mir zu jung. Aber Sie sind ja auch schon durch des Lebens harte Schule gegangen, die den

Menschen oft so überraschend früh reift. Und dann — es ist mir meiner Tochter wegen lieb, daß Sie jung sind. Ich hoffe, Ihr ausgeglichenes Wesen wird auf Marie nicht ohne Einfluß bleiben. Es ist immer das Vorbild, das am besten wirkt."

Ich hätte also wohl allen Grund, zufrieden zu sein. Die Sonne allerhöchster Anerkennung leuchtet mir unverkennbar, und das ist ja wohl die Hauptsache an jedem Hofe und an jedem Höfchen.

Es kann ja nur ein „Höfchen" sein in Gerda. Aus einzelnen Andeutungen, gelegentlichen Wendungen habe ich mir das Bild ziemlich gut konstruieren können. Fürst Carl Stephan zu einem Drittel Landesvater, zu einem Drittel Familienvater, zu einem Drittel Weidmann. Der Erbprinz, ein stiller Jüngling, von dem man wenig sieht und hört. Prinzeß Marie, noch halbwegs Backfisch und noch ohne eigenen Hofstaat; ihre französische Hofmeisterin, Madame de Landelot, regiert ziemlich unbeschränkt über das Kind. Dann haben wir da: den Hofmarschall Freiherrn von Isenburg-Grabingen, der, wenn Blumberg recht hat, ein Meister in der Kunst zu sparen sein soll; was auch darin zum Ausdruck kommt, daß Seine Exzellenz höchstihre Gemahlin in die Stellung der Oberhofmeisterin hineinbugsierten, trotzdem die würdige Dame sehr wenig Begabung für die Rolle als Madame Etikette haben soll. Wir haben weiter einen Oberstallmeister Herrn von Wydenbruck, selbstverständlich einen Oberjägermeister, Herrn von Struck, der Seiner Hoheit besonderer Vertrauensmann zu sein scheint; einen Flügeladjutanten, Oberst Möller — bürgerlich also, was zu denken gibt. Ja, richtig, den Hofmeister des

Erbprinzen, Herrn von Ellengrod, nicht zu vergessen, dessen fabelhaft korrekte Handschrift ich aus den Adressen seiner sehr regelmäßigen Schreiben an Hoheit kennen lernte; die Handschrift eines Kalligraphen erster Ordnung und dabei doch nicht ohne persönlichen Ausdruck.

Ich bin doch einigermaßen neugierig —

Im Salon der Fürstin stehen natürlich die Photographien der nächsten Familienmitglieder in den Reiserahmen aus Juchtenleder. Aber ich kann mir so schlecht das Bild eines Menschen nach seinem Bilde machen, nun gar nach Photographien. Wollte ich nach denen urteilen, so müßte ich sagen: der Fürst, ein Hüne mit mächtigem Schnauzbart und ganz unhöfischem, breitgehaltenem Henriquatre, wäre ein Gemisch von Brutalität und Gutmütigkeit; der Erbprinz ein außergewöhnlich stattlicher Jüngling — er wird zwanzig Jahre — mit gutgeschnittenem Gesicht, fast etwas zu sehr schöner Mann; Prinzessin Marie sehr hübsches Puppenköpfchen. Dann steht da noch ein kleines Pastellbild der Mutter Ihrer Hoheit, der Fürstin Hessenstein. Das ist mir das liebste: ein rührendes, runzliges Altweibergesichtchen, von weißem Haar umrahmt, und ganz besonders ausgezeichnet durch große, blaue Augen — ja, und durch eine schreckliche Warze auf dem feinen Näschen. Solch eine Warze, die an sich scheußlich ist, und die man doch lieb haben möchte, weil sie dem ganzen Gesicht einen eigenen charakteristischen, unvergeßlichen Zug verleiht.

Gerda, 21. Mai.

Seit vorgestern hier.

Die Reise war fürchterlich. Auf der Fahrt ist mir erst so recht zum Bewußtsein gekommen, wie schwer es

ist, „zu dienen“. Auch die wirklich große Liebenswürdigkeit der Herzogin half mir darüber nicht hinweg. Diese hohen Herrschaften ahnen ja selber gar nicht, welche Ansprüche sie an ihre Umgebung stellen. Sie glauben, die rührendste Bescheidenheit zu entwickeln, aber die Gewöhnung eines Menschenlebens macht sie doch wunschreicher, so unendlich verwöhnter als alle übrigen Sterblichen. Von den Strapazen will ich gar nicht reden. Die Unterordnung des eigenen Intellekts ist das Schlimmste. Das immer nur an die Allergnädigste Denken, das Erraten aller ihrer Wünsche, das Denken an ihre Behaglichkeit, das Sinnen auf ihre Unterhaltung, auf das Stundentöten im rasselnden Einerlei des Bahnwagens! Schweigen zur rechten Zeit — Sprechen zur rechten Zeit; Vorlesen, bis die Augen schmerzen; immer frisch, immer heiter, womöglich immer anregend sein! Vielleicht lernt sich das alles und fällt dann gar nicht mehr schwer. Blumberg ist z. B. einfach Meister seiner Kunst, solange er sich unter den Augen von Hoheit befindet (daß er nachher desto ungeduldiger ist, kann ich ihm nicht verdenken). Aber meine Elastizität war fast völlig erschöpft, als der Zug endlich in die Bahnhofshalle hier einfuhr. Ich war nicht körperlich, aber geistig am Ende meiner Kräfte.

Um gerecht zu sein: bewundert hab' ich die Fürstin doch! Das Reisen wird ja freilich den Herrschaften so bequem gemacht wie nur möglich; jede äußere Last wird ihnen abgenommen, überall sind für sie dienstbereite Hände, Füße und — Köpfe tätig. Die Reisestrapaze an sich bleibt doch, das Durchgerütteltwerden, der Staub, die Hitze — und Hoheit ist wahrlich nicht

die Kräftigste. Wir fuhren von Luzern bis Gerda durch, selbst für einen gesunden, jungen Menschen eine kleine Leistung. Aber je näher wir der Heimat kamen — ich schreibe bereits Heimat, als ob es auch mir eine Heimat sein, werden könnte, — desto frischer erschien die Herzogin mir, desto lebhafter, angeregter. Oder war's nur erhöhte Nervenspannung?

Ein gewöhnlicher Reisender ist froh, wenn er, am Ziel angekommen, möglichst bald zu Haus und in sein Zimmer kommen kann, zur Ruhe. Anders hier. Ein paar Stationen vor der Grenze des gesegneten Fürstentums Gerda-Saldingen harrte unserer der Salonwagen. Umsteigen und — Toilette machen, nicht ohne vorherige eingehende Beratung mit der allergetreusten Hadro, die wirklich anstatt der Nerven Stahlfedern zu haben scheint; auf den beiden letzten Bahnhöfen Sichzeigen am Wagenfenster, gnädiges Lächeln den devot-strammdienstlichen Stationsbeamten — mit Dienstmütze erster Garnitur und weißgewaschenen Handschuhen — gegenüber und der kleinen, aber sichtlich interessierten Zuschauerschar. In Gerda endlich eine Art offiziellen Empfanges.

Roter Plüschteppich vom Tritt des Wagens bis zum Fürstenzimmer. Auf dem abgesperrten Perron der Herzog, Prinzeß Marie — übrigens über alle Erwartung reizend! — und eine Reihe mir noch unbekannter „Charakterköpfe"; außer den obersten Hofchargen vermutlich der Bürgermeister, der Polizeidirektor, der Bataillonskommandeur. Würdevoller Gattenkuß; Prinzeßchen quiekte dagegen ziemlich würdelos, aber sehr herzlich und niedlich. Der Erbprinz war zu meiner Verwunderung nicht anwesend. Aber ich hörte, wie

der Herzog sagte — so laut, daß es auch die Fernerstehenden hören mußten: „Moritz ist in Hungolsheim. Sollte ja deinem Wunsch zufolge seine Studien nicht unterbrechen. War kürzlich drüben — ist sehr wohl und munter — waren zusammen auf Pürsche — Moritz kapitalen Bock geschossen.“ Seine Hoheit sprechen etwas à la Friedrich Wilhelm III. und streichen dabei mit Vorliebe den überwältigenden, graumelierten Schnurrbart, den selbst ein Haby — so heißt der Berliner Zauberkünstler ja wohl? — nicht bezwingen würde.

Ich wurde noch im Fürstenzimmer des Bahnhofs vorgestellt. Der Herzog meinte: „Sehr erfreut — traf sich ja prächtig — famoses Arrangement — das!“ Prinzeß Marie betrachtete mich zuerst mit einem echt mißtrauischen Backfischblick, schüttelte mir dann aber kordial die Hand. Darauf fuhren wir nach dem Residenzschloß. Ich natürlich mit Blumberg zusammen, der immer wiederholte: „Gott sei's gelobt, daß die Reiserei jetzt zu Ende ist und man nun ein paar Monate Ruhe hat.“

Merkwürdig genug mutete mich das Städtchen an. Ich kenne ja Berlin, Wien, Rom, Paris, Konstantinopel und Belgrad, aber ich war noch niemals in solch einer kleinen deutschen Residenz. Der erste Eindruck: Kleinstadt mit Großstadt-Allüren! Eine breite Straße — ich denke, sie wird Hauptstraße heißen oder Karl-Stephan-Straße — mit Kastanien an den Seiten, vielen niedrigen, alten Häusern, aber überraschend zahlreichen Läden. Ein recht großer Platz mit einem ganz stattlichen Rathaus und dem Theater. Ziemlich viel

Leutchen auf dem Wege, die mit rührender Devotion grüßten. Es gibt doch noch gute Menschen!

Schließlich ging's ein paar Serpentinen hinauf, zwischen Villen und Gärten, und wir hielten vor dem Schloß. Ich registriere wieder den ersten Eindruck: ein riesenhafter Kasten, halb Pitti-Palast, halb Versailles. Damit ist schon gesagt, daß das Schloß äußerlich höchstens durch seine Größe, aber jedenfalls nicht durch Stilreinheit imponieren kann.

Rührend gnädig war übrigens die Herzogin. Der Wagen der Herrschaften war natürlich einige Minuten vor uns angekommen, aber Hoheit hatten augenscheinlich auf mich im Vestibül gewartet. Sie nickte mir zu, als ich eintrat, faßte meine Hand und sagte: „Nun lassen Sie sich's gefallen in Gerda, liebe Gräfin. Ich wollte Sie doch persönlich hier willkommen heißen — für heute habe ich nichts für Sie, richten Sie sich in Ruhe ein. Gott befohlen, Edith —"

Treppauf, treppab wurde ich geführt, durch endlose Korridore, in denen trotz der weichen Läufer die Schritte unheimlich widerhallten. Dann übergab mich der Lakai einer älteren Person mit schlohweißem Haar und noch weißerem Häubchen darauf, die ich inzwischen als Fräulein Klarissa Morgentow, ihres Amtes Beschließerin, rekognosziert habe, und die mich endlich in meine Zimmer brachte.

Ich bin jedenfalls ausgezeichnet untergebracht. Ein Salon — cher frère würde sagen, ein Reitstall — behagliches Schlafzimmer, daran anstoßend Badezimmer, Zofenzimmer, und von allen Fenstern aus die entzückendste Aussicht. Unter mir der Park mit weiten

Rasenflächen, wundervollen Buchen — jetzt alles im ersten, frischesten Frühlingsgrün — dahinter wellige, bewaldete Hügel, im Hintergrunde die blauen Thüringer Berge. Frühmorgens ist der Blick geradezu bezaubernd, märchenhaft schön. Und ein Gezwitscher und Gezirpe und Gesinge ist's dann unten in den Wipfeln und in den Büschen um das große Bassin, wie ich's kaum je hörte — ein ganzes Freikonzert.

Trotz der Größe sind meine Zimmer übrigens recht behaglich eingerichtet. Etwas verschossener Prunk — so als ob die Möbel im Laufe der Jahre aus den Zimmern der Herrschaften eine Wanderung treppauf gemacht hätten —, aber gut erhalten, gediegen und bequem. Meine Marietta konnte ihre kohlschwarzen Augen und ihre Rosenlippen vor Bewunderung gar nicht weit genug aufsperren. Und in der Tat: ich habe seit vielen Jahren, ja seit Papas Tode nicht so gut gewohnt. Eigentlich zum ersten Male wieder „standesgemäß".

Zum ersten Male seit fast fünf Jahren! Nur wer ewig und immer in Hotelstuben und Pensionen oder bestenfalls in solch elenden römischen „möblierten" Fremdenlogis hausen mußte, kann das Behagen recht ermessen, mit dem ich hier Besitz ergriff: von dem breiten Waschtisch mit der schimmernden Marmorplatte und einer Schale darauf, daß man sich fast drin baden könnte; von den tiefen Kleider- und Wäscheschränken und der altertümlichen Kommode — sogar gut schließende Schlösser haben sie zum Staunen Mariettas, die so etwas natürlich gar nicht kennt; und dann vor allem von dir, du lieber, mächtiger Schreibtisch! Nein — du bist ja gar kein Schreibtisch; ein Schreibschrank bist du

mit deiner Fallklappe und mit deinen unzähligen Kasten und Kästchen, die ich noch gar nicht einmal alle ergründen konnte. Ein liebes Empire-Ungeheuer bist du, und ich begreife kaum, daß man dich, der du ja nun wieder ganz modern, dem Hoffräulein gönnt: Acajou- und Rosenholz, eingelegte Lorbeergirlanden — im Empire tat man's nicht ohne Lorbeerzweig —, griechische Helme und Waffenembleme dazwischen und vorn auf deiner Klappe die köstlichsten splitterfasernackten Olympischen, Hera, Athene, Aphrodite und der Götterliebling Paris. Ei, ei, Madame Etikette — etwas bedenklich ist's schon für das Zimmer einer jungen Hofdame!

Was mag der Schrank gesehen, erlebt haben im Lauf von hundert Jahren? Vielleicht prunkte er einst im Arbeitszimmer des regierenden Herrn, vielleicht schrieb auf dem verschossenen violetten Samt die letzte Maitresse en titre, die's ja wohl hier gegeben haben wird wie überall, ihre duftenden — unorthographischen Billetts? Vielleicht setzte Napoleon, der, wie Blumberg mir erzählte, vor der Schlacht von Jena eine Nacht im Schlosse logierte, hier seine entscheidenden Dispositionen auf? —

Gestern war Sonntag. Früh Gottesdienst in der kleinen Schloßkapelle. Der Hofprediger — es ist gut, wenn ich mir die Namen notiere, denn die quirlen noch in meinem Kopfe herum: Konsistorialrat D. Ergentkin — sprach sehr gut, ohne überflüssige Salbung, würdevoll. Mir fiel auf, daß Ihre Hoheit sehr, sehr ernst waren, tief ergriffen. Ich glaube sogar, daß sie Tränen im Auge hatte, als für das Herzogliche Haus gebetet wurde.

Dann Dejeuner dinatoire im engsten Kreise; außer den Herrschaften nur die beiden Exzellenzen

Isenburg — soweit ich urteilen kann: ziemliche Nichtse — Blumberg und ich. Etwas krampfhaft mühsame Unterhaltung; das Prinzeßchen dazwischen wie ein allerliebster, noch nicht recht flügge gewordener Vogel.

Am Nachmittag fuhren die Herrschaften nach Schloß Hungolsheim hinaus. Ohne jede Begleitung. Ich hatte schon auf einen freien Nachmittag gehofft, aber ich wurde zur Prinzessin befohlen, da die Erzieherin auf einige Tage beurlaubt ist.

Nun zählt ja Befangenheit nicht gerade zu meinen schlimmsten Eigenschaften; das Leben hat mich gelehrt, mich ziemlich leicht und schnell in die verschiedensten Lagen zu finden. Diesmal wußte ich indessen doch nicht gleich, wie ich mich in meine Nachmittagsaufgabe, die mir ganz ohne jede „Instruktion" überwiesen wurde, schicken sollte. Nach einigem Ueberlegen nahm ich eine Handarbeit mit zur Prinzessin herunter, eine richtige Verlegenheits-Handarbeit, die ich in Sorrent gekauft habe, und die mir schon recht gute Dienste geleistet hat. Manchmal hätte ich Lust, die Penelope zu spielen und die Stickerei nachts immer wieder aufzudrieseln.

Es kam aber anders. Prinzeß Marie wartete schon auf mich — fast hätte ich geschrieben: gestiefelt und gespornt. „Wir wollen doch spazieren gehen!" erklärte sie mir gleich, mit ziemlich starker oppositioneller Betonung des „doch". „Warum haben Sie denn Hut ‚und so' nicht gleich mit heruntergebracht, Gräfin? Nun, ich schicke meine Luise hinauf —"

So zogen wir denn los in den frühlingsduftenden, wirklich herrlichen Park. Anfangs ziemlich schweigsam; ich wußte doch nicht recht, wie mich in dem jungen

Gemüt ein wenig festankern. Dann ging's körperlich und geistig schneller. Prinzeß schlug ein Tempo an wie ein Füllen, das sich endlich einmal ausrasen möchte, und mir fehlte schon seit langem solch Sturmmarsch. Und Prinzeßchens Zunge war auch bald gelöst. Zuerst war's ihr ergangen wie mir. Ganz vulgär gesagt: sie hatte sich nicht recht getraut; hatte wohl auch mir nicht recht getraut. Nun plapperte sie ganz wie andere Backfische. Frisch und fröhlich und ab und zu vorschämigen, nachdenklichen Zwischenpausen unterbrochen, aus denen immer die stumme Frage mir entgegenklang: Sag' ich auch nicht zu viel? Dann und wann ein bißchen angelernte Schulweisheit dazwischen, ein klein wenig komische Würde auch — alles in allem aber recht wie ein lieber, natürlicher Mensch mit guten Anlagen.

Ich mußte oft an meine eigenen holden Siebzehn zurückdenken.

Auch hier war all dies leise, unbewußte Sehnen und all die Anschlußbedürftigkeit einer jungen Seele. Es wird mir nicht schwer werden, mich ihrer zu bemächtigen — wenn ich es für klug halten werde. Wie ein offenes Buch liegt sie heute schon vor mir.

Die Wege im Park führen so ziemlich alle nach Rom, und dies Rom ist ein hochgelegenes Belvedere mit weiter Aussicht auf das Städtchen und die grüne, fruchtstrotzende Ebene.

Hier saßen wir nieder, und Prinzeß Marie begann, mir Stadt und Land, das fast wie eine ausgebreitete Landkarte dalag, zu erklären. Wie sie's wußte. Denn ihr Horizont ist noch enge. Die Kirchen zählte sie gewissenhaft auf, und die Namen der Dörfer konnte sie

nennen. Von den Leuten, die darinnen geboren werden, leben, arbeiten und sterben, wußte sie wenig. Nur daß in dem neuen Fabrikviertel der Stadt „ein böser Geist“ herrsche, betonte sie wichtig: rote Sozialdemokraten seien es.

Dann wies sie mit ihrem winzig kleinen Zeigefingerchen nach rechts. Dort sah ich eine ausgedehnte Parkanlage und mitten darin ein schloßähnliches Gebäude, sehr vornehm und stattlich. „Da wohnt der zweite Fürst dieses Landes,“ meinte sie. „Er soll viel reicher sein als Papa, hab' ich einmal gehört.“ Es kam sehr drollig heraus. Anerkennung und Mißachtung lag darin.

„Und wer ist dieser Glücklich-Unglückliche, Hoheit?“

„Baron Gillern. Genauer gesagt: Bruno Baron Gillern, in Firma Gillern und Kompagnie.“ Das klang wieder ganz wie etwas fremder Zunge Abgelauschtes. „Nämlich, müssen Sie wissen, Gräfin: der Mann heißt eigentlich schlechtweg Gillern. Aber Papa hat ihn in den Adelstand erhoben — wegen seiner Verdienste um die Industrie des Herzogtums. Ihm gehören nämlich all die Fabriken dort unten, und außerdem hat er noch viele andere auf den Dörfern bis weit in den Wald hinein.“

Ich fragte, was denn in den Fabriken angefertigt werde. Davon wußte Prinzeß aber nicht viel. Teller und Töpfe, meinte sie achselzuckend, und auch Puppenköpfe; letztere schienen sie noch am meisten zu interessieren, denn sie fügte hinzu: „Die werden aber nicht hier gemacht, sondern in einer seiner Fabriken im Walde. Er soll die halbe Welt mit Puppenköpfen versorgen, unser Baron Gillern.“

Ein Porzellanfürst also. Ich habe für unsere modernen Großindustriellen eigentlich immer eine geheime Sympathie gehabt. Aber gerade ein König im Reiche der Puppenköpfe könnte mich am wenigsten begeistern. Ich muß ihn mir unwillkürlich ebenso banal vorstellen, wie solch ein Puppenkopf selbst es ist.

Aber Prinzeß ließ nicht locker. Sie hatte noch eine romantische Geschichte in petto — vielleicht führte sie mich sogar nur aufs Belvedere, um mir die anzuvertrauen. „Da ist nämlich ein Geheimnis auf der Villa Frieden —" meinte sie wichtig. „Ich weiß ja nichts Genaues, aber man hört doch so allerlei. Der Baron Gillern hat eine wunderschöne Frau, die früher Sängerin gewesen ist — Opernsängerin. Sie soll zwar noch ganz jung sein, aber er läßt sie nie aus dem Haus und Park heraus. Die hohe Mauer hat er deshalb eigens um das ganze große Grundstück herumführen lassen. Wie eine Gefangene hält er sie, die Aermste —"

Also auch bis an die allerliebsten Oehrchen kleiner Prinzessinnen dringt solcher Tratsch — solch richtiges Dienstbotengewäsch.

„Aber — Hoheit!" Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Das gibt es in einem modernen Staate doch nicht, im zwanzigsten Jahrhundert."

Sie entrüstete sich förmlich über meinen Zweifel. „Nun, Sie werden ja bald genug selber davon hören, Gräfin! Mehr als ich! Ganz sicher! Und sehen Sie: ihn sieht man doch oft. Mal fahren — er hat zwei Hartträber, um die Papa ihn eigentlich beneidet, — mal in der Kirche, mal auch bei einem Wohltätigkeitsbazar. Dann und wann wird er auch zu Hofe befohlen.

Aber die arme, schöne Frau sieht man niemals. Ich denke mir, er muß schrecklich eifersüchtig sein. Solch ein eifersüchtiger Mann — das ist gewiß furchtbar —" Und dann kam es heraus: „Sie müssen sich danach erkundigen, Gräfin, und dann müssen Sie mir es erzählen. Ganz genau."

Ich konnte das gern versprechen. Denn solche Phantasien aus dem Kindskopf herauszuschneiden, ist ja geradezu ein gutes Werk. Dies Geheimnis der Villa Frieden wird nicht schwer zu ergründen sein.

Langsam schlenderten wir zurück. Prinzeß hatte bisher erklärt, erzählt. Jetzt sollte ich an die Reihe kommen. Ueber Italien wollte sie allerlei, vielerlei wissen, und manchmal klang in mir das alte Wort auf von dem einen Klugen, der nicht soviel beantworten kann, wie —

Von unserer Reise mußte ich berichten. Und da machte mich plötzlich eine impulsive Frage stutzen. „Mama war wohl wieder oft sehr traurig?"

Ich fühlte: antworten war mißlich, schweigen fast ebenso bedenklich, denn das wurde sicher als Bejahung gedeutet. So suchte ich nach einer Umschreibung. „Ich habe oft das seelische Gleichmaß Ihrer Hoheit bewundert —" Im Grunde eine ebenso dumme, wie echt höfische Redensart.

Aber sie gefiel. „Ja — Mama! Mama ist so gut und so groß!" Das kam wirklich warmherzig und rührend kindlich heraus. Doch dann setzte die Prinzessin hinzu: „Uebrigens verstehe ich Sie sehr wohl, Gräfin. Mama war also traurig. Ja natürlich — die ewige Sorge um Moritz —" Damit brach sie kurz ab.

Die ewige Sorge um Moritz! Das wäre ein Geheimnis, das mich mehr interessieren würde, als alle Mysterien der Villa Frieden zusammengenommen, und wenn der Ritter Blaubart von Gillern ein ganzes Dutzend Frauen im Cachot hielte. Was ist's mit dem Erbprinzen? Tut er nicht gut? Hat er allzu heißes Blut? Liebschaften im Stil des ancien regime, wo man ja auch schon in jungen Jahren anfing, Wohlgefallen an den Töchtern des Landes zu finden? Tat man ihn deshalb in die stille Abgeschlossenheit von Schloß Hungolsheim, zwei Meilen von der nächsten Bahnstation und mitten im Walde? — Geduld! Wir werden es erfahren. Da hätten wir also schon zwei Geheimnisse von Gerda — die freilich beide für mich keinen tragisch-dramatischen Beigeschmack haben. —

Der Rest des Tages verlief, wie hier alle Tage zu verlaufen scheinen. Bald nachdem wir von unserem Spaziergang zurückgekommen waren, kehrten auch die Herrschaften heim und dinierten allein mit Prinzeß. Ich hatte das Vergnügen, auf meinem Zimmer speisen zu dürfen — und schrieb dann diese endlosen Blätter. Es ist Mitternacht darüber geworden. Ob es wohl in diesem alten Schloß auch eine weiße Frau gibt oder einen Mönch ohne Kopf oder einen Ritter mit klirrenden Ketten? Es gehört so etwas eigentlich zu einem herzoglichen Residenzschloß und zu einem Fürstengeschlecht, das von den Saliern abstammen will. Aber über mir leuchtet das elektrische Licht. Mit dem vertragen sich die Gespenster aus vergangenen Tagen nicht. Das elektrische Licht, bezogen aus der Zentrale des Baron Gillern —

Uebrigens, so müd' ich bin, noch eins: während des ganzen Spazierganges habe ich mir den Kopf zerbrochen, wem unser reizendes Prinzeßchen ähnlich sieht. Jetzt hab' ich's: dem Pastellbild der Mutter der Herzogin, der alten Fürstin Hessenstein. Nur die Warze auf der Nase fehlt. Aber sonst Zug um Zug, aus dem Altertum in die jüngste Neuzeit von siebzehn Lenzen übertragen: dasselbe liebreizende, gute, temperamentvolle Rokokogesicht mit den großen Blauaugen. Man möchte über das Thema phantasieren, wie dieses Gesichtchen alt werden wird? Im Glück oder Unglück? — — —

---

25. Mai.

Daß ich hier, im Kreise der Hofschranzen, als eine angenehme Vermehrung betrachtet werde, glaube ich nicht. Ich bin ein Eindringling. Eigentlich sind wir zwar fast sämtlich „Eindringlinge", denn des Herzogtums angestammter Adel wäre nicht einmal zahlreich genug, den doch wahrlich kleinen Bedarf zu decken, und man schreitet daher wohl meist zu Anlehen jenseits der Grenzen des Ländlis. Aber ich bin Preußin. Preußen sind streng genommen nur erlaubt, so sie aus Hannover stammen. Ach, du liebe deutsche Einigkeit!

Es hilft Ihnen aber nichts, hochverehrte Exzellenzen Isenburg-Grabingen, männlichen und weiblichen Geschlechts, wenn Sie mich scheel ansehen. Ich bin finster entschlossen, mich zu behaupten, ich will und werde im Lichte der Allerhöchsten Sonnen immer mehr und mehr festen Fuß fassen — seien Sie's versichert!

Sie tragen beide eine Perücke — der Hofmarschall und die Oberhofmeisterin. Dahinter bin ich schon

gekommen. Eine innerliche, mit mächtiger Allonge, die sicher noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt; aber auch veritable äußerliche. Er einen wunderschönen, kohlrabenschwarzen Scheitel, und sie ein blondes, fast rotblondes Toupet, das schlecht gearbeitet ist, denn neulich sah ich in einem unglücklichen Moment das graue Haar seitlich herausblinken.

Vorläufig habe ich nur mit Ihrer Exzellenz einen kleinen Krach gehabt. Sie „riet" mir nämlich, meine Marietta zu entlassen und mir unter den Töchtern des Landes eine Zofe zu wählen. Ich bin nicht so sentimental, daß ich Tränen heulen würde, wenn Marietta gehen müßte, aber sie ist mir angenehm und bequem, schneidert und frisiert gut und ist „italienisch" billig; außerdem treu wie ein Hund. Warum also? Ich dankte sehr höflich für den guten Rat und bat — fast zu höflich —, meine Perle behalten zu dürfen. Darauf setzte sich Ihre Exzellenz aufs hohe Pferd und mir auseinander: erstens sei die Italienerin katholisch, und das passe nicht in die absolut lutherische Domestikengesellschaft; zweitens würde sie sich mit dieser nicht einleben können; drittens hätte ich ganz gewiß Schwierigkeiten, da sie die Sprache nicht beherrsche und so weiter. Alles in erhaben mütterlichem Tone gesagt. Das ging mir wider den Strich, und ich beharrte auf meiner Perle; worauf Exzellenz sich reckten und abschoben. Nous verrons! Eine Kabinettsfrage wird es wohl nicht werden.

Dafür hab' ich, wenn mich meine Augen nicht täuschen, eine Eroberung an Oberst Möller gemacht, „unserm" Flügeladjutanten.

Das ist ein wunderliches Männchen, äußerlich angesehen. Ich kann mir ihn gar nicht als Offizier denken; bisher sah ich ihn auch nie in Uniform. Er ist ein Sitzriese und ein Stehteckel, mit ganz kurzen Beinchen und einem massiven Oberkörper. Bei der Verteilung der Hälse scheint er entschieden zu kurz gekommen zu sein, im wörtlichsten Sinne des Wortes, denn sein Kopf sitzt unmittelbar auf den Schultern. Ein Kopf wie ein poliertes Straußenei: Nase und Kinn nur angedeutet und keine Spur von Haar. Aber ein Paar Prachtaugen, durchdringend, klug und tief.

Er ist Hagestolz, wohnt nicht im Schloß und wird nur dann und wann zur Tafel befohlen. Es scheint, daß die Dienerschaft dann vor ihm zittert, was man der Gesellschaft sonst nicht nachsagen kann. Als neulich der Lakai beim Servieren sich gerade bei ihm ein Versehen zuschulden kommen ließ, sah er ihn an, daß der Bursche moralisch in die Knie knickte, und ich bemerkte nachher, daß der Hausmeister sich sofort entschuldigte mit ganz rotem Gesicht. Aber auch der wurde bös angelassen.

Also: ich glaube, den Oberst habe ich mir erobert. Ich saß neben ihm bei Tisch, und er — der abweichend von den anderen, die meist nur hauchen und murmeln, ziemlich laut redet — fragte mich, ob ich wirklich fließend italienisch spreche. Ich konnte mit gutem Gewissen bejahen, und er legte los in einem herrlich reinen, ordentlich perlenden Toskanisch. Das war mein Fall. Wir kamen in ein angeregtes Gespräch, und ich achtete gar nicht auf die strafenden Blicke der Oberhofmeisterin, die mir schräg gegenüber saß. Als dann die Tafel

aufgehoben wurde, kam sie sofort auf mich zu und sagte mir, wieder mit dem mütterlichen Wohlwollenston: „Liebe Gräfin, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß die Herrschaften weder italienisch sprechen, noch verstehen.“

Ehe ich aber noch antworten konnte — was mir in diesem Fall nicht ganz leicht gewesen wäre — warf der Oberst ein: „Gestatten Eure Exzellenz mir die Bemerkung, daß ich das Karnickel gewesen bin. Ich — allein! Und ich verantworte immer, was ich tue!“ Sie schien eine heftige Entgegnung auf der Zunge zu haben; aber es blieb bei einem wütenden Blick, der uns beide zärtlich umfaßte, und sie rauschte davon. Der Oberst jedoch rieb sich die Hände, lächelte malitiös und sagte mir, natürlich auf italienisch: „Gräfin, nehmen Sie den Rat eines alten Mannes — lassen Sie sich hier nie etwas gefallen! Das ist die einzige Art, sich das Leben in Gerda erträglich zu machen. Uebrigens mache ich Ihnen mein Kompliment über Ihr ausgezeichnetes Italienisch. Ich habe seit Jahren keine Gelegenheit gehabt, mich zu üben, und bin zum Stümper geworden. Aber wenn's Ihnen recht ist, finden Sie in mir einen dankbaren Schüler.“

Seitdem italieneren wir, wenn wir uns sehen, und das ist fast täglich, freilich meist nur auf Minuten. Der Oberst hat nämlich die Bibliothek und vor allem das herzogliche Archiv unter sich, das große Schätze bergen soll. Es ist in einem rückwärtigen Seitenflügel untergebracht, und wenn ich, meinen ersten Knix bei Hoheit zu erledigen, die Treppen hinabsteige — gegen halb ein Uhr — begegnet mir der alte Herr regelmäßig.

Ich glaube fast: er richtet es sich so ein. Natürlich nur des Italienisch wegen —

Sehr schön und sehr gut. Aber klug scheint es mir nicht. Ich darf mir die Gönnerschaft des alten Herrn wohl gefallen lassen. Aber ich darf es nicht um seinetwillen mit Exzellenz völlig verschütten — solange ich nicht die Gewißheit habe, mich bei der Herzogin ganz unentbehrlich gemacht zu haben. So unentbehrlich, daß ich auf alle Nebensonnen pusten und pfeifen kann. Und dies „unentbehrlich werden" ist hier nicht so leicht, denn ich komme mit Hoheit viel weniger in Berührung als auf der Reise.

Sie ist unnahbarer. Nicht unnahbar im Sinne der Hochmut — gewiß nicht. Aber sie ist es, wie es Frauen sind, die seelische Schmerzen tragen und diese vor der Welt verbergen wollen oder müssen.

Ich war heute zur Ausfahrt befohlen. Nur eine kleine Fahrt, erst in das Juliushospital, dann in die nächste Umgebung. Wir kamen auch an der Villa Frieden vorbei, die wirklich ganz von einer hohen Backsteinmauer umschlossen ist. Aber — und damit fällt der bessere Teil von Prinzeßchens Geheimnissucherei — das mächtige schmiedeeiserne Portal stand weit offen; man sah in eine sehr breite Platanenallee hinein, die schnurgerade zur Villa emporführt, und man sah noch ein Stückchen der seitlichen Gartenanlagen, die wunderbar schön zu sein scheinen.

Unmittelbar darauf begegnete uns ein einsamer Reiter. Zivilist, ausgezeichnet angezogen und auf einem prächtigen, englischen Hunter. Der Reiter zügelte das Pferd, als er die herzogliche Equipage erkannte, und

hielt seitlich, den Hut lüftend. Da unsere Karossiers sich stets eines würdevollen, langsamen Trabes bestreben, konnte ich den Herrn ziemlich genau betrachten: Mitte der Vierzig, hochgewachsen, sehr schlank, gut geschnittenes, energisches Gesicht, blonder, schon graumelierter Schnurrbart, das graue Haupthaar stark gelichtet. Alles in allem — er sah sehr gut aus.

Die Herzogin dankte auffallend verbindlich.

„Baron Gillern —" sagte sie dann, sich zu mir wendend. „Der bedeutendste Großindustrielle des Herzogtums. Ein trefflicher Mann —" Und dann, nach einer kleinen Weile: „— und ein sehr unglücklicher Mensch, trotzdem die Welt ihn einen Günstling des Glückes nennt. Sein Vater war ein kleiner Töpfer im Gebirge. Er ist vielfacher Millionär — und so blutarm — so arm —"

Aber die Erklärung, warum er so arm sei, blieb aus. Fragen durfte ich ja nicht, und die Herzogin versank wieder in ihre Schweigsamkeit. Der Ausdruck aber, in dem sie gesprochen hatte, ließ kaum eine andere Deutung zu, als die Ergänzung des letzten Satzes: „— so arm wie ich."

Meine Phantasie ist nicht so stark entwickelt wie mein Wille. Aber bisweilen phantasiere ich dennoch. Und dann träume ich mich wohl zu einer Fürstin empor oder, was ja vielleicht nicht weniger besagt, zu einer Multimillionärin, einer Vanderbild, einer Gould, einer Rothschild. Es hat ja nun einmal etwas unendlich Verführerisches, Macht, Ansehen, Reichtum auszukosten — wenn auch nur im Traume. In solchen Traumzuständen, wachend, auf der Chaiselongue, ist mir wohl auch die

Frage aufgetaucht, wie ich — ich! — mich mit persönlichem Unglück und Leid abfinden würde, wenn ich Hoheit oder wenn ich Miß Vanderbild wäre? Krankheit schließe ich aus, aber sonst, glaube ich, müssen diese Herrschaften am Unglück weniger schwer tragen, als wir anderen Sterblichen.

Sie haben so viele dienstbereite Hände, die ihnen mittragen helfen; sie verfügen über so viele Mittel, sich dem Leide zu entziehen, über so viele Wege, an ihm vorüberzukommen; schließlich bietet sich ihnen die Möglichkeit, es zu übertäuben. Sie brauchen nicht zum Narkotikon der Armen, zum Alkohol, zu greifen — ihre Lebenshaltung gewährt ihnen tausend andere narkotische, verfeinerte Mittel. Nur die Energie, diese rücksichtslos zu ergreifen — die müssen sie haben. Und daran fehlt es ihnen. Ich hätte sie —

Man muß abschütteln können! Es geht immer, wenn man will. Auch mir kommen ja immer noch Stunden, in denen ich zurückdenke an den Scherbenberg und an das Kirchlein Quo vadis und an alles, was zwischen diesen beiden Stationen meines Passionsweges lag. Aber ich schüttele die Erinnerung ab — und weil ich das will, kann ich es.

---

18. Mai.

Endlich! Heute habe ich den Erbprinzen gesehen.

Ich war im Auftrag der Herzogin in der Bibliothek und stand, während der Büchermann in seinen Katalogen herumsuchte, wartend am Fenster, als die Equipage vor dem hinteren Schloßportal vorfuhr. Auf den ersten

Blick erkannte ich den Erbprinzen an der Aehnlichkeit mit dem Herzog.

Ein bildschöner, nur etwas ins Hünenhafte gesteigerter Jüngling. Wie eine Nordlandstanne gewachsen; sein Begleiter — jedenfalls Herr von Ellengrod — auch eine stattliche Persönlichkeit, sah fast klein und schmächtig neben dem Erbprinzen aus. Und ein Gesicht wie dem Antinouskopf im Vatikan nachgeformt; sogar mit der etwas träumerischen Weiche im Ausdruck, die so eigen zu den großen Linien steht.

Er sieht recht aus wie ein Herzensbrecher. Wenn ich mir ihn in Kürassieruniform denke, könnte ich mir vorstellen, daß er im Berliner Weißen Saale Furore machte — und hinter den Kulissen ungezählte Eroberungen.

„Die ewige Sorge um Moritz," sagte Prinzeß Marie. Komisch, daß sich Mütter immer unnötige Sorgen auferlegen. Wer so aussieht — und noch dazu Erbprinz ist, der macht seinen Weg von allein. Vielleicht lernt der Prinz schlecht. Kann schon sein, daß das Prinzlein trotz Herrn von Ellengrod und aller Mentoren sich mit Griechisch oder Mathematik nicht vertragen mag. Ich verdenke es ihm nicht, und was kommt's darauf an? Zum Regieren unseres kleinen Herzogtums, bei dem wohlweisen konstitutionellen Arrangement der Neuzeit, wird's schon langen. Wer so sieghaft schön ist, dem jubelt das Volk doch zu — selbst wenn er mal eine Torheit macht.

Aber da muß nun unter dem Schlagwort: „Wissen ist Macht!" in solch armes Fürstenkind ein vorher abgewogenes Quantum positiven Wissens hineingepaukt,

hineingetrichtert werden. Als ob er's unbedingt zum Leben brauchte; als ob ihn nicht erst das Leben lehren könnte, wessen er bedarf: vor allem andern die Entschiedenheit des Wollens.

Es war ja nur ein flüchtiges Sehen, denn der Erbprinz ging mit seinem Mentor sofort ins Schloß. Aber so sah er nicht aus, als ob sie das Allernotwendigste, den kräftigen Willen, in ihm schon zu wecken verstanden hätten. Der Antinouskopf hatte noch nicht die rechte Prägung. Laßt ihn nur erst ein paar Jahre in einem Potsdamer Reiterregiment sein — das bleibt euch Vasallen ja doch nicht geschenkt! — dann wird er anders dreinschauen. Genießen muß er lernen und befehlen —.

Ich stand noch sinnend am Fenster, als ich fühlte, daß jemand hinter mich trat. Es war mein alter Gönner, der Oberst. Der Wagen war schon fortgefahren, er hatte ihn wohl gar nicht mehr gesehen, denn er fing sofort an, mit mir italienisch zu plaudern über fernliegende Dinge, wie er das liebt. Kunst und Historie, vom Titusbogen zu unserer schönen Frau vom Kapitol, von der Wölfin im Konservatorenpalast bis zur Hadriansvilla.

Und von deren Wunderträumen war's nur ein Gedankensprung, daß ich ihm sagte: „Gerade sah ich zum erstenmal Seine Hoheit, den Erbprinzen. Wie merkwürdig gleicht sein Gesicht dem des Antinous."

Da blickte er mich groß an. Er sagte nicht ja, nicht nein. Aber dann beugte er sich noch näher zu mir und meinte fast flüsternd, als solle der kleine Bibliothekar hinter uns nichts hören: „Contessa, Sie sind erst so kurze Zeit hier. Nehmen Sie von mir noch einen Rat an — sprechen Sie niemals unaufgefordert von Seiner

Hoheit. Fragen Sie mich nicht — aber gedenken Sie stets meines wohlgemeinten Rates!“ Und er glitt mit einem schnellen Uebergang auf die Hadriansvilla zurück.

Es muß also doch so sein: das Prinzlein tut nicht gut! Armer Prinz — du schönes Menschenkind — wenn sie mehr Verständnis für deine Jugend hätten, dann würden sie auch weniger Sorge um dich haben! Wenn's hoch kommt, denke ich mir, wird dir vom herzoglichen Hofjagdamt als Prämie für eine gute Schulleistung ein Bock gestellt. Was ist dir das?!

Ich fragte selbstverständlich nicht weiter, neigte nur mit stummem Dank den Kopf; dafür erfuhr ich aber, nachdem ich den alten Herrn aus den Campagnagefilden glücklich nach Gerda bugsiert hatte, etwas anderes.

Mit dem Geheimnis, das Prinzeß Marie hinter der hohen Mauer der Villa Frieden witterte, ist es wirklich nichts. Dienstbotenklatsch und Backfischphantastik. Aber traurig genug ist das Menschenschicksal, das sich dort im grünen Park und inmitten eines fürstlichen Luxus abspielt. Ich hatte recht, als ich vor ein paar Tagen in diesen Blättern über die Kunst des Leidtragens phantasierte, hinzuzufügen: Krankheit nehme ich aus —

Frau von Gillern ist unheilbar krank. Sie war wirklich — darüber wurde Prinzeß richtig berichtet — eine gefeierte Sängerin; eine große Künstlerin von untadelhaftem Ruf, wie der Oberst besonders betonte. Nicht mehr in der ersten Jugendblüte, als sie vor fünfzehn Jahren heiratete, aber blendend schön. Gillern liebte sie abgöttisch, für sie erbaute er Villa Frieden, für sie schuf er den herrlichen Park; mit allem, was Liebe und Reichtum zu bieten vermag, umgab er sie. Zwei kurze Jahre währte

der Traum. Da genaß sie eines toten Knabens — und in einem Wahnanfall stürzte sie sich, einen unbewachten Augenblick benutzend, vom Wochenbett aus auf das Pflaster der Rampe vor der Villa. Mit zerschmetterten Gliedern, mit einem schweren Schädelbruch wurde sie in das Krankenzimmer zurückgebracht, und die Kunst der Aerzte rettete ihr das Leben. Diese grausame Kunst: das Leben — aber auch nicht mehr! Seit dreizehn Jahren ist sie an den Rollstuhl gefesselt, siech an Geist und Körper — und kann nicht sterben! Kaum daß sie einmal in die Sonne, ins Grüne gefahren werden darf —

„Und wie trägt er's?" fragte ich, als der Oberst zu Ende war.

„Wie ein Held!" gab er zurück. „Er ist mein Freund, und ich bin stolz, daß ich mich so nennen darf. Aber auch zu dem Freunde ist kaum je ein Wort der Klage über seine Lippen gekommen."

‚Ein Held!' sagte der alte Herr — von der Märtyrerin im Rollstuhl sprach er nicht weiter. Der Lebende hat immer recht; Preis und Ehre ihm! Der lebendig Toten wird gebührende Wartung und Pflege, aller erdenkbarer Komfort der Krankenstube — was will sie mehr? Sie kann ja wahrscheinlich überhaupt nicht mehr wollen! Ja, sie ist schon vergessen! Noch mehr: die geschäftige Mythenbildung hat sich ihrer bemächtigt, für das Volk — bis zur Prinzessin hinauf — ist sie eine sagenhafte Persönlichkeit geworden! Aber er, er ist ein Held! Ich wäre begierig, zu ergründen, worauf dies Heldentum Ihres Freundes beruht, mein Herr Oberst!

Gerda, 15. Juni.

Mehr als zwei Wochen habe ich keine Zeile in diesen Blättern geschrieben. Ich war nämlich in geheimer Mission in Berlin. Komisch genug war's —

Prinzeß Marie hatte Zahnschmerzen. Es ist das schon für einen gewöhnlichen Sterblichen kein Vergnügen, für eine Prinzessin ist es unerhört, und am unerhörtesten, wenn sie eine veritable dicke Backe bekommt. Eine Prinzessin mit einer dicken Backe ist geradezu unerlaubt.

Nun hat Prinzeß, wie ich mit Freude nach oft genossenem Augenschein bestätigen kann, die gesündesten, tadellosesten Beißerchen, die man sich überhaupt denken kann; zwei wahre Perlenreihen, wie man ehedem in Romanen sagte. Aber „da rechts unten" tat es trotzdem weh. Zwei, drei Tage quälte sich die Aermste ganz wacker. Dann wurde der Geheime Medizinalrat Doktor Hupfinger, Leibarzt Ihrer Hoheit der Frau Herzogin und unbedingte Vertrauensperson, befohlen. Der würdige Mann — Prinzeßchen hat's mir weinend geklagt — verordnete eine kleine Einreibung und tröstete, „in vierundzwanzig Stunden ist alles gut". Ja Kuchen, wie der Berliner sagt. Die Schmerzen blieben, und die Backe schwoll außerdem an. Erneute Audienz des Herrn Beschwichtigungshofrates: die dicke Backe sollte ein sehr gutes Zeichen sein — nur etwas Geduld — nur etwas Geduld —

Geduld ist Prinzeßchens Sache nun gerade nicht. Sie beherrschte sich noch einen Tag; als es aber immer toller wurde, begehrte sie auf. Ich kann's ihr nicht verdenken: bei Zahnschmerzen kann eigentlich kein Mensch Geduld haben.

Sie verlangte kategorisch, daß ihr der Zahn „da unten“ gezogen werden solle. Erneute Untersuchung: kein bestimmter Uebeltäter konnte festgestellt werden. Eine Morphiumeinspritzung schaffte momentane Linderung, nach einigen Stunden ging der Tanz von neuem los. So leid mir unser liebes Lämmchen tat, überwältigend komisch war's doch, wie allmählich das ganze Schloß in Aufregung geriet. Die Hofmeisterin, Madame de Landelot, hatte sich — nach zwei durchwachten Nächten — krank gemeldet; ich war auch schon ganz nervös; die Dienerschaft schlich auf den Fußspitzen. Und die Prinzessin grobte uns alle an, sogar die eigenen Eltern. Sie zankte und heulte immer abwechselnd und kam wirklich körperlich herunter.

Schließlich verlangte Ihre Hoheit kategorisch, daß eine Autorität hinzugezogen würde. Der Herr Beschwichtigungshofrat atmete auf: nichts angenehmer, als die Verantwortung auf andere Schultern laden. Aber wer? Nach einigem Nachsinnen erklärte der Medizinalrat den Doktor Salester in Berlin für den größten aller in Deutschland lebenden Zahnbrecher. Depeschenwechsel mit dem Hochmögenden — er bedauerte; vielleicht war er wirklich unabkömmlich, vielleicht forderte er eine Summe, die im sparsamen Gerda Entsetzen erregte. Wieder ein Tag des Zögerns; Prinzeßchen rasend. Nachdem höchstdieselbe ihre Waschschüssel in Scherben geschmissen hatte und die Zahnbürste mitten in eine große Spiegelscheibe, wurde ich durch einen plötzlichen Entschluß des Herzogs mit Prinzeß nach Berlin instradiert unter der männlichen Bedeckung des auf Reisen ja schon erprobten Joseph. Ich erhielt noch

eine höchst überflüssige Privatvorlesung seitens Ihrer Exzellenz der Frau Oberhofmeisterin, die allerlei Bedenken hatte und unendlich bedauerte, daß sie selbst unabkömmlich und Madame de Landelot krank sei, und wir dampften ab. Prinzeß wie ein kleines grollendes Löwchen in einer Ecke des reservierten Coupés — ich von einem über jedes Pflichtgefühl hinausgehenden Mitleid mit dem armen, schmerzgequälten Ding erfüllt, und doch, was soll ich's verhehlen, auch von herzlicher Freude, einmal herauszukommen aus dem düsteren Duodezschloß. Seit sechs Jahren hatte ich Berlin nicht wiedergesehen! Aber die Erinnerung an den einen Winter, in dem ich dort in meiner Jugend Maienblüte ausging — dem letzten vor Papas Tode — ist unverloschen.

Während meine Patientin, ohne alle Rücksicht auf Wahrung ihrer Hoheitwürde, in ihrer Ecke wimmerte und stöhnte, recht wie jedes andere zahnschmerzbehaftete Backfischlein — träumte ich in jeder Pause meiner Tröstungsversuche ein Stück Berlin: von dem Gavottekränzchen unter der unsterblichen Madame Wolden, von der Vorstellung bei den Majestäten, von dem ersten Ball im weißen Saal, von den Botschafterfesten, vom Kavalierball im Kaiserhof — daß man dem jungen neuen Stern gehuldigt, daß man mich schön, unterhaltend, liebenswürdig gefunden hatte! Wie hing mir damals der Himmel voller Geigen! Wie freute ich mich, als ich einmal eine alte Dame belauschte: „Erinnern Sie sich noch, Exzellenz, der Gräfin Bruck? Da haben wir nun schon die Tochter, und das Kind ist schöner als die schöne Mutter! Rede mir einer, daß unsere gute Rasse sich in der Decadence befindet —“

Und dann freute ich mich auch, Fritz wiederzusehen. Ich bin ja nicht sentimental, aber man ist doch nicht umsonst „Bruder und Schwester“. Von Halle aus schickte ich ihm eine Depesche und malte mir aus, was er für Augen machen würde, wenn er die aufbrach. Seit vier Jahren hatte ich ihn nicht gesehen. Nicht einmal zu Mamas Beerdigung konnte er nach Rom kommen, des elenden Mammons wegen. Damals war er 22 Jahre — und nun fragte ich mich immer wieder und mußte über das Kindische dieser Frage lächeln, ob sein blondes, zierliches Schnurrbärtchen sich kräftig entwickelt haben möchte? Fragte mich das und meinte doch: ob aus dem Sausewind ein Mann geworden wäre? Das Zeug dazu lag in ihm, glaube ich.

Eine endlose, heiße Fahrt durch das flache, grüne, sonnenübergossene Land. Im Wagen eine erstickende Luft, Staub, Kölnisches Wasser und angeblich schmerzstillende Tinktur, die mich merkwürdig an die ewigen Hoffmannstropfen meiner ersten Gouvernannte erinnerte. Jetzt ein leiser Aufschrei Prinzeßchens, dann ein zorniges: „Sie sind doch aber auch nicht ein bißchen gut zu mir, Gräfin!“ — ein richtiges „Himmelkreuzdonnerwetter“, das Hoheit vielleicht beim Wacheaufziehen aufgeschnappt hatte, ein ungeduldiges, langhallendes Stöhnen — „Wann kommen wir denn eigentlich an?“ — Zureden, Trösten, Handstreicheln. Und dann, in der Abenddämmerung, Berlin.

Oberhofmeisterliche Weisheit hatten uns im Hotel Bristol Quartier bestellt; oberhofmeisterliche Weisheit hatten auch für gut befunden, für Hoheit ein zierliches Inkognito anzuordnen, das selbstverständlich niemand im

Hotel verhinderte, die ‚Komteß Hungolsheim‘ als Hoheit zu würdigen. Der kleinste Page im Portal war orientiert.

Ich brachte mein Prinzeßchen zu Bett, rieb ihr noch einmal die heiße Wange mit des Beschwichtigungshofrats unfehlbarer Tinktur ein, setzte mich zu ihr, bis sie wirklich — todmüde, wie sie war — einschlummerte. Und dann stand ich lange, lange in meinem Zimmer nebenan am offenen Fenster und sah auf die Linden hinunter und den nicht endenden Strom der abendlichen Flaneure. Sehnsüchtig und großstadthungrig —

Eine unruhige Nacht. Das Fräutlein Geduld hat Hoheit nie kennen gelernt. So früh als tunlich dann am Vormittag zu Doktor Salester. Und, die alte Erfahrung, schon auf der Treppe zu seiner Wohnung ging's meiner Patientin besser; als ich die Klingel zog, wäre sie am liebsten umgekehrt, vielleicht weil die Schmerzen wirklich nachgelassen hatten, vielleicht weil die Angst vor der Operation noch größer war als das Weh. Zweimal mußte ich ernst sagen: „Aber Hoheit —“; ja, ich glaube, schließlich habe ich sie ganz reell am Rockschoß festgehalten.

Und dann war alles gar nicht so schlimm. Der große Mann versicherte in seinem komischen Deutsch: „Goar nichts weh tue ich Hoheitt! Nicht ein klein weh! Solch schönen Zähnchen! Tutt's weh? Gar nicht weh tutt's! Aber der Herr Leibarzt ist ein grosses Kamel. Nicht widdersaggen das, bitte, Hoheitt. Wir werden das schon krieggen — in eins, zwei, drei, vierr Tag. Un wenn Hoheitt heut fortgehen, sind schon alle Schmerz vorbei. Ein ganz klein Knochenhautentzündung — nix wert der Red'.“ Dabei bohrte und feilte er an

Prinzeßchens Zähnen herum, und sie hielt wirklich ganz still, sah sogar nach dem ersten Viertelstündchen zwischen den Händen des Doktors hindurch mit lachenden Augen zu mir hinüber.

Wie sonnig diese Augen blitzen können, das habe ich erst in diesen Tagen erfahren! So haben sicher die Augen der Herzogin-Mutter in der Jugend auch geleuchtet. Voll Freude am Dasein, voll Uebermut und voll natürlicher Herzensgüte.

Ein lieber, kleiner Mensch, möcht' ich sagen, wenn's nicht gar zu respektlos wäre. Aber die erforderliche Dosis Respekt vor dem drolligen Persönchen zu bewahren, ist nicht leicht.

Nun Hoheit die Schmerzen los waren, denn der Doktor hatte Wort gehalten, kam all ihr jugendlicher Frohsinn, der rechte Backfischfrohsinn, zum Durchbruch. Auch sie jubelte jetzt: Berlin! Berlin! und hätte am liebsten ein paar dumme Streiche gemacht, Kinderstreiche. Wenn's nach ihr gegangen wäre, würden wir beide in den Wintergarten gezogen sein, von dem sie irgendwie, irgendwo als von der Krone alles Großstadtlebens gehört haben muß. Und wenn's nach ihr gegangen wäre, hätten wir abends nach neun zu Fuß die Friedrichsstraße durchpilgert, ich glaube von der Weidendammer Brücke bis zum Halleschen Tor. Gewaltig steuern mußte ich und manchen bitterbösen, schalkhaft drolligen Blick mit in den Kauf nehmen.

Ja — und dann kam Fritz —

Ich hatte Hoheit flehentlich gebeten, mir eine halbe Stunde für ihn zu schenken. Ich hatte ihr den schönsten, neuesten, englischen Roman gekauft und sie damit in

ihrem Zimmer festgenagelt. Ich mußte, durfte den Bruder ja empfangen; ich durfte aber nicht dulden, daß Hoheit ihn in meinem Zimmer traf. Wenigstens hielt ich das für unpassend.

Fritz ist wirklich ein Mann geworden. Nicht der sogenannte schöne Mann, aber ein stattlicher Offizier, braun gebrannt im Dienst, dunkeläugig; schmal das nervige Gesicht, das blonde, dichte Haar kurz geschoren wie eine Bürste, daß die rosige Kopfhaut förmlich durchschimmert; schlank wie eine Gerte. So muß unser Vater ausgesehen haben, als er jung war.

Aber Fritz hat mir auch sonst einen guten Eindruck gemacht. Es wird wohl sein, wie er selber sagt: er hat sich die Hörner abgelaufen; jetzt hat ihn das Erbteil von Vater und Mutter her gepackt, der Ehrgeiz; Karriere will er machen und — selbstverständlich — eine gute Partie. Ich könnte mir denken, daß das dem schmucken, gewandten Garde-Ulan nicht schwer fallen wird.

Wie im Fluge war die halbe Stunde um, und ich drängte, Fritz sollte gehen. Denn meine kleine Hoheit hatte zwar Wort gehalten — das, glaube ich, würde sie immer tun — aber es raschelte schon ein paarmal bedenklich hinter der Tür. Ich will's nicht beschwören, daß sie nicht durchs Schlüsselloch geguckt hat. Backfischlein bleibt Backfischlein. Ich hätt's mit sechzehn Jahren drei Monaten sicher auch getan.

Nun hatte der cher frère endlich die Tschapka in der Hand —

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen — „Die dreißig Minuten sind um, Gräfin —“ und Hoheit stand im Zimmer. Furchtbar drollig war es, so verlegen die

Situation mir erschien. Denn Prinzeß zeigte ein seltsames Gemisch von mühsamer Würde, Neugier, Kindlichkeit, Befangenheit und was weiß ich nicht sonst noch allem. Und zugleich blinkerte der Schalk aus ihren Augen. Sofort sagte sie: „— aber ich will nicht stören —“, trat ein Schrittchen rückwärts, blieb doch wieder stehen. Fritz hatte sporenklirrend die Absätze aneinandergeschlagen.

Es war ja nun nicht anders möglich, als ihn vorzustellen: „Hoheit wollen gnädigst gestatten — mein Bruder!“ Sie benahm sich denn auch leidlich korrekt; neigte, vielleicht etwas zu hoheitsvoll, das Köpfchen —

Und Fritz? Solch ein Frechling! Natürlich — in Berlin macht man mit einer kleinen Hoheit nicht so viele Umstände wie in Gerda, aber mir war es doch peinlich. Gleich fing er — o Exzellenz, wie würden Sie geschaudert haben — seinerseits eine kleine Unterhaltung an, frisch von der Leber weg, flott und vergnüglich. Bis ich mühsam ein Ende machte, ihn halb mit List, halb mit Gewalt zur Türe hinausdrängte. Einen Moment trat ich noch mit ihm auf den Flur, drückte ihm nochmals die Hand; er lachte über das ganze hübsche Gesicht: „Na, Dittel, du hast dir wenigstens ein bildsauberes Hoheitchen ausgesucht — Donnerwetterchen, ist das 'n süßer Käfer —“ Solch ein Schlingel!

Als ich wieder ins Zimmer kam, stand Hoheit etwas nachdenklich und versonnen am Mitteltisch. Sie machte sich vielleicht Vorwürfe, dachte vielleicht, ich sei böse auf sie. Aber dann lachte sie mich gleich wieder an: „Der“ — kurzweg ‚der‘ — „der sieht Ihnen aber mal ähnlich, Gräfin! Das heißt, Sie sind natürlich hübscher.

Aber ähnlich sehen Sie sich beide doch riesig. Und müssen Sie sich beide gefreut haben, sich wiederzusehen! Nach so langer Zeit! Was hatten Sie denn draußen noch? Was hat er gesagt? Hat er 'was von mir gesagt?"

Fürstenkinder sind auch Kinder. Gottlob, wenn sie's bisweilen wenigstens sind. Daß ‚er' von einem ‚süßen Käfer' gesprochen hatte, konnte ich freilich nicht verraten. Aber daß er mir zu einer so ‚gnädigen und gütigen Hoheit' gratuliert hätte, sagte ich ihr. Worauf sie ihre Unterlippe zu einem kleinen Schippchen verzog und etwas verächtlich meinte: „Ach — gnädig — gütig — Blech —"

Vielleicht habe ich unrecht getan. Wahrscheinlich habe ich unklug gehandelt. Aber ich konnte doch nicht verhindern, daß Fritz noch zweimal wiederkam und beide Male die Prinzessin traf, daß er uns auch einmal begegnete. Ich machte ja jedesmal möglichst schnell Schluß. Peinlich war es doch. Denn ich weiß nicht recht —

Aber ich will lieber getreulich berichten.

Es war nicht ganz leicht, das kleine Quecksilberchen den ganzen Tag über zu beschäftigen, denn die Sitzung bei Doktor Salester nahm ja nur eine Stunde in Anspruch. Wenn ich ihr auch vorredete, sie müsse unbedingt nachher eine Stunde ruhen, wenn ich auch die Mahlzeiten auf dem Salon möglichst in die Länge zog, wenn ich auch mit ihr eine Stunde durch den Tiergarten fuhr — es blieb immer noch unglaublich viel Zeit. So ging ich ein paarmal mit Hoheit in die Sammlungen, in die Museen, in die Nationalgalerie. Nun — und in letzterer tauchte plötzlich vor uns mein cher frère auf. Er leugnete zwar standhaft, aber ich schätze seinen

Kunsteifer nicht so hoch ein und auch seine brüderliche Sehnsucht nicht: er war uns sicher vom Hotel aus nachgeschlichen, um meiner Prinzeß noch einmal zu begegnen. Ihm kann ich's schließlich nicht verdenken — nur auf mich hätte er mehr Rücksicht nehmen müssen.

Es verlief ja sehr harmlos, kindlich harmlos. Und dennoch! Die beiden sprachen nur wenig miteinander, denn ich riß die Unterhaltung förmlich an mich, dozierte in meiner Angst wie ein Kunsthistoriker. Aber es war in Prinzeßchens Stimme ein so eigen süßer Klang, als sie zu Fritz sagte: „Auf Wiedersehen, Graf Bruck."

Das war am Freitag. Am Sonnabend, kurz vor unserer Abreise, kam Fritz noch einmal. Diesmal verhinderte ich eine Begegnung. Er hatte mir aber einen Buschen roter Rosen gebracht, eigentlich zu schön und zu groß für eine Schwester. Als er fort war, kam Hoheit ins Zimmer und sah den Strauß auf dem Tisch. Ein paarmal schlich sie um ihn herum, wie — wie die Katze um den heißen Brei, um's recht vulgär, aber auch recht bezeichnend auszudrücken. Ein allerliebstes Kätzchen — Und dann bat sie mit einem Male: „Darf ich mir eine von den schönen Rosen nehmen, Edith?" Sie bat es, ohne mich anzusehen, in rührend kindlichem Tone. Was sollte ich tun?

Sie nahm zwei und steckte sie an und hat sie behalten bis dicht vor Gerda. Da waren sie plötzlich verschwunden. Aber zum Fenster hinaus hat sie die Rosen ganz gewiß nicht geworfen, wie ich undankbare Schwester die übrigen. Man muß schon in der bewußten ganz besonderen Stimmung sein, um welke, rote Rosen zu konservieren.

Wenn ich's recht überlege: klug war's von mir nicht. Ich hätte entschiedener sein müssen. Aber wenn sich nun wirklich in dem kleinen Backfischherzchen etwas regt, wie ein holder Traum — ist es ein Unglück? Wir Mädels machen das ja eigentlich alle durch, und es schadet uns nichts. Ich habe auch einmal mit sechzehn Lenzen für einen bulgarischen Legationsrat geschwärmt, und ich neige doch wahrhaftig nicht zur Schwärmerei. Das kommt — und geht. Warum soll unsere Hoheit nicht auch einen kleinen „Schwarm" haben?! Eine liebe Erinnerung ohne Bitterkeit für das spätere Leben, das noch genug hinter allerlei hohen, grauen Mauern eingeengt sein wird. Ich gönne es ihr! Und für Fritz ist erst recht keine Gefahr dabei. Der sitzt heute sicher fröhlich im Kameradenkreis, wirbelt seinen famosen, blonden Schnurrbart durch die Fingerspitzen und denkt: ‚Solch niedlicher Käfer — war doch 'ne nette Episode —'

Eine Episode — das ist es.

---

17. Juni.

Selbstverständlich habe ich meinen ‚Wischer' erhalten. Wahrscheinlich — eine häßliche, aber nur zu naheliegende Vermutung — war Joseph der Spion; auch hat Prinzeß in aller Harmlosigkeit davon erzählt, daß sie einigemal mit meinem Bruder zusammentraf. Jedenfalls belehrte mich Ihre Exzellenz, daß man denn doch — und so weiter.

Ich nahm's stillschweigend hin. Es ist klüger, gar nicht zu opponieren — zumal, wenn man kein ganz reines Gewissen hat.

Auf die Reprimande Ihrer Exzellenz folgte eine herzliche Anerkennung der Herrschaften. Immer die alte Beobachtung: oben ist man natürlicher als unten — und über kleinliches Mißtrauen erhaben!

„Ich freue mich, Gräfin Edith —“ sagten Hoheit mir heute mittag — „daß Sie Ihren Bruder gesehen haben. Marie hat mir davon erzählt. In den langweiligen Berliner Tagen doch eine Abwechselung für Sie beide.“ Und Seine Hoheit ergänzten: „Garde-Ulan — nicht wahr? Famose Uniform — nicht, Marie? Was?“

Die Kleine — das heißt: eigentlich ist sie ja gar nicht klein, nur zierlich — hielt sich höchst wacker. „Jawohl, Papa — famose Uniform —“ Nicht einmal rot wurde das Rackerchen.

Beide, Herzog und Herzogin, waren augenscheinlich herzlich froh, daß ihr Liebling gesund und munter zurück war. Vielleicht ist das die stärkste gemeinsame Empfindung zwischen beiden: daß sie die Prinzessin lieben und verhätscheln, wo sie nur können.

Und vom Erbprinzen ist niemals die Rede. Selbst die Prinzessin, so zutraulich sie doch in den Berliner Tagen war, hat seiner nie erwähnt —

Nur in der Landeszeitung kehren die regelmäßigen Notizen wieder: Seine Hoheit der Erbprinz jagten heute im Revier 34 und brachten einen starken Bock zur Strecke —

Aber ich wollte heute über das herzogliche Paar einige Beobachtungen aufnotieren.

Wer außen steht, hat gewiß den Eindruck einer überaus glücklichen Ehe. Trotzdem schrieb ich vorhin mit

gutem Bedacht: die stärkste gemeinsame Empfindung mag die Liebe zur Prinzessin Marie sein.

Herzog und Herzogin zeigen sich vielleicht mehr zusammen, als es sonst ein Fürstenpaar in der eigenen Residenz tut. Wenn Seine Hoheit auch viel auf Jagd ist, er fährt doch mit der Herzogin zusammen aus; sie machen nicht selten einen gemeinsamen Spaziergang, sogar nach der Stadt, kaufen — ganz wie Privatpersonen — in diesem oder jenem Laden irgend einen Luxusgegenstand ein, sprechen — nach der patriarchalischen Sitte kleiner Residenzen — wohl auch den oder jenen Honoratioren an, auf daß der glückstrahlend seine Wonne urbi et orbi künde.

Auch vor uns wahren sie durchaus den Anschein vollkommenster entente cordiale, um nicht zu sagen: vollkommensten, ehelichen Glückes.

Und trotzdem bin ich überzeugt, leben sie völlig nebeneinander her. Vielleicht in der stilleren Ruhe, die auf heiße Kämpfe zu folgen pflegt.

Es kann auch gar nicht anders sein. Die Herzogin ist eine Persönlichkeit. Sie ist voller Interessen, von ziemlich umfassender Bildung, zartsinnig und dabei ganz gewiß von einem Temperament, das erst die Jahre gezügelt haben mögen. Der Herzog aber ist — wie drück' ich's doch aus, ohne unnötig schroff zu werden — er ist durchaus ein Durchschnittsmensch mit einem kräftigen Einschlag von Brutalität, die einerseits durch die Gewohnheit des Befehlens verstärkt, andrerseits aber auch durch höfische Sitte, durch die Gewöhnung in zahmere Formen gezwungen ist.

Ich brauche ihn nur essen zu sehen: er speist nicht, er — fast möchte ich vor mir selber sagen: ‚Pardon' —

er schlingt; und er spült das Essen mit gewaltigen Nimrodsschlucken hinunter. Wenn die Tafel größer ist, weiß er sich wohl zu mäßigen; aber sobald er sich nicht beobachtet glaubt, oder sobald der Zwang ihm nicht notwendig erscheint, läßt er sich gehen.

Es mag in ihm die angeborene Gutmütigkeit des Naturburschen leben. Er lacht wenigstens wie ein solcher. Aber mir ist's immer, als sei auch dies Lachen nur oberflächlich, als komme es, so tief es klingen kann, nur aus dem Halse, nicht aus der Brust. -- Die Herzogin hörte ich noch niemals lachen —

Die Herzogin ist geistig rastlos rege. Der Herzog ist, von seiner Jagdpassion abgesehen, geradezu untätig. Ich wurde neulich wider Willen zur Ohrenzeugin eines Gespräches zwischen dem Staatsminister von Grillot und meinem alten Oberst, aus dem hervorging, daß der Herzog oft tagelang nicht zur Erledigung der einfachsten Unterschriften zu bewegen ist. Möller, der als persona gratissima wohl helfen, vermitteln sollte, zuckte die Achseln und meinte als Philosoph: „Verehrte Exzellenz, das war doch immer so. Und im Grunde, das Herzogtum wird ja nicht aus dem Leime gehen, wenn Ihre Mappe noch acht Tage warten muß."

Ohne Zweifel ist die Herzogin der stärkere Teil in der Ehe. Aber ich glaube, ihr Wille kommt trotzdem selten zur Geltung. Nicht, weil sie nicht die Neigung hätte, ihn durchzudrücken, sondern weil der Herzog ihrer geistigen Ueberlegenheit um so stärkeren Widerstand entgegensetzt, je mehr er ihn empfindet — den Widerstand, den Trotz der Unbedeutenheit. In den albernsten Kleinigkeiten zeigt sich das. Neulich kam das Gespräch

auf einen Durchschlag, eine Lichtung im Park, für die der Hofgärtner die Erlaubnis erbeten hatte. Ich sah, wie der Herzog förmlich darauf wartete, was Ihre Hoheit sagen würde. Als sie dafür plädierte, erklärte er kurzweg: „Nein — ich will nicht.“ Und dabei krauste sich seine auffallend niedere Stirn gleich der eines eigensinnigen Knaben.

Man kann sich kaum ein schöneres Paar denken, als das herzogliche. Wer schöne Menschengestalten liebt, für sie Verständnis hat, muß entzückt sein, wenn er sie Arm in Arm durch irgend eine Allee des Schloßgartens schreiten sieht. Beide mit eigentümlich ebenmäßigen Bewegungen, in wirklich fürstlicher Haltung. Sie scheinen zueinander zu passen, als seien sie füreinander geboren. Und doch ist das alles rein äußerlich. Ihre Seelen und ihren Geist trennt eine Welt.

Aber selbst die äußere Schönheit wirkt so ganz verschieden. Die Herzogin gewinnt, je länger man sie kennt. Die Schönheit des Herzogs wirkt nur auf den ersten Eindruck. Sieht man näher zu, so erscheinen die gutgeschnittenen Züge grob, und das große braune Auge blickt oft wie erloschen; es fehlt der Ausdruck. —

Es ist doch gut, daß ich eine Kassette mit sicherem Schloß für dies Buch habe. Der Himmel bewahre mich davor, daß es in unberufene Hände fällt!

---

19. Juni.

Drückend schwül war's heute. Als ob wir schon in den Hundstagen wären.

Oder lag's in mir? Ich bin in diesen beiden letzten Tagen herumgeschlichen wie eine Geräderte. Und die

ganze Nacht habe ich gelesen, und das eine Buch hat mir die Seele aufgerührt!

Nicht der Inhalt: daß ich mir das nur ehrlich gestehe. Was scheren mich im Grunde die Römerzüge der deutschen Kaiser? Was ist mir Hekuba?

Aber daß es sein neuestes Werk ist! Daß er sich damit gewiß einen ersten Platz unter unseren Historikern erringen wird!

Ich meinte doch wirklich, die Fäden seien zerschnitten. Nicht nur alle äußerlichen, seit Capri nun gar; auch die inneren, die seelischen!

Was muß mir der gute, alte Mann in Rom, der Sämen, dies Buch schicken! ‚Ein bedeutendes Werk, liebe Komteß, an dem Sie Ihre helle Freude haben werden, wie ich sie hatte. Nicht nur als Historie bedeutend. Das würde mich nicht so begeistern. Sondern weil sich unser gemeinsamer Freund darin als echter Künstler erweist, weit über die trockene Geschichtsdarstellung hinaus, weil er sich — endlich einer! — frei gemacht hat von der Nüchternheit der Darstellung, die uns Ranke — sein Andenken in Ehren! — als böse Zugabe seiner gewaltigen Hinterlassenschaft vererbte. Lesen Sie selber mit Ihrem feinen, bei einer Dame so seltenen Verständnis! Lesen und staunen Sie über die Kraft dieser Menschenschilderung, über die kunstvolle Konzeption dieses reichen Kulturbildes —‘

Der gute, alte Schwärmer!

Ein Danaergeschenk hat er mir gemacht.

Ich war klein genug, es vor mir selber verkleinern zu wollen. Ich wollte nörgeln, kritisieren, zerfetzen. Doch das Buch zwang mich.

Und dennoch — dennoch! Was ist mir das Buch? Was scheren mich die Römerzüge? Aber aus den Blättern sah ich immer wieder das Antlitz dessen vor mir auftauchen, der es schrieb. Gespenstisch war's. Bald blickte es mich an mit Augen, feucht vor Gram; bald mit zornigem Aufleuchten. Es sprach zu mir wie ein lebendiger Mensch; es weckte all die alten Erinnerungen, es riß all die Wunden wieder auf. Es schrie mich an: ‚Du Egoistin! Selbstsüchtige, hochmütige Kreatur!‘ Gleich einer Wolke von Bitterkeiten quoll es mir aus ihm entgegen. Und wenn ich all das niederzwingen wollte, dann sah ich hinter meinen festgeschlossenen Augenlidern uns beide Hand in Hand an den Rosenbüschen der Via Ardeatina entlang schlendern, und er umschlang mich plötzlich und küßte mich.

Wozu mußte mir Sämen dies Buch schicken! Ich könnte ihn hassen dafür.

Aber jetzt ist das Fieber, hoffe ich, überwunden. Ganz unten, im untersten Fach der riesigen Kommode dort drüben hab' ich den Band eingeschlossen; ein paar Dankeszeilen sogar, ganz sachlich und korrekt, an Sämen geschickt. Und nun ist's vorbei. Vorbei — vorbei —

Nur die Hitze glüht noch in mir nach. Selbst jetzt, hier am offenen Fenster, durch das die Nachtluft streicht, scheint es mir drückend heiß. Ich lechze wie eine dürstende Kreatur nach dem Gewitter, das drüben, über den Bergen, heraufzieht. Dann und wann in der dunklen Wolkenwand ein Wetterleuchten, das seinen Schein bis auf diesen Bogen wirft. Ist's nicht, als sei in der großen Natur alles wie im kleinen Menschenleben.

Zu all der großen Hitze spukte es noch im Schloß von mancherlei Gerüchten. Madame de Landelot, die glücklich Genesene, Wiederauferstandene, teilte mir mit einem wehmütigen Zucken um ihr spitzes, feines Näschen mit, daß ihre Stunden gezählt seien. Sie verlasse Gerda am ersten Juli, und Ihre Hoheit Prinzeß Marie bekomme einen eigenen Hofstaat. Ich würde neugierig sein, wenn es nicht so schwül wäre.

Dann heißt es weiter — und diesmal war es die immer gut unterrichtete Frau Hadro, die mir mit wichtiger, geheimnisvoller Miene die neueste Neuigkeit zutrug —, daß in nächster Woche Besuch erwartet wird. Die verwitwete Erbgroßherzogin von Kallau mit ihrem Sohne, dem Erbgroßherzog Alexander. Ich erinnere mich des hohen Herrn dunkel. Zufällig. Er war in Rom an meinen alten Sämen empfohlen, der ja in seiner unverwüstlichen Liebenswürdigkeit und bei seiner kleinen Liebe zu kleinen und großen Orden der allgemeine Fürstenführer in der ewigen Stadt ist. Da lernte ich diesen Alexander kennen; bei dem üblichen Tee, den die arme Frau Sämen zu solchen Gelegenheiten stets vom Stapel lassen muß. Keine üble Erscheinung und nach des Professors Meinung ‚über mittel'. Aber Sämen ist in der Beurteilung von Erbgroßherzögen nicht zuverlässig.

Frau Hadro, die es augenscheinlich gut mit mir meint, weil ich meine widerspenstigen Stirnlocken auf ihren Rat bereitwilligst in einen keuschen Magdalenenscheitel zwang, tat ganz mysteriös. Fast, als kämen die Herrschaften auf Brautschau. Ich könnte wieder neugierig sein, wenn es nicht so drückend schwül wäre — und wenn mir nichts anderes Kopf und Herz voll und schwer machte.

Da schrieb ich eben wieder von Sämen und Rom, und flugs tauchen die alten Bilder wie aus der Versenkung vor mir empor —

Gottlob — die ersten Regentropfen und ein dumpfer ferner, lang hinhallender Donner — das Gewitter kommt herauf —

Ich habe wohl eine halbe Stunde am Fenster gestanden. Nun ist mir freier und wohler.

Herrlich war's! Dies Grollen erst, dann die grellen Leuchtstrahlen, die unten das Parkgrün wie mit magischem Schein übergossen; Schlag auf Schlag endlich, und nun der strömende Regen; ganz gradlinig kommt er aus den Wolken, in schier unerschöpflicher Fülle. Wie das morgen sprießen und grünen wird. Der Dunst der sich endlich wieder sättigenden Erde steigt wie fruchtbarer Odem bis zu mir empor. Eine Wonne —

Gute Nacht, all ihr nah und fern! Auch du, den ich nicht nenne — gute Nacht! Ich meinte es ja auch gut mit dir! Gute Nacht! —

---

24. Juni.

Wie ordne ich ungeübte Autorin nur die Ereignisse dieser letzten Woche, daß ich später einmal selber meine Freude daran habe?

Chronologisch natürlich. Aber das, was mich persönlich betrifft, und all das andere geht mir so kraus im Kopf herum, schiebt sich so wunderlich durcheinander, daß ich den rechten Faden kaum werde festhalten können. Vielleicht kommt's auch gar nicht so darauf an.

Also erstens einmal das Gleichgültigste und etwas sehr Lächerliches. Madame de Landelot hat die Quartalswende nicht abgewartet sondern ist schon vorher auf

und davon gegangen. Aeußerlich in allen Ehren, in Wirklichkeit mit einem furchtbaren Krach. Meine Quelle — Oberst Möller. Alles andere eher als ein Klatschheld, konnte er diesmal seine Schadenfreude — die reinste aller Freuden, meint er — nicht verbergen, und da er mich wohl über alberne Prüderie erhaben hält, plauderte er lustig aus, was er wußte. Während wir in Berlin waren, hielten es Seine Exzellenz der Herr Hofmarschall für geboten, der Französin mit dem spitzen Näschen eine Krankenvisite zu machen. Zufällig — es regiert in solchen und ähnlichen Fällen ja immer der ewig gerechte Zufall — zufällig also, ganz zufällig fühlten Ihre Exzellenz den gleichen Herzensdrang, wurden aber von der Zofe von Madame abgewiesen; patrouillierten darauf ein halbes Stündchen, bis der Herr Gemahl auftauchten, worauf es eine wenig höfische Szene gegeben haben soll. Denn daß Seine Exzellenz nur eine kleine Privatlektion nehmen wollten, um seinem allerdings mangelhaften Französisch aufzuhelfen, konnten Ihre Exzellenz freilich nicht glauben.

Es ist so gleichgültig. Es ist so lächerlich: dieser alte Perückenstock und die kokette, ältliche Französin. Aber es ist auch so widerlich, daß mich's fast gereut, es niedergeschrieben zu haben. Und es ist doch ein Stückchen Sittengeschichte: da vertraut man solch einer Person die Erziehung eines geliebten Kindes an! Da baut man Häuser auf die ausgezeichneten Eigenschaften eines Großwürdenträgers! Und dann — Schmutz — Schmutz — Schmutz. —

Selbstverständlich ahnen die Herrschaften nichts von dem ganzen Ereignis. Das haben die drei Beteiligten

wohlweislich unter sich „arrangiert“, und Isenburg wird schon im stillen dafür gesorgt haben, daß Madame die besten Zeugnisse mit auf den Weg und — trotz seiner Sparsamkeit — ihre hochanständige Pension bekam. Aber daß dies „Arrangement“, dies Vertuschen möglich war, ist bezeichnend für unsere Zustände. Die beiden Exzellenzen sind vor den Augen der Hoheit nach wie vor das zärtlich ergebene Ehepaar; er mustergültig in seiner ritterlichen Galanterie gegen die Gemahlin; sie von hingebender, weicher Marthademut, wie es der deutschen Frau geziemt.

Schließlich: ich konnte das alles nicht umgehen, weil es in meine persönlichen Beziehungen eingriff.

Ihre Hoheit hatten nämlich ein langes Gespräch mit mir. Es ist noch nicht gelungen, eine geeignete Hofdame für Prinzeß Marie zu gewinnen. „Der Entschluß der guten Madame de Landelot kam doch zu plötzlich. Aber, Gräfin Edith — nicht wahr — Sie nehmen sich des Kindes ein wenig an? Marie ist wirklich noch ein rechtes Kind! Sie aber, Edith, habe ich als eine so verständige junge Dame kennen gelernt, daß ich Ihnen volles Vertrauen schenke. Und glücklicherweise hat Marie Sie sehr gern, schwärmt sogar von Ihnen, so daß sie Ihrer Führung gern folgen wird.“

Wir saßen im Dämmerlicht des blauen Salons der Herzogin. Ich konnte ihre Züge nur undeutlich erkennen, aber ich fühlte gleichsam, daß sie mit einer gewissen Verlegenheit kämpfte, daß sie befangen war, sich zur Fortsetzung zwingen mußte.

Endlich begannen Hoheit doch wieder: „Was ich Ihnen noch weiter sagen möchte, liebe Edith, bleibt

selbstverständlich ganz unter uns. Marie ist ja noch sehr jung, aber bei ihrem lebhaften Temperament — ich möchte beinahe sagen: ihrem heißen Blut — wird es ganz gut sein, wenn sie früh heiratet. Nun sind — ich bin ganz offen zu Ihnen — Pourparlers im Gange mit dem Hofe von Kallau; noch nicht eigentlich Vorverhandlungen, man hat nur bei uns angeklopft, wie wir uns zu einer Werbung des Erbgroßherzogs stellen würden. Auch dies nicht einmal direkt, nicht in ausgesprochener Weise, aber doch, mit der Ansage eines Besuchs, so, daß wir unsere Schlüsse ziehen mußten. Der Erbgroßherzog ist ein liebenswürdiger, feingebildeter und — was bei Marie vielleicht auch eine Rolle spielen könnte — ein sehr hübscher Mann, der vor einigen Jahren, als ich ihn zuletzt sah, meine ganze Sympathie gewann. Die Verbindung mit ihm entspräche in jeder Beziehung unseren Wünschen; noch mehr, es spricht auch für sie — da ein alter Erbvertrag zwischen unseren beiden Häusern existiert — ein gewisses politisches oder doch ein Familieninteresse. Schließlich ruht ja die Zukunft unserer Dynastie zurzeit ausschließlich auf unserem einen Sohne —"

Die Herzogin schöpfte tief Atem und lehnte sich noch mehr in ihren Sessel zurück.

„Sie kluges Mädchen verstehen gewiß schon, wo hinaus ich will?" fuhr sie dann fort. „Es liegt uns ganz fern, auf Marie einen Zwang auszuüben. Wie ich meine Tochter zu kennen meine, würde sie sich dem auch nur schwer fügen — schwerer jedenfalls, als es sonst [illegible] unseren Häusern Sitte ist. Aber da wir, aus inn[illegible] Ueberzeugung, die Zukunft, das Glück des

Kindes vertrauensvoll in die Hände des Erbgroßherzogs legen würden, hoffen und ersehnen wir die freiwillige Einwilligung von Marie. Wollte ich mit dem Kinde jetzt schon sprechen, ich würde Marie nur argwöhnisch machen und vielleicht alles verderben. Eine Freundin aber, eine kluge und vorsichtige Freundin kann viel besser wirken, kann vorbauen, kleine Vorurteile abtragen, kleine und große Vorzüge hervorheben, die Wege ebnen! Nicht wahr, Sie verstehen mich, liebe Gräfin —?"

Ob ich sie verstand! Nur war mir etwas beklommen zumute. Sehr ehrenvoll, dies Vertrauen, zumal nach so kurzer Bekanntschaft! Aber leicht erschien mir die Aufgabe nicht. Uebrigens hatte ich auch gar keine Ursache, die Lösung als Kinderspiel hinzustellen. Ich war entschlossen, mein Heil zu versuchen — im allseitigen und in meinem eigenen Interesse. Aber mir fiel gerade ein Wort meiner weltklugen Mutter ein, wenn man sich jemandes Dank verdienen will, muß man vorher die eigene Leistung als besonders schwierig hinzustellen wissen.

Das brachte ich denn auch in angemessener Weise zum Ausdruck. Hoheit hörten ruhig zu.

„Sie haben gewiß recht, Edith —" meinte die Herzogin dann. „Marie hatte immer ihr Köpfchen für sich. Aber sie ist so ganz noch unbeschriebenes Blatt, und ich hoffe, der Erbgroßherzog wird auf sie den denkbar besten Eindruck machen. Vorerst sollen sich beide ja auch nur kennen lernen —"

Dann, nach einem kleinen Schweigen, sagte sie noch etwas, das sich mir besonders einprägte. Gewiß eine Alltagsweisheit, die aber in diesem Munde und durch

den wehmütig verhaltenen Ausdruck, in dem die Herzogin es sprach, ihr besonderes Cachet gewann: „Kennen sollen sie sich lernen, verstehen und achten. Die Liebe — sehen Sie doch um sich, Edith, es ist nicht nur in unseren Häusern, es ist fast überall in der Welt das gleiche — die Liebe ist gar nicht die Vorbedingung zu einer glücklichen Ehe. Diese sogenannte Liebe, die Poeten schildern, und die doch nur Leidenschaft ist, zerstört die Fundamente des Ehelebens viel eher als sie diese festigt. Sie nährt Illusionen, die sich nie dauernd erfüllen können. Denn für den Mann ist diese Liebe immer nur Episode. Die Frau aber, die Herz und Sinnen ganz damit ausfüllt, will ihr Leben lang daran zehren. Und das gibt es einfach nicht. Dann kommt die Notwendigkeit der Resignation — und die — die ist die schwerste aller Lebenskünste —"

Hoheit erhob sich, wie mit dem jähen Entschluß abzubrechen. Ein-, zweimal ging die Herzogin im Zimmer auf und ab; dann drehte sie plötzlich selbst die Schaltvorrichtung auf, die elektrische Krone leuchtete auf.

Ich kann mich irren. Aber mir schien es, als ob die Augen der hohen Frau feucht schimmerten. Sie lächelte jedoch schon wieder ihr ganz kleines, anmutsvolles Lächeln und reichte mir die Hand: „Ich denke, es wird sich alles zum Guten wenden für das Kind. Und auf Sie verlasse ich mich, liebe Edith. — Wir wollen jetzt ein wenig musizieren. Ich habe so lange nichts von Ihnen gehört. Hoffentlich haben Sie Ihre Kunst nicht einrosten lassen."

Es muß doch wohl der Fall gewesen sein. Ich hatte ja seit Wochen nicht geübt. Jedenfalls fand ich am

Tage darauf, als ich von einem Spaziergang mit der Prinzessin heimkam, auf meinem Zimmer einen Flügel vor mit einer gütigen Zeile der Herzogin. Er ist nicht gerade neu, dieser Bechstein, aber er macht mir doch Freude.

Und nun dieser Spaziergang!

Ich fürchte, ich fürchte, allergnädigste Hoheit, so ganz unbeschriebenes Blatt ist unser Prinzeßchen nicht mehr. Ja — wenn wir nicht in Berlin gewesen wären!

Es ist ja selbstverständlich nur eine kleine, süße Backfisch-Eselei. Aber wie sich Prinzeß in meinen Arm einhängt, wie sie sich anschmiegt, wie sie, auf den spaßhaftesten, schlau-dümmsten Umwegen mich über meinen Bruder auszuhorchen versucht — das ist gar nicht ohne. Gerade so wie es irgend ein flottes, kleines Pensionsmädel nach der ersten Bekanntschaft mit dem Leutnant ihres Herzens auch machen würde. Und ich kann nicht vorsichtig genug sein, damit sie meine Abwehr nicht merkt. Denn ich würde nach allen Weisheitsregeln erfahrener Leute sonst nur Oel ins Feuer gießen, und wenn der glimmende Funke damit auch nur zu einem winzigen Feuerchen aufflammen sollte, wär's gerade jetzt höchst unpaß — und für mich am fatalsten. Ein Glück, daß Fritz solch ein verständiger Junge ist.

Auf dem Heimweg kam ich dann auf den bevorstehenden Besuch zu sprechen. Da zog Prinzeß ihr beliebtes Unterlippen-Schippchen. „Die Tante aus Kallau kenne ich. Die ist so groß wie langweilig —“

„Und ich kenne Seine Königliche Hoheit den Erbgroßherzog,“ sagte ich, erzählte von unserer kurzen Begegnung in Rom und ließ vorsichtig in das Bild seiner

Persönlichkeit, wie es mir noch dunkel vorschwebt, auch Sämens Lobsprüche einfließen, worauf Ihre Hoheit mit absolutester Gleichgültigkeit sagten:

„So — er ist also ganz nett. Na, das freut mich. Da drüben in Kallau können Sie das gebrauchen.“

Aber mein Vater soll doch nicht umsonst Legationsrat, Geschäftsträger, Gesandter, Botschafter gewesen sein! In diesem Falle will ich mich als Diplomatin bewähren!

Ist's recht? Ist es richtig, daß dies liebe Mädchen schon so früh unters Ehejoch gebeugt wird? Ohne all die Freuden, die sonst ihren Jahren und der Mädchenfreiheit zustehen, genossen zu haben? Daß man sie, mit mehr oder weniger Zwang, Ueberredung, Ueberlistung, in eine Ehe hineinbugsiert, die ihr — ich will von der „sogenannten Liebe“ ganz absehen — eigentlich nur Pflichten bringt? Pflichten über ihre Jahre hinaus, Pflichten und Lasten! Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ihr dafür eine großherzogliche Krone winkt, die gewiß auch nicht leicht zu tragen ist. Denn gerade „dort drüben“ verlangt man noch mehr wie anderswo würdevolle Repräsentation und die Pflege der alten Traditionen, die den Hof von Kallau seit über hundert Jahren ausgezeichnet haben: wenn man nicht in hervorragender Weise „gebildet“ ist, muß man's dort wenigstens scheinen. Das pfeifen die Spatzen auf den Dächern.

Ach, und das Prinzeßchen ist so gar nicht „klassisch veranlagt“. Fritz traf den Nagel auf den Kopf, als er sie einen „süßen Käfer“ nannte. Sie ist reizend mit ihrem zierlichen, schlanken Wuchs, den leuchtenden Braunaugen, dem kleinen, pikanten Näschen, den schwellenden Lippen, dem Grübchen am Kinn und dem welligen,

reichen Haar — aber von der Schönheit, die gewiß einst die Mutter auszeichnete, ist nichts auf sie übergegangen. Und von den Wissenskörnern, die Madame de Landelot und unter dieser sicher verschiedene andere bewährte Kräfte ausgestreut haben oder ausgestreut haben sollten, sind wohl auch nicht allzu viele aufgegangen. Ich glaube, sie würde ein sehr verdutztes Gesichtel machen, wenn man sie nach den römischen Elegien fragte, die in Kallau zum täglichen Brot gehören.

Aber was geht das mich an? Ich habe die Aufgabe, die Hoheit mir vertrauensvoll stellten, zu lösen, so gut oder so schlecht ich es vermag. Das gebietet mir vor allem mein eigenstes Interesse. Punktum!

Und ich gebe die Hoffnung auf den Erfolg noch nicht auf, trotzdem der Verlauf dieser Tage nicht gerade sehr aussichtsvoll war.

Zunächst gab es eine Enttäuschung, die, glaube ich, besonders von Ihrer Hoheit sehr schmerzlich empfunden wurde.

Nachdem bereits alle Vorbereitungen getroffen waren — 1. Tag: Empfang der Gäste (fast hätte ich geschrieben: auf der Wartburg); um 12 Uhr Dejeuner dinatoire im Familienkreise; Spazierfahrt nach der Fasanerie; Diner im Spiegelsaal — 2. Tag: Dejeuner dinatoire um 2 Uhr; Garden party; Abfahrt um 8 Uhr abends — nachdem also alle Geisteskräfte der verschiedenen Exzellenzen, des ausgezeichneten Blumberg, meiner Wenigkeit usw. für diese großartigen Arrangements erschöpft worden waren, meldete sich der Erbprinz krank. Das Telephon zwischen Schloß Hungolsheim und hier spielte stundenlang, der Herzog fuhr dann selbst hinaus mit dem ärztlichen

Beschwichtigungshofrat: es blieb dabei, der Erbprinz konnte nicht erscheinen.

Eine nicht unbedenkliche Erkältung, die sich Seine Hoheit auf der Pürsche zugezogen, meldete der Moniteur, hieß es im Schloß.

Prinzlein, Prinzlein! Ich habe dich im Verdacht, du bist so klug, menschenscheu zu sein! Ich verdenke es dir nicht — und beim Zeus, es war so langweilig, daß man dir im geheimen recht geben muß. Aber Prinzen im allgemeinen und Erbprinzen im besonderen dürfen nun einmal nicht der allgemeinen Neigung vernünftiger anderer Menschen nachgeben, sich langweiligen Festivitäten offiziellen Charakters zu entziehen. Es fällt auf — auch dein Fortbleiben, mein schöner Prinz im Märchenschloß, fiel auf.

„Also sehe ich Moritz wirklich wieder nicht!“ hörte ich die Frau Erbgroßherzogin, Königliche Hoheit, sagen. Und sie betonte das ‚wirklich‘ recht scharf.

Die hohe Dame kann überhaupt, glaube ich, sehr scharf betonen. Als Schwiegermama wünschte ich sie mir jedenfalls nicht. Prinzeß hatte sie gar nicht so übel charakterisiert, als sie meinte, ‚so groß wie langweilig‘. Sie scheint körperlich und geistig „erhaben“; lang und dünn ist sie — übrigens hervorragend gut angezogen — und ihre schmalen Lippen träufeln ganz nach Belieben Weisheiten. In nicht ganz achtundvierzig Stunden hörte ich, sogar aus meiner pflichtgemäßen Entfernung, sie fünfmal Goethe zitieren. Es paßte nicht immer ganz. Köstlich war's sogar, als vor allerhöchstihren Augen Prinzeßchen den Erbgroßherzog im Tennis hineinlegte, und sie sprach: „Allen Gewalten —

Zum Trotz sich erhalten — Nimmer sich beugen — Kräftig sich zeigen —". Aber es klang — es klang großartig.

Der Erbgroßherzog hat mich dagegen auf das angenehmste überrascht. Nicht deshalb, weil er sich meiner sofort erinnerte. Das gehört ja zum Beruf, ist Uebung: fast all diese hohen Herrschaften haben ein wohlgeschultes, gutes Personengedächtnis. Aber er war natürlich — besonders wenn Mamachen nicht in Seh- und Hörnähe — liebenswürdig ohne Herablassung, und er scheint wirklich ein gescheiter Mann. Außerdem hat er sich entschieden embelliert, und die drei Jahre bei den Potsdamer Leibhusaren haben seine ganze Art tüchtig abgeschliffen. Er ‚berlinert' sogar ein wenig; oder wie die Prinzeß mir mit einem gleichzeitigen kleinen Ellenbogenstoß zuraunte: „Der spricht ja beinah so wie Ihr Bruder, Edith —"

Das ganze Wesen, die ganze Erscheinung des Erbprinzen könnten mir das Heiratsprojekt und meine Aufgabe leichter erscheinen lassen. Zumal unsere Prinzeß auf ihn sichtbar Eindruck machte. Er schnitt ihr ganz regelrecht, und keineswegs nur ‚prinzlich' die Cour. Potsdamer Stil.

Aber — aber! Das Courschneiden ließ sich unsere Kleine ganz gern gefallen. Sie taute ordentlich auf und plauderte allerliebst, sogar bei dem entsetzlich feierlichen Diner, mit ihm als ihrem Tischnachbar. Sie sagte mir auch nach dem ersten Familien-Zusammensein: „Der" — immer sagte sie ‚der' — „ist ja ganz nett."

Aber — aber dann verdarben es die Mamas. Ich war ja nicht anwesend, ich kann nur wiedergeben, was

Prinzeß mir erzählte. In ihrer kindlichen Art. „Hören Sie mal, Edith — ich weiß gar nicht — was will denn die Tante Erbgroßherzogin von mir? Die trieft ja von Salbung und Zärtlichkeit. ‚Liebes Kind‘ hier — und ‚meine kleine, liebe Marie‘ da, und immer küssen, was ich nun schon gar nicht mag. Und Mama ist auch so ganz anders wie sonst — so — so feierlich —“

Kurz: am zweiten Tage gab es ein verändertes Bild. Die hübsche Unbefangenheit unserer Kleinen war wie ausgelöscht. Nur beim Tennis brach sie noch einmal vorübergehend durch. Da rief sie dem Erbgroßherzog schließlich zu: „Na, Vetter, Sie spielen auch eine tolle Naht zusammen.“ Aber das war nur gleich einem Aufblitzen ihres lebhaften Temperaments. Sie wurde gleich wieder still und zurückhaltend, fast scheu.

Als mich nach der Abfahrt der Gäste Hoheit einen Augenblick sprach, äußerte sie sich sehr befriedigt: „Ich glaube, Gräfin, es ist alles gut im Gange. Marie hat sehr gefallen — sehr! — und das Kind selber schien ja auch — nun, wenigstens kein Mißfallen zu empfinden. Es fiel mir auf, wie heiter sie erst war, und dann so eigen nachdenklich, wie es junge Mädchen vor Lebensentscheidungen zu sein pflegen. Ich habe ihr absichtlich noch keine Andeutung gemacht, ich wollte ihr die Unbefangenheit nicht nehmen. Aber ich werde in den nächsten Tagen mit ihr sprechen — und ich rechne auf Sie, Edith —“

Wenn wir uns nur nicht verrechnen, Hoheit! So leicht, wie Hoheit sich denken, wird die Entscheidung wenigstens nicht sein.

Im übrigen hat sich Seine Exzellenz, der Perücken-Freiherr, mit Ruhm bedeckt. Es klappte alles tadellos. Küche und Keller — man ißt und trinkt an diesen kleinen Höfen überhaupt vorzüglich — waren in der höchsten Vollendung; ich erinnere mich besonders einer Suprême de Voilaille à l'Ecarlate, mit der selbst Papa zufrieden gewesen wäre; und der verstand etwas davon — wie noch jetzt unsere Vermögensverhältnisse beweisen.

Selbstverständlich war alles, was in Gerda hoffähig ist, mobil gemacht.

Bei dem Galadiner erschien auch Herr von Gillern. Ich sah ihn zum ersten Male in der Nähe. Er ist jedenfalls kein gewöhnlicher Mensch. Famos von Erscheinung; tadellose, zurückhaltende Manieren; bescheiden und doch selbstbewußt. Ich saß ganz am anderen Ende der Tafel, aber er kam nachher sofort zu mir, mit meinem alten Obersten, und wir unterhielten uns à trois längere Zeit vortrefflich. Er hat viel gesehen, viel gelesen — aber, was mehr sagen will, viel nachgedacht. Es war schließlich gar kein Gesellschaftsgespräch mehr, fast eine Diskussion — am interessantesten über Stuart Chamberlein und das Rassenproblem — und es tat mir leid, als der Dienst mich abrief.

Ein paar andere nette Leute lernte ich auch noch kennen. So Herrn und Frau von Gernheim, Kommandeur und Kommandeuse des hiesigen Bataillons — „von der Garde zur Linie vertrieben", aber ihr Los mit Würde und Anstand tragend; einen drolligen Landgerichtsdirektor Brutel, dessen Privatpassion das Jonglieren — nicht etwa mit Worten, sondern mit allem,

was ihm in die Hände kommt — sein soll; und einen kleinen, reizenden Leutnant von Klager, der besonderer Protegé Ihrer Hoheit ist, ein Bürschchen wie Milch und Blut, frisch und keck dabei, mit blitzenden Augen und dem Selbstvertrauen, das ich am Leutnant liebe. Ich habe Oberst Möller vorgeschlagen, dem jungen Fant den Spitznamen „das Amorettl“ zu verleihen.

Ganz so dumpf und stumpf, wie ich mir das Dasein in Gerda vorgestellt hatte, ist es doch nicht. Frau von Gernheim mag schon recht haben, wenn sie sagt: „Es läßt sich hier auch leben —“

23. Juni.

Wie eine graue Nebelwolke liegt es auf dem ganzen Schloß. — Sonst reinigt ein Gewitter die Luft. Diesmal hat es sogar eingeschlagen, aber die Atmosphäre ist trüber denn je. — Eingeschlagen! Es muß auf die Herrschaften ja wie ein Blitzschlag gewirkt haben, als die Prinzessin rundweg, klipp und klar erklärte: Ich will nicht!

Ich hatte mir schließlich doch erlaubt, Hoheit zu warnen. Es kam mir gar nicht recht geheuer vor. Die Kleine ging mit hängendem Kopf herum, ganz gegen ihre Gewohnheit still und stumm. Ich versuchte von den „schönen, letzten Tagen“ zu sprechen: sie sah nicht auf; ich gab meiner Freude Ausdruck, daß sich der Erbgroßherzog seit Rom „nur noch mehr zu seinem Vorteil“ verändert habe: sie hauchte nur „ach der!“ Ich erzählte von den klassischen Traditionen Kallaus: sie zog die Achseln hoch und meinte „ach das!“

Hoheit wollten aber nicht hören. Und so kam's zum Aeußersten. Die Herzogin hat verweinte Augen; der Herzog soll getobt haben.

Gleich nach der großen Szene stürzte die Kleine auf mein Zimmer. Sie war natürlich sehr aufgeregt, warf sich mir an die Brust, umklammerte mich, flehte mich an, ihre Freundin zu sein. Aber weder die Tränen der Mutter, noch die Wut Papas schienen ihren festen Willen — oder ist's Eigensinn? — erschüttert zu haben. Im Gegenteil. Frank und frei erzählte sie mir alles bis zu ihrem „Ich will nicht!“ und dann stampfte sie mit beiden Füßen auf, reckte ihre geballten Fäustchen und lachte: „Ich möchte doch sehen, wie sie's anfangen wollen, mich zu zwingen! Das möchte ich wirklich wissen! Sie können mich doch nicht bei Wasser und Brot einsperren oder mit der Hundepeitsche traktieren. Sie können mich doch nicht an den Altar schleppen. Und wenn sie das täten, dann sagte ich ganz laut ‚Nein‘ und nochmal ‚Nein‘! Auf Zwang pfeif' ich —“ und da pfiff sie wirklich, und ihre Augen sprühten.

Ich hab' sie neben mich auf mein schmales Barockkanapee genommen und so vernünftig mit ihr gesprochen, wie ich's nur vermochte. Daß an Zwang ja niemand denke; daß es sich doch nur um einen Herzenswunsch der Eltern handle; daß der Erbgroßherzog doch wirklich sehr nett sei; daß eine Großherzogskrone doch immerhin etwas besonderes wäre; von Lebensaufgaben habe ich gesprochen — was sagt man nicht alles in solchen Augenblicken.

Nun — zuerst hörte sie ganz ruhig zu. Dann aber schluchzte sie auf: „Also Sie sind auch mit im Komplott, Edith! Pfui, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht. Abscheulich ist das, häßlich — greulich ist das

von Ihnen. Gar nicht mehr lieb hab' ich Sie —."
Erneute Beruhigungsversuche, die Versicherung meiner treuesten Freundschaft. Wieder Anklammern, neue Tränen, neues Auftrotzen —

Und dann lachte sie plötzlich hell und laut. „Na übrigens — Papa hat mir bis auf weiteres Zimmerarrest zudiktiert. Früher kriegt ich den manchmal, wenn mich die Landelot verklatscht hatte. Jetzt krieg' ich ihn, weil ich nicht heiraten will. So geht's in der Welt. Na — (das ‚na' liebt Prinzeß) — na, an dem Zimmerarrest sollen sie ihre Freude haben —"

Damit ging sie. Ging in ihr Schlafzimmer, klingelte ihrer Luise, befahl, sie auszukleiden, erklärte, daß sie sehr krank sei — und seitdem liegt sie zu Bett. Keine Vorstellung weder von Hoheit, noch von mir, noch vom Arzt fruchtet: „Ich bin sehr krank. Ich stehe nicht auf. Ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt — ich stehe nicht auf."

Es ist Unsinn und kindischer Unfug. Aber sie ist ja auch noch ein Kind, noch nicht siebzehn Jahre — und für diese siebzehn Jahre, ich kann mir nicht helfen, imponiert mir ihr Trotz doch.

Natürlich wird und muß sie nachgeben. Wird auch, bin ich überzeugt, in der Hauptsache nachgeben, und über Jahr und Tag werden die loyalen Bürger hier und in Kallau flaggen und illuminieren können. Aber schneidig ist mein Prinzeßchen doch, und manchmal tut's mir leid, daß ich ihr das nicht sagen darf.

Wenn wir nur nicht in Berlin gewesen wären! Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß sich in dem lieben, dummen Herzchen eine Schwärmerei für Fritz

tiefer eingefressen hat als gut ist. Und daß seit vorgestern die kleine Photographie von ihm, die auf meinem Nähtisch stand, spurlos verschwunden ist, daß ich und Marietta vergeblich das ganze Zimmer nach ihr durchkramt haben, ist mir auch bedenklich.

Mit mir hat die Herzogin über die ganze Sache noch nicht gesprochen, mir nur, als wir zusammen am Bett des Trotzkopfes standen, warm die Hand gedrückt. Hoheit speist auch allein; der Herzog ist, wie immer, wenn er sich geärgert hat, auf eine seiner Jagdhütten im Gebirge gefahren. So habe ich denn den Vorzug, entweder auf meinem Zimmer zu essen oder an unserer großen Marschallstafel — nämlich wieder, wie auf der Reise, mit Blumberg allein. Der ist jetzt von der exquisitesten Ritterlichkeit und Zuvorkommenheit, und ich merke draus: ich muß ‚oben' gut angeschrieben sein. Dieses Thermometer trügt nie — Domestikenzimmer, wie in Sorrent, würde er mir sicher nicht mehr anweisen. Er ist sogar unterhaltend oder bemüht sich doch, es zu sein. Ich erfahre auf diesem Wege wenigstens allerlei Pläsierliches aus unserm Residenzlein: vom Stammtisch im ‚Erbprinzen', dem ersten Hotel, an dem Möller präsidiert, und vom Konkurrenztisch im ‚Goldenen Beutel', an dem der Landgerichtsdirektor Brutel allabendlich mit Aschenbecher, Zigarrenspitze und Tellern jongliert; daß Gillern auch dann und wann im ‚Erbprinzen' vorspricht — „Uebrigens, Gräfin, das muß ich Ihnen doch noch erzählen — von Ihnen wurde neulich auch ein wenig geklatscht."

„Ich bin gar nicht neugierig!" wehrte ich ab.

„Seien Sie nicht ungnädig, Gräfin — worüber wird an solch einem Stammtisch denn nicht geklatscht!

Diesmal drehte es sich sogar um Ihr Alter, pardon, um Ihre Jugend. Unser guter Oberkrakehler Möller behauptete, Sie seien mindestens siebenundzwanzig Jahre, wenn Sie auch jünger aussähen; noch jünger könnten Sie gar nicht sein, denn dazu seien Sie zu verständig. Und Gillern, der sonst immer Vorsichtige, gab Ihnen nur einundzwanzig Lenze; man könne auch mit einundzwanzig Lenzen ein gescheites Menschenkind sein."

„Nun bin ich aber doch neugierig," mußte ich zugeben. „Wie entschied sich die hochwichtige Frage denn?"

„Ja, Gräfin, um ehrlich zu sein, ich hetzte beide so lange, bis sie auf unter oder über zweiundzwanzig wetteten, eine Runde Röderer. Und dann gab ich meine Weisheit aus dem indiskreten Gothaischen Grafenkalender zum besten, und Gillern mußte bluten."

Geistreiche Leute können bisweilen auch kindisch sein. Ich hätte Möller und Gillern etwas Klügeres zugetraut, als daß sie wegen des Alters einer Hofdame eine Wette entrierten. Meinem alten Obersten werde ich darüber in schönstem Toskanisch die Leviten lesen — und darüber auch, daß er mich so hart an die dreißig taxierte. —

Soweit hatte ich geschrieben, als mir Hoheit sagen ließ, daß ich sie auf einer Fahrt nach Hungolsheim begleiten solle.

Das war um drei Uhr etwa -- jetzt ist es zehn! Und dazwischen liegt ein Einblick in tragische Tiefen. Das Herz krampft sich zusammen, wenn ich daran denke. Wie wenig habe ich die Herzogin doch bisher verstanden! Wie kurzsichtig war ich. Aber freilich — ich konnte dieses furchtbare, sorgsam gehütete Geheimnis ja nicht ahnen. Ich konnte diesem Leid des Mutterherzens, ich

konnte dem sorgenvollen Schmerz der Fürstin kein Verständnis entgegenbringen.

Schon bei Beginn der Fahrt fiel mir auf, daß die Herzogin seltsam erregt war. Ich schob es auf die Vorgänge der letzten Tage, auf den Eigenwillen der Prinzessin; ich wartete darauf, daß Hoheit darauf zu sprechen kommen würde; ich wollte ihr sagen, daß ich gar nicht allzuviel Gewicht auf diese Mädchenstimmungen und Verstimmungen lege und zu legen riete. Aber die Herzogin sprach von allerlei gleichgültigen Dingen, nur nicht von der Prinzeß. Und doch war in dem Tonfall ihrer Stimme stets ein Untergrund, der mich fühlen ließ: sie denkt an ganz etwas anderes als an das, was sie spricht.

Der Weg nach dem Jagdschloß, den ich noch nicht kannte, ist wunderbar schön. Bald hinter der Stadt tritt er in den Hochwald ein, steigt schnell und bietet an einzelnen Straßenbiegungen die entzückendsten Ausblicke auf die Residenz und die weite, lachende Niederung. Dann führt er durch ein tiefeingeschnittenes, düsteres Tal, immer an der rauschenden Aue entlang, umsäumt auf beiden Seiten durch hohe Tannen, die kerzengerade, Stamm um Stamm, aus dem Dunkel zur lichten Höhe streben. Schließlich wird das Tal zur Schlucht, die Felswände rücken mehr und mehr zusammen. Aber plötzlich, fast ohne Uebergang, ist man auf der großen, öden, fast alpinen Hochebene; zwischen wildumhergestreuten Felsblöcken blüht die Erika, stehen vereinzelte, verkümmerte Birken und Tannenschößlinge. In der Ferne, wo der Forst wieder beginnt, taucht das Schloß auf, ein einfacher Ziegelbau mit flachem, niederem Dach. Grau hebt

sich seine Silhouette vom Saum des dunkelgrün leuchtenden Waldes ab. Darüber stand gerade die helle Nachmittags-sonne am blauen Himmel.

Die Herzogin war in tiefes Schweigen versunken. Nun raffte sie sich plötzlich auf und sprach leise: „Edith, ich will Ihnen einen Beweis meines Vertrauens geben. Ich will Sie einweihen in den großen Schmerz meines Lebens. Sie sollen wissen, wie sich mein höchstes Glück in das tiefste Leid kehrte. Es wissen nur wenige darum, nur unsere Allervertrautesten. Und sie alle haben bisher unser Geheimnis unverbrüchlich treu be-wahrt. Es ist selbstverständlich, daß ich das auch von Ihnen voraussetze."

Ich war so betroffen, daß ich kein Wort der Er-widerung fand. Ich beugte mich nur, um Hoheit die Hand zu küssen.

Die Herzogin war jetzt, wo sie gesprochen hatte, ruhiger, war sogar recht gefaßt.

„Ich mußte Sie einweihen, Edith. Denn ich muß jemand haben, mit dem ich mich einmal aussprechen kann, dem ich mein Herz ausschütten kann, wenn die dunklen Stunden kommen, in denen ich verzagen möchte." Sie machte eine längere Pause, um dann wie mit einem letzten, schnellen Entschluß hinzuzusetzen: „Mein armer Sohn hat sich nicht normal entwickelt. Er ist hinter seinen Jahren zurückgeblieben. Aber wir hoffen noch immer —"

‚Wir hoffen', sagte sie, und es klang so hoffnungslos, und ihre Hand umklammerte die meine so angstvoll fest.

Ich glaube, es war ganz richtig, daß ich auch jetzt nichts entgegnete. Ich empfand in in diesen Augenblicken,

daß es Schmerzen der Seele gibt, die auch nicht die leiseste Berührung vertragen, kein Wort des Zuspruchs, kein Wort des Trostes.

Wir waren auf dem ebenen Weg schnell gefahren. Das Schloß, das jetzt dicht vor uns lag, machte nun auf mich den Eindruck eines düsteren Kastells, trotzdem die herzogliche Flagge über ihm so bunt und so lustig im Winde wehte, und trotzdem es mitten aus hübschen, heiteren Gartenanlagen emporstieg.

Man schien von unserem Kommen benachrichtigt. Herr von Ellengrod, wie immer korrekt im schwarzen Rock, stand mit seinem ernsten Gesicht harrend auf der breiten Vortreppe. Ich hatte die Empfindung, daß es ihn etwas erstaunte, mich zu sehen. Aber wenn das wirklich der Fall war, so glitt doch nur ein einziger kaum merkbarer Schatten über seine Züge. Den Hut in der Hand, kam er die wenigen Stufen hinunter, trat an den Wagenschlag und sagte so laut, daß es Kutscher und Diener hören mußten: „Seine Hoheit werden sehr glücklich sein — Seine Hoheit arbeiten hinter dem Hause in der Laube — wir hatten bis vor einer halben Stunde Unterricht —“

„Kommen Sie, Edith —“ wandte sich die Herzogin an mich. Sie sprach es hastig und schmerzlich gepreßt. Aber in ihrer Haltung war sie nun wieder ganz Fürstin. „Ich entschloß mich erst in letzter Stunde, heraufzufahren, Herr von Ellengrod. Meine Tochter ist nicht recht wohl, hütet das Bett. Aber ich wollte Moritz doch gern sehen. Es war so schade, daß er bei unserem lieben Besuch nicht anwesend sein konnte —“ All das wieder offenbar für die Ohren der Domestiken berechnet.

Mir pochte das Herz. Was würde ich sehen? Das Bild des schönen, fast schon zum Mann gereiften Jünglings stand so deutlich vor meiner Seele. Ich konnte mir gar keinen Begriff davon machen, was ihm fehlte. ‚Zurückgeblieben‘ hatte die Herzogin gesagt. Mein Himmel, es war am Ende gar nicht so schlimm. Er war kein Lumen, er lernte schlecht, vielleicht sehr schlecht. Immer wieder, während wir schnell durch die hohe Halle des Erdgeschosses gingen und dann durch einen breiten hinteren Gang, mußte ich verstohlen in das Gesicht von Ellengrod sehen. War das der rechte Mann für die Leitung solch eines Fürstensohnes? Es stand so wenig Liebe darin, so viel Pflichtgefühl. Ich hätte ihn hassen können.

Dann traten wir hinaus in den hellen Garten. Und da kam der wunderschöne Jüngling auch schon mit ausgebreiteten Armen auf seine Mutter zu: „Mama — Mama —“

Noch einen Augenblick klammerte ich mich an eine leise, vage Hoffnung: Es ist ja nicht wahr! Es kann ja nicht sein! In der nächsten Minute hatte ich das Unglück in seinem ganzen Umfange, in seiner furchtbaren Schrecklichkeit erfaßt.

Der Erbprinz wird neunzehn Jahre alt. Aber er steht geistig auf dem Standpunkt eines Knaben von acht Jahren. Nein — nicht so. Aus solch einem Knaben, wenn er gesund ist, sprüht das zukünftige Leben. Dieser unglückliche Jüngling mit dem Kopf des Antinous wird ewig, ewig ein Kind bleiben. Ein großes Kind, das ißt, trinkt, wacht, schläft, das vielleicht lernt, sich mit leidlichem Anstand zu bewegen, das abgerichtet ist,

sich hier zu verbeugen, dort die Hand zu küssen; dem man mit unendlicher Mühe beigebracht hat, zu lesen und zu schreiben, wie Kinder schreiben; das fechten, ballschlagen kann, einen Bock schießen, der ihm zurechtgestellt ist, das die Zügel eines gut gerittenen Pferdes zu führen vermag. Ein großes Kind — furchtbar, es auszudenken: ein armer Idiot.

Das menschlich Rührendste bei allem ist seine Liebe zur Mutter. Aber auch sie ist kindlich geblieben — nein, kindisch. Er umhalst sie, küßt sie, will sie nicht wieder loslassen. Eine peinliche Erregung spiegelt sich in seinen Zügen, er sucht nach Worten. Und dann kommt endlich ein Lallen, etwas wie — „gut — lieb — Blumen — Garten —“ Er bückt sich und reißt ein paar Blüten von der Rabatte, drückt sie der Mutter in die Hand — und sie lächelt ihm unter verhaltenen Tränen zu. Du armes, unglückliches Mutterherz —

Und das Furchtbarste, für mich wenigstens heute das Furchtbarste, war die Produktion — ich finde keinen anderen Ausdruck — der Abrichtungskunst. Es ist, als ob man ein Tier dressiert habe.

Er sieht mich plötzlich mit einem stumpfen Ausdruck an, in dem etwas wie eine unklare Frage geschrieben steht. Die Herzogin sagt: „Moritz, das ist meine neue Hofdame, Gräfin Bruck. Ich habe sie sehr lieb und du wirst sie auch lieb gewinnen.“ Darauf blickt er zagend auf Ellengrod. Es ist, als dirigiere der ihn mit den Augen. Er reckt sich ein wenig. Er kommt auf mich zu, hebt die Hand: „Guten Tag —“ Noch ein Blick Ellengrods: „— Gnädige —“ Ich lege meine Hand in die seine. Da verläßt ihn mit einem Male

die Dressur: er nimmt auch seine andere Hand und streichelt langsam an meinem Handschuh entlang. „Schön —“ sagt er. „Weich — Leder —“

„Hoheit —,“ höre ich Ellengrods leise, durchdringende Stimme.

Er blickt auf, sieht sich scheu um, löst seine Hand, macht etwas wie eine Verbeugung. „Sehr — erfreut —,“ tritt zurück, hängt sich gleich wieder an die Mutter. Und sie geht mit ihm durch den langen Laubengang. Um Kopfslänge fast überragt er ihre hohe Gestalt.

Ich muß ihnen beiden nachsehen. Es ist schrecklich. Nicht zu fassen ist es. Wer sie so dahinschreiten sieht, muß sich sagen: ‚Mutter und Sohn! Wie schön sie beide sind!‘ Er erscheint so ganz schon als Mann; schlank, elegant gekleidet, scheinbar sicher in seinen Bewegungen; bei einer Wegebiegung sah ich das merkwürdige, schwermütige Profil voll unendlichem Liebreiz. Und dann hörte ich wieder das kindliche, das kindische, das täppische Lachen —

Schweigend stand Herr von Ellengrod neben mir. Er folgte wohl, wie ich, jeder Bewegung seines Zöglings. Vielleicht stand er auf dem Sprunge, sich auf ihn zu stürzen, wenn ein plötzlicher Anfall — Aber nein: diese Art Irrsinn, Schwachsinn kennt wohl nicht einmal ein gewaltsames Sichaustoben. Das setzt Reste von Geist voraus, diese Kranken aber haben ja nichts zu verlieren, auch nicht den Verstand, den sie nie besaßen. Sie vegetieren ruhig bis ans Ende fort. Sie sind nicht glücklich, nicht unglücklich. Oder sind das eine und das andere doch nur ganz vorübergehend, wie es Kinder sind, aus kindischer Laune, aus kindischer Angst vor der

Strafe, aus kindischem Trotz vielleicht auch. Plötzlich hörte ich wieder Ellengrods Stimme neben mir, aber sie klang ganz anders wie vorher. Solch ein großes, unendliches Mitleid tönte aus ihr.

„— und heute hat er seinen guten Tag!“ sagte er.

Es zwang mich, ihn anzusehen. Er mochte die Frage in meinem erschrockenen Auge lesen: „Also es ist sonst noch schlimmer. Kann es noch schlimmer sein?“

Ein wenig neigte er den Kopf. Es war ja keine direkte Antwort, wie meine Frage auch nicht laut ausgesprochen war. Aber was er sagte, galt mir doch als Antwort: „Die Liebe zur Mutter ist am stärksten in ihm. Immer, wenn sie kommt, wacht er etwas auf.“

Ich mußte weiter sprechen. Das wortlose Hinstarren auf die beiden, die vor uns durch die Gänge schritten, war zu schrecklich.

„Welch eine Aufgabe für Sie, Herr von Ellengrod!“

„Ich habe ihn lieb —“ gab er zurück. „Und dann, Gräfin, bin ich Arzt, Psychiater.“ Wie erläuternd fügte er hinzu: „Es wissen nur wenige, es brauchen nur wenige zu wissen. Aber da Hoheit Sie mit heraufnahmen, Sie einweihten, so ist es besser, Sie erfahren auch das. Ich war Assistent bei Professor Tolly in Berlin, als man mir unter der Hand diese Stellung anbot. Damals meinte ich, es sei für kurze Zeit. Nun ist es mir wohl zur Lebensaufgabe geworden — denn ich sagte es schon: ich habe ihn lieb gewonnen.“

„Ich weiß nicht, ob ich fragen darf: gibt es noch eine Hoffnung?“

Er schwieg geraume Zeit. Seine Augen folgten wieder dem Paare, das jetzt im Saum des Waldes

dahinschritt. „Wenn nur der Arzt in mir antworten sollte, Gräfin, nach der Summe wissenschaftlicher Erfahrungen, die uns vorliegen, dann müßte ich wohl verneinen. Aber auch wir Aerzte können uns täuschen. Die Natur ist unendlich viel reicher und mannigfaltiger im Vernichten und im Aufbauen, als alle kalte Wissenschaft annimmt. Und dann kommt es vor allem doch nur darauf an, bis zu welcher Grenze sich der schwache Geist, der in ihm lebt, entwickeln läßt. Ich hoffe noch immer. Nicht sanguinisch, wie bisweilen Ihre Hoheit, aber ich hoffe dennoch. Wir Aerzte sollen nie aufhören, zu hoffen."

Langsam kamen die Herzogin und der Erbprinz jetzt zurück.

In der Laube wurde der Tee genommen. Ein alter Diener, wohl der Kastellan, servierte. Die Herzogin zwang sich zu einer fremden Heiterkeit, als wolle sie dem Sohne damit eine Freude machen. Der Aermste saß neben der Mutter und wandte kaum ein Auge von ihr. Er aß und trank ganz manierlich, er antwortete auch auf manche Fragen der Herzogin verständlich und verständig — Fragen, die doch stets auf seinen Horizont zugeschnitten waren. Dann kam der Abschied, und da war er wieder ganz wie ein Kind. Er klammerte sich an die Mutter, er weinte, bis Ellengrod ihm die Hand auf die Schulter legte: „Ruhig — Hoheit —" Dann machte er mir eine Art von Verbeugung, zögerte wie überlegend, reichte mir die Hand. „Hübsch", murmelte er. Zweimal: „Hübsch."

Schweigend saß ich neben der Herzogin im Wagen. Ich hätte ihr so viel sagen mögen. Ich brachte kein

Wort heraus. Und es war wohl das rechte — solches Unglück kann man nur durch Schweigen ehren.

Nur zweimal sprach die Herzogin. Das eine Mal sagte sie dasselbe wie Ellengrod: „Heute hatte er seinen guten Tag“ — und das andere Mal: „Er hat mich so lieb.“

Dann endlich, als wir schon im unteren Tal der Aue waren, faßte sie nach meiner Hand: „Nun, Edith, kennen Sie mein — unser Unglück. Ein Unglück, schwerer für uns zu tragen, als für alle andere Eltern, die das scheinbar Gleiche trifft. Es ist ja nicht nur der Sohn, es ist der Erbe — der letzte Sproß ist er unseres alten Geschlechts. Und ich mußte ihn zur Welt bringen. Großer Gott, womit habe ich das verdient!“

Jetzt mußte ich doch sprechen. Nur wenige Worte fand ich auf den erschütternden Aufschrei des Mutterherzens. Vielleicht war es banal, vielleicht unverantwortlich. Aber ich konnte nicht anders. Hatte es doch auch Ellengrod gesagt: man muß hoffen —

Und diese kluge Frau klammerte sich an dieses Trugbild. „Ja, Edith, man muß hoffen.“ Und dieselbe Frau, die sich im Anschluß an die Lektüre nicht selten im ganz freigeistigen Sinne ausgesprochen hatte, fügte hochaufatmend hinzu: „Der liebe Gott kann alles. Er kann auch dies Leid von uns nehmen. Sehen Sie, Edith, es geht ja auch vorwärts, seit Ellengrod um ihn ist. Es geht sichtlich vorwärts. Nur freilich langsam, sehr langsam. Unendliche Geduld muß man haben. Geduld und Liebe! Und das ist vielleicht das Allerschwerste für mich: daß ich ihm so wenig Liebe erzeigen

kann, daß ich ihn nicht immer bei mir haben darf! Er war noch ganz klein, als man ihn mir genommen hat. Das schönste Kind, daß Sie sich vorstellen können. Ich mußte es ja einsehen, mußte mich fügen. Die Welt, diese schnöde Welt, diese neugierigen Menschen durften nicht in unser Unglück hineinschauen mit ihren rücksichtslosen Blicken. O, Sie können nicht ahnen, welche Qualen mir die Bewahrung unseres Geheimnisses auferlegt hat! Wie ich gelitten und gedarbt habe. Man muß Mutter sein, um das ganz ermessen zu können."

„Hoheit — Prinzeß Marie —"

„Ja! Ja doch! Aber auch sie konnte die Lücke nicht füllen, die in mir klaffte. Ich habe sie ja so lieb. Und doch, wenn ich mich selber frage: das alte Wort ist schon wahr, daß jede Mutter das Kind am heißesten liebt, das ihr am meisten Schmerzen bringt, die schwersten Sorgen, das größte Leid —"

Vor meinem Geiste stieg eine Erinnerung auf an einen der ersten Tage in Sorrent. Ich sah die Herzogin wieder vor mir, am Hange hoch über dem sonnenüberströmten, blauen Meer — einen Brief hielt sie in den Händen mit ganz unbeholfenen Kinderschriftzügen, und ihre Finger glätteten so eigen liebevoll das zerknitterte Papier, auf das wohl schon viele, viele Tränen gefallen sein mochten. Muttertränen —

Der Wagen bog in die Stadt ein. Und als die Herzogin fühlte, wie die Räder über das Straßenpflaster rollten, richtete sie sich auf. Ein paar Spießbürger standen dicht hinter dem alten Tor auf dem Bürgersteig und zogen die Hüte. Und Hoheit dankte — und ich sah, sie lächelte wieder gütig. Und dann trat die

Hauptwache ins Gewehr, und die Herzogin dankte — und lächelte. — Die Gewohnheit mag vieles lehren, der Zwang der Selbstbeherrschung mag auch wohltätig wirken können. Aber ich glaube, in der Seele dieser Mutter reißt er jedesmal eine Wunde neu auf, daß sie aufschreien möchte, wenn sie so gütig lächeln muß.

Am Abend hab' ich noch eine Stunde am Bett der Prinzessin gesessen. Ich habe sie so herzlich gebeten, ich habe sie beschworen, ihren Trotz aufzugeben; ich bin schließlich über alle Grenzen der Etikette hinaus deutlich geworden. Ich habe an ihre Kindesliebe appelliert — alles vergeblich.

In all ihrem jungen Liebreiz lag sie im Bett, und das rosige, frische Gesichtchen verzog sich bald zu einem drolligen Schmollen, bald lachte es mich aus.

„Was wollen Sie denn eigentlich, Edith? Ich bin doch krank. Sehr krank bin ich. Und gesund werd' ich erst, wenn Seine Hoheit Allerhöchstselbst mir versprechen werden, daß man mich mit Kallau verschonen wird. Ich halt's schon aus — acht Tage — vier Wochen; wenn es sein muß, noch länger. Was ich will, setze ich doch durch. Das werden Sie erleben. Sie ungetreue Freundin!"

Und dann packte sie mich plötzlich mit ihren beiden schlanken, kräftigen Armen um den Hals, zog mich zu sich herunter und küßte mich. Küßte mich, wie — wie man sonst kaum eine Freundin, geschweige denn eine Hofdame küßt.

Und während die frischen Lippen meinen Mund suchten, mußte ich daran denken: ist denn alles Leben aus Vater und Mutter nur in dies willenskräftige,

kerngesunde Kind übergeströmt? Wie seltsam und wie ungerecht die Natur spielt! Und ich mußte, während sie mich küßte und mich zauste mit impulsiver Zärtlichkeit, an den Bruder denken, dort oben auf dem einsamen Jagdschloß, den armen geisteskranken Jüngling mit dem Antinouskopf, den letzten Saldinger. —

---

1. Juli.

Ein Brief von Fritz. Eine seltsame Epistel.

Auf der einen Seite ganz der alte Uebermut; frisch und fröhlich — erquickend: „Ausgezeichnete, privilegierte Jungfrau“ — „Man muß das Läben eben nehmen, wie das Läben eben ist“ — „Wenn ich den verfl ... Kerl treffe, der den Dienst für Leutnants erfand, schlag' ich ihn tot oder töte ihn durch Verachtung“ — „Wenn ich mich auch vortrefflich ralliert habe, so steht meine Einnahme immer noch im umgekehrten Verhältnis zu der Summe meiner Bedürfnisse.“ — „Mein Bursche ist ein glücklicher Kerl, denn er braucht die Pferde nur zu füttern und zu putzen, die ich ernähren und reiten muß; außerdem raucht er ausgerechnet nur meine besten Zigarren und trägt meine Lackstiefeln, wenn sie noch ganz neu sind“ — und was dergleichen Unsinn mehr ist, den ich nun einmal gern höre, sobald er von den rechten Lippen kommt. Dann ein Uebergang: „Die Tage, an denen Berlin Dein holdseliges Angesicht sah, sind mir unvergeßlich“ — und schließlich ein merkwürdiges Sammelsurium von Scherz und Ernst: „Du bist wirklich viel schöner, Dita, als ich mein schönes Schwesterlein in Erinnerung hatte. Ich konstatiere ausdrücklich: schöner, nicht etwa bloß hübscher, und mein

Familienstolz freut sich dessen. Aber, schönste aller Duodez-hofdamen, klügste aller Ehrenfräuleins — denn klug bist Du auch — ich bekenne, daß ich für solche Schönheit, wie sie in Dir verkörpert ist, wenig Sinn habe. Meine Geschmacksrichtung gravitiert nach einer anderen Linie. Ach Ditarich, Ditlein, Ditarinchen, Dein lieber Bruder ist verschossen, verliebt — rettungslos. Hol' mich der böseste aller preußischen Generäle: ich wollte, der Gegenstand dieser selig-unseligen Neigung tanzte in der zweiten Quadrille des Balletts. Dann könnte man sich wenigstens durch eine große Dummheit davon überzeugen, daß es noch größere Dummheiten gibt. So aber! Der selige Anakreon hat einmal gesagt: „Schlimm ist es, nicht zu lieben; aber schlimm auch, zu lieben!" Tiefste Tiefe der Weisheit. Schlimm und dumm dazu in meinem Falle, aber dabei von solch einer Süße, daß Sacharin bitter dagegen ist. Zum Rasendwerden ist's." —

„Ich bin ja nicht vom Stamme der Asra, o nein! Irdischer Abstimmung bin ich, ein armes, deutsches Gräflein und Königlich Preußischer Leutnant — aber mir klingt Heine doch immer in der Seele: ‚Täglich ging die wunderschöne Sultanstochter auf und nieder — täglich stand der junge Sklave —'"

„Verstehst Du mich, Dita, schwesterlicher Ditarich meines Herzens? Weißt Du, daß ich Deiner nur noch mit Neid gedenken kann, weil Du in der Nähe des Sultanstöchterleins lebst! Weißt Du, daß ich —! Ach, gar nichts weißt Du, denn Du trägst in Deinem fischbeingepanzerten Busen einen Kieselstein; Du warst schon, als Du noch in den Windeln lagst, ganz gewiß nur Verstand!"

„Aber nun weißt Du wenigstens, was Du eigentlich nie wissen solltest. Ich mußte es mir vom Herzen herunterschreiben — und wo ich's jetzt getan habe, ist's nur noch tiefer hineingekrochen und nistet sich da immer fester ein —“

Der Junge ist — verrückt. Das habe ich ihm klipp und klar geschrieben. Auf die Höslein soll er sich setzen und taktische Arbeiten lösen oder sich meinetwegen die Albernheiten durch einen ordentlichen Ritt vertreiben.

Diese zwei großen dummen Kinder —

Das hiesige große Kind hat richtig seinen Willen durchgesetzt. Nachdem der Vater vor dem prinzeßlichen Bett noch eine große Polterszene aufgeführt hatte, sagte er schließlich, daß einen störrischen Esel niemand zwingen könne und daß er natürlich seine Tochter nicht mit Gewalt zum Altar schleppen werde und daß es also mit Kallau aus sei. Worauf die Prinzessin sich gnädigst auf dem Wege der Besserung erklärte und gestern wirklich aufstand.

‚Ihre Hoheit Prinzeß Marie, welche einige Tage wegen eines leichten Influenza-Anfalls das Zimmer hüten mußten, machten heute den ersten Spaziergang im Schloßpark —‘ konnte der Moniteur melden. Ich habe noch nie eine vergnügtere Rekonvaleszentin gesehen.

Fast möchte ich sagen, die einzigen frohen Augen im ganzen Schloß, das einzige frohe Lachen hat Prinzeß. Denn sonst liegt es wieder wie bleierne, dumpfe Schwermut über dem ganzen Riesenbau und über allen seinen Bewohnern. Mich eingeschlossen. Ich **kann** das Bild des Erbprinzen nicht los werden. Und wenn ich's aus meiner Seele herausgerissen zu

haben meine, legt es die nächste Begegnung mit der Herzogin wieder hinein.

Mein Verhältnis zu ihr ist seit der Fahrt nach Hungolsheim ein anderes geworden. Ich fühle, wie unendlich näher ich ihr gerückt bin. Sie spricht viel und sehr offen mit mir. Aber das Thema bildet schließlich immer wieder der Unglückliche. Und bisweilen empfinde ich mich doch als zu jung, um die innersten Saiten meines Wesens fortgesetzt auf den gleichen Ton abzustimmen. Bei aller Teilnahme revoltiert dann etwas in mir.

Es ist wohl Einbildung. Bin ich denn noch jung? In Monatsfrist rundet sich das erste Jahrhundertsviertel für mich. Der Prinzessin gegenüber komme ich mir nicht selten matronenhaft weise vor. Aber dann quillt und regt und sproßt es doch auch wieder, und die Sehnsucht erwacht nach einem bißchen eigenen Glück. Immer nur Teilnahme an fremdem Unglück zeigen — nein, auch wirklich fühlen! — es will nicht auf die Dauer gehen.

Gestern hatte ich solch eine Stunde, in der mir die Beherrschung schwer fiel, in der fast etwas wie Neid in mir aufstieg.

Die Herzogin schickte mich zu Frau von Gernheim in einer Wohltätigkeitsangelegenheit, bei der die Damen des Bataillons sich beteiligen sollen. Mich freute es, der kleinen liebenswürdigen Frau zugleich endlich meinen Besuch machen zu können. Und sie war so herzlich, gottlob so wenig förmlich. In den übrigen Offiziersfrauen lebt der Geist der kleinen Residenz, und sie glauben, die Hofdame Ihrer Hoheit in mir respektieren

zu müssen. Bei Frau von Gernheim ist keine Spur davon. Gar kein Federlesens machte sie mit mir. Ich kam zu einem kleinen Familienfest: der älteste Bub, ein strammer Quartaner, hatte Geburtstag, und ich mußte mich mit an den runden Tisch setzen, wo es Schokolade und Kuchenberge gab. Eigentlich war ich niemals auf derartige Freudenfeiern im engsten Kreise zugeschnitten, auf Familiensimpelei. Aber hier wehte mir eine Luft entgegen, die mir unendlich wohltat. Kinderfröhlichkeit — Kinderlachen: fast sah und hörte ich es zum ersten Male. Und zum ersten Male sah ich auch diese vergnüglich frohe Sorge solch einer jungen Mutter um ihre Küchlein. Bei meinen Eltern war die Sorge immer mit Sorgen und immer mit etwas repräsentativer Art verquickt.

Es saß aber noch ein anderer an demselben runden Tisch, dessen Leinentuch bald mit unzähligen Krümeln und ebenso unzähligen braunen Flecken bedeckt war — und dieser andere, glaube ich, hatte ähnliche Empfindungen. Gillern nämlich.

Er muß gut Freund mit Gernheims sein. Denn er war offenbar zu dem Geburtstagsfest eingeladen, und auf dem Gabentisch prangte ein schönes Kasperletheater, das er dem Franz gestiftet hatte. Er war auch sicher nicht zum erstenmal unter den Kindern, denn sie waren zutraulicher zu ihm als zu mir. Er verstand auch besser mit ihnen umzugehen, als ich, der diese Kunst recht neu und gar nicht leicht vorkam.

Aber in seinen Augen lag etwas von der Sehnsucht, die ganz leise in mir aufquoll. Eine ganz fremde Sehnsucht, geboren gewiß aus der Oede hier oben —

Sehnsucht nach Fröhlichkeit, nach Häuslichkeit, nach einem Glück, das ganz unser — nur unser eigen ist.

Als Frau von Gernheim und ich einen Moment allein waren, sagte sie zu mir: „Der arme Mann! Er ist so gern bei uns. Sie wissen, Gräfin, seine Frau ist unheilbar krank, er hat in all der Pracht seiner Villa kein Heim — nur ein Siechenhaus —“

Ob er wirklich gern unter den fröhlichen, rotbäckigen Buben und Mädels ist? Gern ist wohl kaum der rechte Ausdruck. Oder es wird in diesem Empfinden wenigstens ein Gran heimlichsten Neides beigemischt sein. Ganz tief und verborgen. Fremdes Leid mag man viel eher mittragen können; die rechte Freude am fremden Glück, das einem selbst versagt ist — solch eine Mitfreude ist gewiß selten.

Ich las das in seinen Augen. Aber ich meinte noch etwas anderes in seinen Augen zu sehen: etwas, das mich beunruhigte —

Wirklich beunruhigte? Ich weiß es nicht recht. Tief kann die Unruhe jedenfalls nicht gehen. Es wäre wohl zum ersten Male. Denn das eine Mal, wo Stein auf Stein schlug und es Funken gab — o mein Gott! — das war ganz anders. Das packte das ganze Herz, rüttelte es auf, füllte es mit unendlicher Seligkeit und Süße. Dies dumme Herz!

Sonst aber? Ich bin es so gewohnt von klein auf, angestarrt zu werden, in allen Abstufungen von brutalster Begierde bis zur naivsten Bewunderung. Und wieder in allen Abstufungen hat das mich mit Abscheu erfüllt, ich hab's über mich ergehen lassen, es hat mir geschmeichelt — bis es mir ganz gleichgültig wurde.

Höchstens blieb als bitterer Rest der Nachklang von Mamas ewig wiederholten Worten: „Pflege deine Schönheit. Edith Sie ist ein Kapital, daß dir noch reiche Zinsen tragen muß!“ Völlig wie etwas Selbstverständliches sagte sie das, als eine vielerprobte Weisheitslehre Vielleicht hatte sie recht. Aber jedenfalls ertötete sie damit auch alle natürliche Mädcheneitelkeit in mir, diese ursprüngliche Freude, die etwas Harmloses an sich hat und etwas Gesundes; und mein bißchen Schönheit kam mir oft vor, wie ein Stück Ware, das der Ladenbesitzer möglichst gefällig zur Auslage bringen muß, um es möglichst gut zu verkaufen. Wie klein ist doch der Schritt von solch einem Mädchen aus der Gesellschaft, die angelernt wird, mit ihrem Pfunde zu wuchern, bis zur Theaterdirne, die ihre Reize zur Schau stellt!

Und nun Gillern —

Er gehört nicht zu den Männern, denen gegenüber ein Mädchen das häßliche Empfinden hat, daß ihre Augen sie stets zu entkleiden suchen. Es liegt in seinem Blick nur ehrliches Wohlgefallen, gepaart mit einer eigenen Zurückhaltung. Er ist ein Mann, der an strenge Selbstzucht gewöhnt ist, der Achtung gibt und Achtung heischt: das fühle ich deutlich.

Ich kann es nicht leugnen, dieser einsame Mann, den ich anfangs so ganz anders beurteilte, flößt mir Sympathie ein. Aber auch nicht mehr — nichts! Es hat keine Gefahr —

---

8. Juli.

Die Fürstin Hessenstein ist seit einigen Tagen hier, und ihre Anwesenheit hat die dumpfe Atmosphäre, die

auf dem Schloß lag, plötzlich wie mit Licht durchtränkt. Die Herzogin ist so heiter, wie ich sie noch nie sah. Die Freude, die geliebte Mutter — ‚mein Mütterle‘ — bei sich zu haben, scheint sie völlig verändert zu haben. Meine kleine Hoheit aber ist den ganzen Tag drüben im Westflügel bei der Großmama.

Ich bin empfindlich ins Hintertreffen geraten.

Das ist es nicht, was mich verstimmt. Eigentlich müßte ich ja froh sein, daß sich mein gestrenger Dienst nun noch leichter gestaltet hat, mich fast gar nicht in Anspruch nimmt.

Aber, um vor mir selber ehrlich zu sein, ich habe eine große Enttäuschung erlebt.

Nach den Bildern, die ich kannte, nach einzelnen Aeußerungen, die ich hier und dort aufgefangen, hatte ich mir eine Art Idealgestalt von der Fürstin konstruiert, die nun, da ich sie kennen lernte, so ganz und gar nicht Stich hielt.

Aeußerlich: ein verhutzeltes, altes Frauchen, das wenig oder gar nichts auf sich hält. Die Augen sind ja freilich schön — groß, von wundervollem Blau, das bisweilen geradezu Leuchtkraft zu haben scheint. Aber die Gestalt ganz eingefallen, ohne jeden Halt, dick und plump. Wenn's nicht gar zu respektlos wäre — nicht nur der Fürstin, auch der Greisin gegenüber — möchte ich sagen: wie ein alter Dackel, krumm und schief. Im Gesicht Falte an Falte, und auf der Nase die Riesenwarze, braun und behaart — ich kann nicht darüber fortkommen.

Doch das ist alles nicht das Wesentliche, nicht das Entscheidende. Diese Greisin aber, die ich mir als eine

grundkluge und gute Frau vorgestellt hatte, ist von einem Hochmut, wie ich ihn noch nie kennen lernte. Gegen die ihrem Herzen Nächsten mag das gar nicht in die Erscheinung treten. Sonst aber — vielleicht könnte ich das schöne Wort vom Baron variieren, bei dem die Welt erst anfängt: sonst fängt bei ihr die Welt bestimmt erst beim Fürstenthrönchen oder Krönchen an! Nie werde ich vergessen können, wie sie mich bei der ersten Vorstellung lorgnettierte, wie sie mir die Hand zum Kusse reichte!

Und das Schlimmste ist: ich fürchte, ich bin ihr höchst unsympathisch. Beweise habe ich natürlich nicht, denn sie wahrt eine kilometerweite Distanz zwischen sich und uns allen. Aber ich fühle es. Ich fühle ihre musternden Blicke, die mir auf der Seele zu tasten scheinen; ich sehe immer, wenn ich einmal eines Wortes gewürdigt werde, den mokanten Zug um die eingefallenen Lippen, der mir zu sagen scheint: ‚Man hat dich hier über Gebühr verhätschelt, mein Kind. Es wird dir gut tun, wenn ich dir markiere, daß ich mich nicht so leicht durch ein bißchen hübsche Larve und ein angenehmes Organ bestechen lasse.‘

In ihren alten, abgetragenen, kaum sauberen Roben — sie schnupft! — markiert die Greisin stark ausgesprochen stets die Fürstin. Den ganzen Hofstaat behandelt sie en canaille oder übersieht ihn völlig. Und alles kriecht vor ihr. Nur einer tut's mit schlecht verhehlter Abneigung. Der Herzog nämlich. Der reißt aus, wo er kann; Jagd, ‚Regierungsgeschäfte‘ geben sichtbar willkommene Vorwände. Es ist eigentlich zum Lachen: vorvorgestern mußten Seine Hoheit plötzlich eine

Industrieschule ganz oben im Walde mit Allerhöchst-
ihrem Besuch beehren, vorgestern wurde der Bahnhofs-
umbau in Graffinge besichtigt, gestern galt es den
Griffelbrüchen im Gebirge, die die Regierung aus dem
Privatbetrieb übernommen hat. Die landesväterliche
Fürsorge trifft sich prächtig mit der Scheu vor der
Frau Schwiegermutter. Und sie durchschaut auch das.
Heute hörte ich bei der Frühstückstafel zufällig, wie sie
scharf fragte: „Wo bist du denn morgen, mein Lieber?“

Mit meinem guten alten Obersten habe ich mich
auch gezankt. Der Fürstin wegen.

Ich habe jetzt so viel Zeit, zu viel Zeit; holte mir
Bücher aus der Bibliothek, traf ihn, und da ich weiß,
daß er ein offenes Wort versteht, und weil mir das
Herz so voll war, sprach ich mich aus — törichter-
weise. Er aber guckte mich von oben bis unten und
von unten bis oben an und sagte: „Sie sind doch noch
sehr jung, Gräfin.“ Und als ich ihm lachend erklärte,
daß ich demnächst mein fünfundzwanzigstes Lebensjahr
vollenden würde, meinte er: „Das tut's nicht. Menschen-
kenntnis hängt nicht von den Jahren ab. Der große
Napoleon war schon mit zwanzig darin ein Meister.
Aber ich will Ihnen sagen, Gräfin, woran es liegt:
Sie sind ein bissel eitel geworden. Nicht etwa per-
sönlich — bewahre; aber seelisch. Und nun kommt da
jemand, der nicht gleich Feuer und Flamme für unser
Komteßchen ist, der sie sich erst durch ein großes horn-
umrändertes Lorgnon ordentlich aufs Korn nimmt —
und das paßt Ihnen nicht.“

Da wurde ich böse; alles natürlich, von drüben und
hüben, im perlendsten Italienisch. Und er lachte mich

aus, der alte Grobian: „Wenn ich Ihr Mann wäre — gottlob, daß ich unbeweibt in die Grube fahren werde — also, wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich mich täglich mit Ihnen zanken. Denn sobald Sie zornig werden und endlich mal aus Ihrem Gleichmut herauskommen, sehen Sie doch am reizendsten aus." Worauf ich meine Bücher nahm und ging.

Also auch mit ihm, dem Verständigsten von allem, ist nicht zu sprechen. Und so bin ich ganz allein. Ganz vereinsamt.

Gelesen habe ich — kluges und dummes Zeug, bunt durcheinander. Einen seitenlangen Brief habe ich nach Rom geschrieben an Sämen, und darüber kam mir wieder eine heiße Sehnsucht nach der ewigen Stadt und nach allem, was für mich mit ihr zusammenhängt. Manchmal ist mir's, als könne nur die Erinnerung an Rom das bleierne Gefühl der Nüchternheit auslöschen, das so oft auf mir lastet. Und wenn ich die Augen schließe, träume ich mich auf dem Janiculum und sehe über Dächer und Kirchen und Ruinen hinweg weit in die grüne Campagna hinein — ja! — und sehe auch das Kirchlein Quo vadis! Ja — ja — ja! Auch das! Es hilft nun einmal nichts — auch das!

Und dann habe ich mich vorhin dabei ertappt, daß ich vor meinem Ungeheuer von Kommode kniete und mir Eberhards Buch heraussuchte, das ich da, tief unten, so gut verborgen hatte — —

---

9. Juli.

Heute fiel endlich wieder ein Tröpflein Allerhöchster Gnade auf mich. Hoheit befahlen mich zur Fahrt nach Hungolsheim.

Die Herzogin hatte den Unglücklichen länger als eine Woche nicht besucht, und die Muttersehnsucht mußte sehr stark in ihr sein. Sie war erregt, noch weicher gestimmt, als bei unserer letzten Fahrt, und sehr mitteilsam

Unterwegs sagte sie mir etwas, von dem ich wohl wünschte, ich könne, dürfe es dem Obersten mitteilen. Es würde ihn belehren, daß er im Unrecht und ich im Recht bin mit meinem Urteil über die Fürstin Hessenstein.

„Mama kann Moritz nicht sehen —" Die Herzogin kämpfte mit Tränen, als sie es sagte. „Meine Mutter ist so gut, so edel. Aber in diesem Punkte vermag sie sich nicht zu überwinden. In diesem einen Punkte gehen unsere Ansichten gänzlich auseinander."

‚So gut! So edel!' Und dabei nicht das einfachste natürlichste Mitgefühl mit einem armen, geistig zurückgebliebenen Jüngling! Das verstehe, wer kann!

Auch was Hoheit nach einer langen Pause noch hinzufügte, gab keine Erklärung: „Meine Mutter hat so viel Schweres erlebt, so viel Unglück gesehen. Nun hat sie sich im Alter ganz eigene Lebensanschauungen aufgebaut. Wer diesem goldenen Herzen nicht sehr nahe steht, mag sie wohl oft recht falsch beurteilen — ich kann das nachempfinden. Aber wer sie recht kennt, muß sie verehren und lieben."

Wir trafen den Erbprinzen wieder im Garten, und ich hatte von ihm einen wesentlich günstigeren Eindruck als beim ersten Male; damals benahm mir die schmerzliche Ueberraschung Besinnung und Atem, heute wirkte bereits die ruhigere Ueberlegung in mir nach.

Schon daß er mich sofort wiedererkannte, erschien mir ein gutes Zeichen, und nicht minder die ruhige,

gesittete Art, wie er mich begrüßte. Dazu kam die große, herzliche Freude, mit der er der Mutter entgegenkam, ein Aufleuchten seiner Augen, als er sie umarmte, und auch die Art, wie er mit ihr sprach. Freilich: ihr leiht der mütterliche Instinkt eine rührende Gabe, auf ihn einzugehen, ein eigenes Verständnis für seine kleinen Interessen.

Denn auch er hat Interessen. Allerdings solche eines Kindes. Er freut sich über eine bunte Blume, über einen glitzernden Stein — er freut sich auch über eine Süßigkeit.

Es hatte etwas Ergreifendes, als die Herzogin verstohlen und wie beschämt ihm ein kleines Etui mit Schokolode zusteckte.

Ein Kind — und schon sprießt diesem Kinde in dem wunderschönen Gesicht der erste leise Bartanflug —

Bisweilen spricht er ganz verständig. Man könnte auf Momente seinen Zustand vergessen, wenn man nicht stets im Zweifel sein müßte: ist das nicht alles mit unendlicher Geduld künstlich angelernt, dirigiert ihn nicht gerade in solchen Augenblicken sein Mentor an unsichtbaren Drähten.

Ein Flug Tauben war im Garten. Sie waren so zahm und so zutraulich zu ihm, daß sie ihn ständig umflatterten; bald die eine, bald die andere saß auf seiner Schulter; wenn er pfiff, kamen sie angeflattert. „Die Tauben sind gut, Mama!“ sagte er. „Ich habe sie gern. Besonders da die gefleckte. Sie ist sehr klug. Man könnte sie gewiß als Brieftaube abrichten. Im Kriege braucht man jetzt viel Brieftauben. Die bringen die Nachrichten aus den belagerten Städten, über den

Feind hinweg. Brieftauben darf man nicht schießen. Man sollte die guten Tauben überhaupt nicht schießen —"

Ich sprach mit Ellengrod. Der erzählte mir, daß der Erbprinz eine ausgesprochene Liebe zu den Tieren habe und daß die Tiere merkwürdig an ihm hingen.

„Es ist bisweilen, wie ein gegenseitiges Verständnis — soweit man bei Tieren und bei ihm von Verständnis sprechen darf. Draußen der Neufundländer, den Sie vielleicht gesehen haben, der ist sein besonderer Liebling. Ich habe den Erbprinzen nicht selten im geheimen beobachtet, wenn er mit dem Hunde allein ist. Wunderlich genug ist es, wenn er dann zu dem alten Pluto spricht, viel mehr oft als er sonst redet — krauses Zeug freilich, aber der Hund blickt ihn dabei mit den treuen Augen an, als verstehe er diese Sprache besser als wir."

„Hat der Erbprinz eigentlich eine Vorstellung von seiner Stellung?" fragte ich.

„Gewiß. Auch das ist allerdings nur ein Dämmern, unklar und verworren. Dann und wann bricht, wie ein Lichtstrahl, etwas wie Fürstenbewußtsein hindurch — ich habe erlebt, daß er sehr ungnädig war, als ihn einmal ein Trupp Holzarbeiter nicht recht respektvoll, wie er meinte, grüßte. Oder er fragt mich: ‚Wird mir das alles einmal ganz gehören? Ich werde einst der Herr sein — nicht wahr?'"

„Der letzte Herr —"

Ich hatte es nur halblaut. mehr für mich gesagt. Aber Ellengrod griff das Wort auf.

„Der letzte Herr!" wiederholte er. „Eine furchtbare Warnung für unsere Fürstengeschlechter, für den ganzen hohen Adel. Seit Jahrhunderten heiraten diese

Familien fast nur unter sich. Unter acht Generationen fand ich allein vier Prinzessinen Hessenstein auf den Gerdaschen Stammtafeln. Dabei verfeinert sich, differenziert sich äußerlich die Rasse immer mehr, aber immer zahlreicher werden auch die Abnormitäten. Vielleicht ist das, was wir hier vor uns haben, noch nicht das Schlimmste. Der Aermste wird nie Unheil anrichten. Aber der letzte Herr eines alten, stolzen Geschlechts kann dann auch vom jähen Wahnsinn erfaßt werden —"

„Und wie erklären Sie, daß Prinzeß Marie geistig und körperlich so kerngesund ist?"

Er zuckte die Achseln. „Erklären? Wer vermag die Geheimnisse der Natur ganz zu erklären? Rückschläge auch im guten Sinne bleiben nie aus. Ihre Hoheit Prinzeß Marie soll ja viel Aehnlichkeit mit der Großmutter, der Fürstin Hessenstein, haben, und Durchlaucht ist jedenfalls von erstaunlicher Lebenskraft."

„Sie kennen Durchlaucht?"

„Ich wurde einigemal zu Durchlaucht befohlen. Eine merkwürdige Frau, in der sich die seltsamsten Gegensätze zu vereinen scheinen. Sie wissen wohl, daß sie den Erbprinzen nie sieht. Sie hat geradezu eine Idiosynkrasie gegen alles Kranke. Aber dabei hegt sie doch Interesse für den Enkel und seine Entwickelung. Anders freilich als alle anderen, mit ganz klarem Kopf und skeptischer als ich selber. Etwas von der allgemeinen Menschenverachtung, die sie sich wohl herausgebildet hat, überträgt sie auch auf diesen Einzelfall —"

Wir wurden unterbrochen. Hoheit und der Erbprinz kamen heran. Die Herzogin sah etwas unsicher

auf Ellengrod: „Moritz möchte mich gern ein Stück Wegs zu Pferd begleiten —“

„Zu Befehl, Eure Hoheit. Ich werde sofort satteln lassen.“

Und so geschah es. Es war gewiß ein tadellos gerittenes, absolut zuverlässiges Pferd, das der Erbprinz ritt, und Ellengrod wich nicht von seiner Seite. Aber ich konnte anfangs die Sorge nicht los werden; bis ich denn sah, daß er scheinbar gleich einem völlig normalen jungen Mann seines Alters im Sattel saß. Fast bis vor die Tore der Stadt begleitete er uns, und gewiß haben die Spaziergänger, die uns begegneten, gedacht: ‚Welch schöner Jüngling ist doch unser Erbprinz! Wie glücklich muß die Frau Herzogin sein!‘ Mir selbst wollte auf Minuten die klare Erkenntnis verloren gehen, so stattlich, so frisch sah er aus, so artig erwiderte er alle Grüße.

Bis dann die Herzogin ihm die Hand aus dem Wagen reichte: „Nun ist's Zeit für dich, umzukehren, Moritz —.“ Da versagte die Abrichtung, da verlor er jede Haltung, wurde völlig kindisch; verzog wie ein unartiges Bürschchen den Mund, wollte anfangen zu weinen; und er verlor auch die Zügel; der Gaul machte ein paar unruhige Sprünge. Es war ja nur eine Sekunde. Dann hatte Ellengrod mit einem schnellen Griff die Zügel wieder in Ordnung gebracht. „Bitte — Hoheit,“ brauchte er nur zu sagen und ihm fest in die Augen zu sehen — „wollen Hoheit, bitte, sich der gnädigsten Frau Mama empfehlen —“

Der Wagen hielt; Ellengrod parierte sein Pferd, der Gaul des Erbprinzen blieb wohl von selber stehen.

Sie lüfteten die Hüte. „Adieu, lieber Moritz —.“ Und alles verlief so korrekt, so wundervoll korrekt, daß die paar Zuschauer, die am Wege standen, gewiß ihre helle Freude hatten. Aber ich fühlte, mit der erstaunlichen Selbstbeherrschung der Herzogin war es hart vor dem Ende. Sie bebte und sie war ganz fahl im Gesicht geworden, und sie sprach nicht ein Wort, bis wir im Schloß waren. Dann erst rang sich ein ‚— Gottlob —‘ von ihren Lippen.

Aermste Frau — ärmste Mutter — —

Am Abend wurde in den Zimmern der Herzogin musiziert. Gestern hatte der Cellist Gronfeld im Städtchen ein Konzert gegeben und war — wohl zu Ehren der Fürstin — für heute ins Schloß befohlen. Oberst Möller hatte mir schon erzählt, daß sich das auch unser sparsamer Hof bisweilen leistet; es kostet nämlich kein bar Geld, sondern nur das Ritterkreuz des Hausordens — effektiver Wert 14 Mark 50 Pfennige. Beim Einkauf im großen bekommt ihn, ich notiere nur Möllers Spottworte, unsere ausgezeichnete Exzellenz von Isenburg-Grabingen noch billiger.

Herr Gronfeld verfügt über eine erstaunliche Technik, aber sein Spiel ließ mich eiskalt. Alles nur äußere Mache, keine Spur von Seele — Virtuosenkunst von der Sorte, die alle Mittelstädte abklappert. Selbstverständlich erntete der ‚Meister‘, nachdem Ihre Hoheit das Zeichen gegeben hatte, die übliche Anerkennung. Nur die Fürstin saß, mit der unvermeidlichen Lorgnette vor den Augen, stumm und still.

Dann, nach einer Weile, kam Prinzeß zu mir. „Liebste Edith, Großmama möchte Sie gern hören —“

Ich war eigentlich herzlich wenig aufgelegt. Aber es gibt ja gegen solch ein ‚gern' kein Ausweichen. Ich setzte mich also an den Flügel und spielte die Mondschein-Sonate. Wie es so geht, es reizte mich schließlich gerade, nach dem ‚großen Meister' mein Bestes zu geben.

Als ich zu Ende war, kam Prinzeß wieder: „Noch eins, Dita —"

So spielte ich noch den „Wanderer" von Grieg.

Ich hörte viel Lob. Das gewöhnliche Durchschnittslob. Auch Herr Gronfeld fühlte sich verpflichtet, zu spenden: er erkundigte sich gnädigst nach meinen Lehrern, strich sich den blonden Vollbart — „Famos! Viel Verve" — und ließ das Dutzend Miniaturorden auf dem Frackaufschlag klirren.

Ganz zuletzt aber wurde ich zur Fürstin gerufen. Sie hatte sich schon erhoben, die Lorgnette war gefallen, und so blickte ich gerade in die blauen, leuchtenden Augen — ich kann's gar nicht oft genug wiederholen: Wunderaugen, wie ich sie nur noch bei Bismarck sah. Ich mußte unwillkürlich daran denken: der war mal, als Papa sich noch gut mit ihm stand, bei uns, hatte mich auf den Knien, zauste mich in den Locken und sah mich mit seinen großen Augen an, daß mich's durchschauerte und beglückte. Ich war kaum sieben Jahre damals und hatte wohl nur eine unklare Vorstellung von der Bedeutung des Gewaltigen — aber die Erinnerung an diese Augen werde ich nie vergessen.

Also die Fürstin stand auf ihren Stock gestützt und ließ mich ganz dicht herankommen. Dann hob sie den Stock, tippte mir mit der Krücke auf die Schulter und sagte: „Das haben Sie wirklich gut gemacht, Kind

Wenigstens die zweite Hälfte der Sonate und den Wanderer. Recht gut. Mit Kraft und Ausdruck. Ich mag sonst die Weiberspielerei nicht, das Salon-Klavier-Gedresche. Aber so etwas laß ich mir gefallen."

Und darauf reichte sie mir die Hand zum Kuß mit einer unsagbar hochmütigen Gebärde, etwa wie, denk' ich mir, irgend eine römische Kaiserin einer Freigelassenen die Hand hinstreckte. Es war abscheulich.

Aber — ich kann's nicht verhehlen — dies Lob freute mich doch mehr, als die faden Redensarten des großen Virtuosen.

---

12. Juli.

Stille Wasser sind tief. Ich muß die kleine, nette Gernheim, die ich wirklich auf dem besten Wege war, lieb zu gewinnen, im Verdacht haben, ein wenig Gelegenheitsmacherin zu sein. Und zwar in einer mir höchst fatalen Richtung. Peinlich in jeder Beziehung ist es.

Vorgestern machte sie mir ihren Gegenbesuch. Wir plauderten sehr gemütlich, wie denn überhaupt das rundliche, allerliebste Frauchen ihre ganz besonders behagliche Art hat, vertraulich ohne jede Aufdringlichkeit zu sein. Alles, was sie, oft recht drollig, vorbringt, hat stets eine persönliche Note.

So kam auch die Rede auf Gillern. Mir fiel das gar nicht sonderlich auf, denn er ist nun einmal „des Herzogtums zweiter Herrscher" und bildet wahrscheinlich öfter den beliebtesten Gesprächsstoff als der Herr von Gottes Gnaden. Außerdem witterte ich bei meinem Besuch so etwas wie ein höchst harmloses, eigenes

Interesse für ihn. Auch die in glücklichster Ehe lebenden Frauen sind dagegen ja nicht ganz gefeit. Auf ihre naive Weise hob sie ihn bis in den siebenten Himmel. Was weiß ich nicht alles: Wohltäter des Landes, Mäcen, großgeistig, bedeutend, edel und noch einiges sollte er sein. Jedenfalls war's ein bißchen viel auf einmal. Und als Revers dazu, gar nicht ungeschickt vorgetragen, immer sein Unglück, sein einsames Leben, nur der Pflicht geweiht; ein Haus — nein, einen Palast — und kein Heim. Schließlich noch mit einigem Kopfschütteln: „Bewundernswert, aber eigentlich hat alles doch seine Grenzen! Verstehen Sie es, Gräfin, wie ein Mann in seinen Jahren dies Dasein ertragen kann? Warum er sich nicht von seinen Ketten löst, da die arme Frau ja so gar nichts davon haben kann, daß er diese Ketten mit rührender Aufopferung trägt?"

Nein, ich verstand das allerdings nicht. Ich würde, wie ich nun einmal bin, solch eine Bürde, anstatt sie niemand zu Nutz und niemand zu Frommen weiterzuschleppen, jedenfalls abschütteln. Aber ich glaubte doch einwerfen zu müssen: „Er muß seine Frau jedenfalls sehr lieben —"

Da zog die Gernheim ihr winziges Näschen kraus: „Nun dja —" machte sie sehr gedehnt. „Nur hält auch die stärkste Mannesliebe erfahrungsgemäß unter solchen Umständen nie stand. Es wäre ja auch zu viel verlangt, übermenschlich wär's. Bei uns Frauen ist das etwas anderes — ganz etwas anderes —" Und sie zog dabei ein geheimnisvolles Gesicht, als ob sie mir eigentlich schon zu viel von dem Gegensatz zwischen Mann und Frau verraten hätte.

Wahrhaftig, jetzt beim Niederschreiben begreife ich gar nicht, daß ich keinerlei Absicht merkte. Aber es ist lautere Wahrheit: ich war blind und taub.

Als Frau von Gernheim ging, nahm sie — für den Fall, daß ich dienstfrei wäre — meine Zusage für gestern abend mit: einige Kameraden mit ihren Frauen, betonte sie ausdrücklich.

Und dann fand ich Gillern da und als meinen Tischherrn!

Es war — nehmt alles nur in allem — der richtige Kommißpecco, den man ja wohl auch lieblicherweise ‚Saurer Mops‘ nennt, vielleicht in etwas verfeinerter Gestalt. Ich kenne diese vielberufene Art der Geselligkeit so gut wie gar nicht, ich lebte ja nie in einer kleinen Garnison. Aber nach allen Hoffestlichkeiten, Botschafterempfängen und Bällen großen und kleinen Stils, die ich genossen, und nach all den römischen Hunger-Soireen, die ich mitgemacht habe, kam mir diese Art der Geselligkeit gar nicht so trist vor, wie man sie mir immer geschildert hat. Vielleicht lag's auch an den liebenswürdigen Gastgebern, die bei bescheidener Bewirtung eine Atmosphäre von Behaglichkeit um sich zu verbreiten wußten. Wenn nur nicht Baron Gillern dagewesen wäre!

Nicht daß ich mich darüber beklagen könnte, seine Huldigungen — ich will lieber sagen: seine Aufmerksamkeiten gegen mich hätten auch nur den leisesten Anstrich von Aufdringlichkeit gehabt. Dazu ist der Mann viel zu vornehm — im besten Sinne. Ich habe so manchen Hofmann kennen gelernt, der einem jungen Mädchen gegenüber in ganz anderer Weise vergaß —

daß er eine Frau daheim hatte. Ich bin auch überzeugt, daß kaum jemand aus der Gesellschaft, Gernheims selber ausgenommen, bemerkte, daß und wie er mir huldigte. Ich muß den Ausdruck ‚huldigen‘ gebrauchen, denn das Wort ‚die Cour machen‘ ist viel zu grobkörnig für seine Art.

Es gibt eine Kunst, seine Mitmenschen gut zu unterhalten. Aber man überschätzt sie meistens; sie ist gar nicht so schwer, wie sie scheint, denn die Routine tut bei ihr oft das beste. Schwieriger und feiner ist die Kunst, einen Menschen über das sprechen zu machen, was ihn interessiert, über Gebiete, Fragen, die er beherrscht. Und die Gabe, die Zunge des anderen zu lösen, ist Gillern in hohem Grade eigen. Es gehört dazu mehr als ein oberflächliches Wissen; es gehört völlige Beherrschung des Stoffes dazu, den man anklingen läßt, es gehört dazu, daß man dem Gespräch durch einzelne Zwischensätze immer neue Anregung geben kann, daß man es aus dem Bereich des Konventionellen herauszuheben vermag.

Er hat viel gelesen, er hat viel gesehen — er hat aber auch mit kritischem Verstande gelesen und mit scharfem Blick gesehen. Wir sprachen über Rom, und ich mußte meine Kräfte zusammennehmen, ihm Stich zu halten. Wir sprachen über Konstantinopel, und er wußte im alten Byzanz und im modernen Pera besser Bescheid als ich. Wir sprachen über modernes Kunstgewerbe, und er gab mir ganz neue Einblicke in Morris Wirken und in Van de Veldes und Eckmanns Tätigkeit. Und das alles nie dozierend, nie belehrend; immer in flüssigster, liebenswürdigster Weise. Ich möchte

fast sagen, stets mit dem unausgesprochenen Zusatz: du weißt das ja an sich besser oder ebensogut wie ich — entschuldige, wenn ich versuche, es dir in andere Beleuchtung zu rücken —

Dann kam schließlich, nicht durch uns, das Gespräch auf die Musik. Der Klatsch der kleinen Residenz hatte natürlich bereits breit getreten, welchen ‚Riesenerfolg‘ ich neulich gegenüber dem großen Virtuosen errungen haben sollte. Es erhob sich der übliche Bittensturm, daß ich spielen möchte. Er schwieg dazu.

Ich mag die Ziererei gegenüber diesen Bitten nicht. Außerdem stellte ich mein bißchen Licht nicht gern unter den Scheffel. Ich spielte also — auf allgemeines Verlangen mußte es selbstverständlich wieder die Mondscheinsonate sein.

Ach — es war solch ein jämmerlicher Klimperkasten, daß mir's fast graute, als ich die ersten Akkorde angeschlagen hatte. Ganz gewiß ein Erbstück, auf dem die gute Gernheim bereits als Backfisch die ‚Glöcklein des Eremiten‘ und die ‚Forelle‘ geübt hatte. Trotzdem packte mich's wieder, und ich holte aus dem Instrument heraus, was herauszuholen war.

Rasender Beifallssturm. Nur er war still. Dann jedoch kam er beim Abschied zu mir, küßte mir die Hand, sagte ganz schlicht: „Ich danke Ihnen, Gräfin“ — und sah mir in die Augen. Nur auf den Bruchteil einer Sekunde. Aber uns Frauen genügt der kürzeste Blick, um zu verstehen — wenn er wirklich die Sprache des Herzens wiedergibt.

Er hat schöne dunkle, etwas schwermütige Augen, aus denen trotzdem ausgeprägte Energie leuchtet.

Schwermütig, aber nicht schwärmerisch, nicht weich und sanft. Der Mann weiß genau, was er will. Scharf umrissen steht die Pupille im Weißen.

Er ist überhaupt ein schöner Mann. Nicht von der Alltagsschönheit; das Gesicht ist nicht regelmäßig, Nase und Kinn sind sehr kräftig entwickelt. Der Gesamtausdruck erst gibt dem Gesicht den Eindruck des Angenehmen, Sympathischen, hinter dem doch wieder ein Zug ins Bedeutende steht. Schöne Männer habe ich nie gemocht. Für Gillern könnte ich Interesse gewinnen.

Aber auch nicht mehr — Nein! Nein!

Das wäre nun wahrlich nicht das Entscheidende. Ich bin ja von klein an darauf gedrillt worden: kannst du eine glänzende Partie mit Liebe machen, so gratuliere ich dir doppelt; mußt du eine glänzende Partie ohne Liebe machen, so gratuliere ich dir auch — vielleicht wirst du dann erst recht glücklich!

Aber da taucht vor mir eine Gestalt im Rollstuhl auf —

Nein! Nein! Wenn ich Gillern liebte, sollte mich das nicht schrecken. Mit einer starken Leidenschaft käme ich darüber hinweg. Doch mein Herz schlägt so seelenruhig, wenn ich mit ihm spreche, wie es schlägt, wenn ich mit Blumberg mich über den herzoglichen Koch unterhalte.

Nein! Nein! Und ich muß mein Verhalten durchaus nach diesem Nein! einrichten. Der Mann steht mir doch zu hoch, als daß ich mit ihm spielen, ihn im Ungewissen erhalten sollte. Zwecklos kokettieren mit ihm — Nein! Nein! Nein!

---

15. Juli.

Wie ein Blitzschlag traf es Hof und Land —

Gestern erhielten wir alle — ich zweifle nicht, daß die Sendung an jede ermittelbare Adresse im Schloß und an alle Spitzen der Residenz gelangte — ein Zeitungsblatt unter Kreuzband.

Ich wollte das Blatt achtlos in den Papierkorb werfen, denn ich hielt es für irgend eine Geschäftsreklame. Da sah ich einen kräftigen Blaustiftstrich und las.

Es war die vorgestrige Nummer eines kleinen Wurstblattes, das in einem Kallauschen Fabrikstädtchen erscheint. Blumberg, der auch mit verstörtem Gesicht umherschlich, raunte mir zu, es sei ein Blättchen, das zwar angeblich ganz rot wäre, dem man aber heimliche Beziehungen zur Kallauschen Regierung nachsage. Ich kann's nicht glauben.

Da stand in fetten Lettern, zwischen Ausland und Inland eingeschoben:

„Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, wird im benachbarten Herzogtum Gerda die Regelung der Erbfolge nachgerade dringend. Länger als ein Jahrzehnt hat man dort versucht, und lange Zeit ist der Versuch gelungen, die unheilbare geistige Umnachtung des Erbprinzen Moritz vor Land und Volk zu verheimlichen. Der durchaus anormale Thronfolger wird auf einem Jagdschloß von aller Welt abgeschieden gehalten, selbst die nächsten Verwandten haben ihn seit Jahren nicht gesehen. Geflissentlich aber erhält man den Glauben, daß er gesund und regierungsfähig sei. Da bei dem Alter des fürstlichen Paares die Geburt eines anderen

Erben menschlichem Ermessen nach ausgeschlossen ist — es ist außer dem Erbprinzen nur noch die Prinzeß Marie vorhanden — so muß nach Lage der Dinge rechtzeitig die Erbfolge gesetzlich geregelt werden. Die Agnaten, aber auch die Reichsregierung, vor allem jedoch die Bevölkerung des Herzogtums haben das größte Interesse daran, daß Klarheit geschaffen wird, und es wird zunächst wohl Aufgabe der Landesvertretung sein, in der nächsten Session Aufklärung zu verlangen. Der jetzige Zustand ist unhaltbar."

Mir zitterten die Knie, als ich die Treppe herunter stieg. Ich konnte nichts denken als: wie wird die arme, arme Mutter diesen Schlag aufnehmen?

Ich war um zwölf Uhr zur Herzogin befohlen. Unten hieß es aber, daß der Staatsminister und Exzellenz Isenburg plötzlich zu Seiner Hoheit berufen worden seien, und daß Ihre Hoheit sich auch beim Herzog befänden. Auf den Gesichtern des Kammerdieners und von Madame Hadro, die ich im Vorzimmer tuschelnd traf, spiegelte sich die Bestürzung der höchsten Herrschaften nur allzu deutlich wieder. Ich las deutlich die Frage: Weißt du es auch schon?

Aussprechen mußte ich mich mit irgend jemand. Ich bin doch wohl zu sehr Weib, um mich des Bedürfnisses ganz entschlagen zu können.

So ging ich in die Bibliothek, machte mir das übliche Geschäftchen, den Bücherwurm nach Neuerscheinungen zu befragen, und wartete auf meinen alten Möller. Ich wußte ja, die Tür zum ersten Archivgewölbe, in dem er um diese Stunde zu arbeiten pflegt, stand nur angelehnt, und wußte, er würde aus seinem Verließ auftauchen,

wenn er meine Stimme hörte — obwohl wir neulich ein wenig aneinandergeraten waren. Nachtragend ist der gute Oberst nicht.

Er kam denn auch sehr bald; wir traten in unsere tiefe Fensternische, und er sagte gleich: „Weiß schon, Contessa! Weiß schon, was Sie von mir wollen! Sie haben den Wisch natürlich auch erhalten."

Ich konnte nur nicken. Die Kehle war mir nun doch wie zugeschnürt.

„Eine Gemeinheit — selbstverständlich. Ich ahne auch die Quelle. Ahne nur, aber täusche mich sicher nicht. Unsere ausgezeichnete Madame de Landelot hat sich gerächt und das Material geliefert. Sie war ja im Allerhöchsten Vertrauen und, noch schlimmer, im Vertrauen gewisser Schranzen. Eine Kanaille — ich hab's immer gesagt."

„Und nun — was nun?"

Er zog die Achseln hoch. „Es ist ja ein Wunder, daß sich der Schleier nicht früher gelüftet hat. In unseren Tagen ist solch eine Abschließung nun einmal nicht durchzuführen. Aber ich vermute, man wird alle Hebel in Bewegung setzen, zu desavouieren, die Täuschung fortzusetzen."

„Sagen Sie mir — wenn die Frage nicht indiskret ist — warum in aller Welt? Zu wessen Nutzen? Ich kann den Zweck nicht erkennen."

„Gräfin, Sie fragen viel, was nicht so einfach zu beantworten ist. Ich hege ja auch nur Vermutungen, denn die Zeiten sind vorüber, wo meine Geradheit oben beliebt war. Gerade in dieser Frage hab' ich's mit den Hoheiten verschüttet. Aber es treffen wohl menschliche

und politische Faktore zusammen. Ihre Hoheit klammert sich gewiß immer noch an den Strohhalm eines kleinen Hoffnungsrestes; der Herzog kommt nicht über das Zugeständnis der Tatsache selber fort. Es ist das ja auch erklärlich: wir alle widerstreben, wenn wir eingestehen sollen, nicht richtig gehandelt zu haben. Vielleicht spricht an einer gewissen Stelle, die ich nicht näher bezeichnen will, auch der Ehrgeiz mit, noch einmal eine ganz besondere Rolle spielen zu wollen. Aber dazu kommen politische — richtiger familienrechtliche Erwägungen. Bei einer anderweitigen Regelung der Erbfolge müßten peinliche Verhandlungen mit den verschiedenen Agnaten gepflogen werden; die Frage der Domänen müßte aufgerollt werden, aus denen das herzogliche Haus den größten Teil seiner Einkünfte bezieht, die Witwenapanage Ihrer Hoheit und die Mitgift für Prinzeß Marie müßten festgesetzt werden. Das alles war dem Herzog immer widerwärtig. Zuerst hoffte man wohl auch auf einen zweiten Prinzen, und dann vergingen die Jahre, immer weiter wurde der Entschluß hinausgeschoben, immer schwerer wurde er allen Beteiligten. Was wollen Sie, Gräfin — die Herrschaften sind Menschen, wie wir alle, und irren, wie wir alle. Und —"

Er zögerte. „Und —" wiederholte ich.

„Nun ja: und denen, die auf Thronen sitzen, sagt jedermann nur, was sie hören wollen. Eitel Byzantinertum! So gewöhnen sie sich daran — sie können selbst nichts dafür! — daß sie ein offenes Manneswort gar nicht mehr hören mögen. Ich hab's erfahren, gerade in dieser Angelegenheit. Mich fragten Hoheit als seinen

Jugendfreund sogar um meine Meinung, und als ich die frank und frei aussprach, da wurde der Herzog ungnädig. Trotzdem jemand auf meiner Seite stand, dessen Worte sonst Evangelium sind — die Fürstin Hessenstein —"

Das hatte ich nicht erwartet. Das zu allerletzt! Aber jetzt verstand ich auch, warum der Oberst mich neulich so abkanzelte, als ich meine Ansicht über die Fürstin äußerte.

„Und nun habe ich schon mehr gesagt, als für Hofdamenöhrchen gut ist," schloß er. „Wenn Sie's nicht wären, Contessa, und ich an Ihnen nicht mal einen Narren gefressen hätte —"

Unten fuhr, dicht unterm Fenster, ein Wagen vor dem Portal vor. Herr von Ellengrod saß darin — allein. Die Pferde waren mit Schaumflocken übersät.

„Der ist auch nicht ohne Mitschuld!" sagte der Oberst noch, und dann wandte er sich. „Gott befohlen, Gräfin. Lassen Sie sich den Appetit nicht verderben. Es lohnt wirklich nicht, wie Sie sehen werden — und Monsieur Dutrieux kocht recht gut —"

Ich schlich wieder auf mein Zimmer hinauf, und trotz allem, was mir Möller gesagt hatte, blieb nur die eine Frage in mir lebendig: Wie übersteht's Ihre Hoheit — die arme Mutter?

Es war, wie in diesen Tagen der Fürstin halber meist, Dejeuner dinatoire bei Ihrer Hoheit angesetzt gewesen. Kurz vor ein Uhr kam der Hoffurier: die Herrschaften speisten allein, im übrigen finde Marschallstafel im grünen Zimmer statt.

Der Kreis war für unsere Verhältnisse merkwürdig groß, denn die obersten Hofchargen, ja sogar der Herr

Staatsminister waren gleich im Schloß geblieben. Ich saß zwischen Blumberg und dem Knasterbart Struck, unserm Oberjägermeister. Selbstverständlich wurde des Ereignisses mit keiner Silbe Erwähnung getan. Nur daß mein Nachbar zur Rechten, der gern superklug ist und gewöhnlich dabei vorbeitapert, sich verpflichtet fühlte, einmal zu bemerken: „Neulich mit Seiner Hoheit dem Erbprinzen auf Pürsche gewesen — famosen Bock — prächtigen Zwölfender —“

Uebrigens war die Tafelrunde trotz des Ernstes der Situation recht gut bei Appetit.

Unmittelbar nach Aufhebung der Tafel verkündete uns Exzellenz Isenburg: „Ihre Hoheiten wollen geruhen, heute abend das Stadttheater mit Allerhöchstihrem Besuch zu beehren und damit einen langgehegten Wunsch des Direktors zu erfüllen. Für den Hofstaat sind zwei Logen reserviert —“

Man nimmt also Veranlassung, sich nun gerade — gerade heute — öffentlich zu zeigen, dachte ich, und das konnte ich verstehen.

„Ihre Hoheit wünscht, daß Sie mit Prinzeß Marie nach dem Theater fahren, Gräfin —“

Gut! Ich überlegte nur, in welche Pracht ich mich unter solchen Verhältnissen werfen sollte.

Als ich auf mein Zimmer kam — wer saß da, ganz in die Ecke des Sofas geschmiegt, den Kopf in beide Hände gewühlt — Prinzeß Marie!

Sie sprang auf, warf sich mir an den Hals, umklammerte mich fest und sprudelte in ihrer lebhaften Art heraus: „Ich hab' mich zu Ihnen geflüchtet, Dita! Bei uns ist's nicht zum Aushalten. Großmama und

Papa sind aneinander geraten, Mutti hat die Augen voll Tränen — zum Herzbrechen ist's! Und alles wegen Moritz — und ich fürchte mich so vor heute abend — ich fürchte mich vor Moritz —"

„Aber, Hoheit — vor Ihrem Bruder —"

„Dita, es geht nicht gut! Sie wissen ja doch alles! Sie waren ja mit Mama in Hungolsheim! Wenn es nun einen Skandal gibt — so böse, wie die Menschen sind! Und ich fürchte mich vor Moritz — Sie dürfen nicht von meiner Seite gehen —"

Was half es, daß ich gut zusprach, daß ich zu dem kleinen Querkopf von Geschwisterliebe redete und von der Menschenpflicht, gegen Kranke doppelt gütig und mitleidsvoll zu sein? Sie blieb bei ihrem: ‚Ich fürchte mich vor Moritz!' Es war die Abneigung des Gesunden vor der Krankheit, vor der geistigen Krankheit vor allem, die in ihr unüberwindlich schien. Und so töricht ihr Benehmen war — ich verstand es im letzten Grunde doch.

Endlich hatte ich sie denn so weit, daß ich sie ihrer Kammerjungfer übergeben konnte — ich mußte ja auch an mich denken. Es war höchste Zeit.

Vielleicht hab' ich noch nie so unaufmerksam Toilette gemacht. Marietta schüttelte ihren Pudelkopf ein übers andere Mal. Aber das Blut hämmerte mir gegen die Schläfen. War es denn nicht Wahnsinn, diese Idee, mit einem Gewaltcoup allen Klatsch niederzuschmettern, den Armen öffentlich zu zeigen: Seht, hier ist er! Ueberzeugt euch selber, wie blühend, wie gesund er ist! Hatte Prinzeß nicht ganz recht, wenn sie einen Skandal befürchtete? Und war diese Komödie eines Fürstenhauses würdig? Schlau ausgeheckt vielleicht — und

doch kurzsichtig erdacht! Schlau, aber nicht gescheit! Auch wieder, selbst wenn sie gelang, nur ein Aufschub! Deutlich konnte ich mir vorstellen, wie sehr die kluge, alte Fürstin abgeraten hatte, einzig nur mit dem negativen Erfolg, daß der Herzog seinen Kopf trotzig auf den Stiernacken zurückwarf. Nun gerade — und wenn's auch nur wäre, weil die Frau Schwiegermama just anderer Meinung ist! Und meine arme Herzogin mit den Augen voller Tränen! Immer jene Tränen, die nicht lösen, die das Herz nicht erleichtern —

Man schien Vorsorge getroffen zu haben, daß der Besuch des Hofes im Theater, ein bisher unerhörtes Ereignis während der kümmerlichen Sommersaison, in der Stadt allgemein bekannt wurde. Die guten Leutchen strömten nach dem Marktplatz. Sie wußten ja alle, weshalb der Hof gerade heute sich öffentlich zeigen wollte. Wenn auch gewiß noch niemand das eigentliche Ereignis des Abends ahnte.

Ein ganz hübsches Haus, überraschend hübsch für die kleine Residenz. Vor den Logen sogar ein kleines, für den Hof reserviertes Foyer. Als Prinzeß und ich eintraten, war der Hofstaat schon versammelt — und neben der Tür stand der Erbprinz mit seinem Herrn von Ellengrod. Im schwarzen, langen Gehrock mit heller Krawatte, in jeder Beziehung tadellos adjustiert, das schöne Gesicht von einer peinlichen Aufregung erfüllt. Mich schien er eher zu erkennen, als seine eigene Schwester. Er sah fragend zu seinem Mentor hin; dann gab er der Prinzeß die Hand; ich machte ihm eine Verbeugung. „So viel Leute —" sagte er leise, seine Rechte glitt wie beunruhigt über die Stirn, um

dann nach Ellengrods Arm zu fassen. Der sprach mit seiner eisernen Ruhe auf ihn ein. „Eure Hoheit hören ja so gern Musik —“ hörte ich nur. Da erschienen auch schon die Allerhöchsten Herrschaften — ohne die Fürstin. Der Herzog schüttelte seinem Sohne die Hand. Er ist ein schlechter Schauspieler und konnte seine Verlegenheit nur mäßig verbergen. „Na, Moritz — also mal Theater — dja — du hast's gut da oben im Walde — wollte, ich wär' auch immer da.“ Verständnislos sah der Erbprinz ihn an, aber dann leuchtete es plötzlich in seinen Augen auf, und es schien, als wolle er der Herzogin um den Hals fallen. Sie hatte ihre wundervolle Haltung wiedergewonnen — und Madame Hadro hatte das ihrige getan. Wahrhaft fürstlich sah sie aus, als sie mit einem Lächeln, dem niemand anmerken konnte, daß es mühsam erzwungen, erkämpft war, beide Hände des Sohnes faßte, um seine impulsive Zärtlichkeit abzuwehren: „Lieber Moritz —“ Nichts weiter sprach sie.

Das Glockenzeichen erklang.

Ich muß zugeben, das ganze Arrangement war äußerst geschickt. Mein Kompliment, Exzellenz Isenburg, falls Sie wirklich der Oberregisseur waren!

Das Orchester hatte bereits intoniert, als die Herrschaften in die Loge traten; so wurde die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst, wenigstens teilweise, abgelenkt. Zunächst der Bühne saß der Herzog, dann Ihre Hoheit, dann an der Scheidewand zur nächsten Loge, die dem übrigen Hofstaat zugewiesen war, der Erbprinz. Unmittelbar hinter ihm blieb im Hintergrund Ellengrod, während Prinzeß Marie rückwärts von der

Herzogin saß und ich wieder links neben ihr. So war der Erbprinz wirklich sehr gut isoliert.

Gegeben wurde die ‚Fledermaus‘. Es hätte auch eine andere Operette sein können — ich würde den Unterschied zwischen Aufführung und Theaterzettel kaum bemerkt haben, trotzdem wir alle größte Aufmerksamkeit heucheln mußten.

Im Zuschauerraum war die Anwesenheit des Erbprinzen anfangs gar nicht, oder doch nur von ganz wenigen, bemerkt worden. Dann aber ging ein leises Raunen durch die Reihen, die Köpfe wandten sich nach der Loge; auf einige Minuten schienen alle Augen auf den Jüngling gerichtet. Ein Glück, daß er es nicht bemerkte. Er war wohl der einzig wirklich Aufmerksame in der Loge. Aufmerksam wie es eben Kinder sind, die zum ersten Male die bunte Welt der Bühne sehen. Verwunderung und Staunen spiegelte sich in seinem Gesicht, dann wieder leise Unsicherheit, die Frage: was ist denn das eigentlich — ist das ‚wirklich‘ dort unten? Einmal hörte ich deutlich, daß sein Atem schnell und laut ging. Und dann fragte er halblaut: „Kasperle? Sind das Kasperle?“

„Ja!“ gab Ellengrod, der hinter seinem Stuhle stand, ebenso zurück. „Aehnlich, wie Hoheit das kennen — vom Puppentheater!“

Da lachte er leise. Es machte ihm sichtlich Spaß —

Und wieder ging ein Raunen durch die Zuschauer.

Aktschluß —

Die Herzogin beugte sich zum Erbprinzen, sprach mit ihm, und er antwortete in seiner kindlich-kindischen, blöden Weise. Mir schnitt's ins Herz. Aber für die

dort unten im Parkett, für die dort drüben in den Rängen mochte es ein allerliebstes Bild abgeben: die zärtliche, stattliche, hohe Frau und der schöne Jüngling, anscheinend angeregt plaudernd!

Nicht lange, und einzelne erhoben sich, Gruppen bildeten sich. Und dann fühlte sich plötzlich irgend ein besonders loyaler Staatsbürger berufen zu einem lauten: „Unser Erbprinz — Hoch! Hoch! Hoch!" Da gab es aber einen noch loyaleren, höfisch geschulten Hofbäckermeister, der übertrumpfte jenen: „Die allergnädigsten Hoheiten und unser Herr Erbprinz — Hoch! Hoch! Hoch!" und der riß das liebe Publikum vollends mit sich. Es wurde wirklich eine brausende Ovation, die aus dem Herzen kam.

In der Loge gab's eine kleine Verlegenheit. Das hatte man doch nicht gewollt und nicht beabsichtigt. Ich sah, wie sich der Nacken des Herzogs dunkelrot färbte, und daß er unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte. Aber dann faßte die Herzogin nach seinem Arm, und sie erhoben sich beide. Ellengrod dirigierte sehr geschickt: „Aufstehen, bitte, Hoheit —"

Merkwürdig: den Prinzen erregte der Vorfall scheinbar am wenigsten; weniger als die Vorgänge vorhin auf der Bühne. Er stand auf, er machte eine Art von Verbeugung. Ganz ruhig, als ob er dächte: das ist wohl immer so. Vielleicht glaubte er das wirklich. Er, der ja auch der einzige im Hause war, der nicht ahnen konnte, daß all diese Huldigungen ihm allein galten und warum sie stattfanden.

Die Vorstellung ging weiter. Es verlief alles glatt, programmäßig.

Nur ich hatte noch einige beunruhigende Momente: in der Proszeniumsloge gegenüber saß Gillern, und ich fühlte, daß seine Blicke auf mir hafteten. Wieder ohne Aufdringlichkeit, aber doch mit jenem Ausdruck, der zu sagen scheint: sei nicht erzürnt, wenn ich dich so viel anschaue. Ich kann nicht anders —

Ich fühlte das nur. Seit ich Gillern bemerkt hatte, sah ich selbstverständlich nicht mehr hinüber.

Die Herrschaften blieben bis zum Schluß. Und das war vielleicht nicht richtig. Denn die Aufmerksamkeit, die Spannung des Erbprinzen hielt nicht an. Vom dritten Akt an erlahmte sie völlig. Er wurde müde, sank in sich zusammen. Ein paarmal griff Ellengrod ein: „Aufpassen, Hoheit!“ — So mochte er auch in den Unterrichtsstunden sprechen. Dann fuhr das große Kind jedesmal auf und sah wieder nach der Bühne. Aber es half immer nur auf Minuten — wie wohl auch beim Unterricht —

Meine Prinzeß amüsierte sich, nachdem ihre erste Angst verflogen war, über die Aufführung. Und — ich glaube fast — der Herzog auch. Er lachte einigemal laut und herzlich.

Ihre Hoheit widmete sich ausschließlich dem Sohne. Sie hätte zufrieden sein können: es ging ja alles nach Wunsch. Aber ich sah doch, daß auf ihrem Gesicht die Schatten kamen und gingen. Vielleicht drängte sich ihr dieselbe Frage auf wie mir: „Und was nun —?“

Was war das denn anderes, als ein Pyrrhussieg! Vielleicht war der erste Angriff abgeschlagen. Der Gegner rastete aber sicher nicht. Da halfen auch die erneuten Ovationen am Schluß der Vorstellung nichts,

da half die Ueberzeugung nichts, die ganz gewiß all die braven Schildbürger mit nach Hause nahmen oder in ihre Bierstuben: Unsinn — unser Erbprinz ist gesund wie wir alle. Ganz normal ist er — habt ihr's nicht gesehen? Und schön ist er — ein wunderschöner Jüngling —

Draußen standen dichtgedrängte Menschengruppen. Ganz Gerda mochte auf den Beinen sein. Hurrarufen gab's, als der Erbprinz fortfuhr — in seine Einsamkeit im Walde. Ich sah noch, wie er grüßend den Hut lüftete, und fühlte die Schnur, die Ellengrod gezogen hatte: „Grüßen, bitte, Hoheit —“

Und dann sah ich die Herzogin hochaufgerichtet auf ihren Wagen zuschreiten, das Haupt neigend, lächelnden Gesichts, und ich sah sie dann in ihrem Coupé zusammensinken —

Komödie — Tragikomödie!

Ja, niemals ist mir der Begriff einer Tragikomödie so klar geworden.

---

16. Juli.

Die Landeszeitung schreibt:

„Gestern abend beehrten Ihre Hoheiten, der Herzog und die Frau Herzogin, in Begleitung des Erbprinzen und der Prinzeß Marie die Vorstellung im Stadttheater mit Allerhöchstihrem Besuch. Man gab die unverwüstliche ‚Fledermaus‘. Das zahlreich versammelte Publikum bereitete den Allerhöchsten Herrschaften lebhafte Ovationen. Nach dem Schluß befahlen Seine Hoheit Herrn Direktor Behrend und sprachen sich höchst anerkennend über die Vorstellung aus.“

Nichts weiter. Kein Wort der Entgegnung. Und das ist klüger — als ich es erwartet hatte.

---

17. Juli.

Es scheint, ich soll aus den Aufregungen nicht herauskommen.

Der cher frère ist hier. Ich könnte, sollte mich freuen, aber ich wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst.

Ohne Ansage ist er eingerückt, als ob er ahnte, daß ich mit beiden Händen abgewinkt haben würde. Und der Zufall, der vermaledeite Zufall, fügte es gerade, daß er, noch ehe er die Pflastersteine dieser lobesamen Stadt betreten hatte, uns begegnen mußte. Dafür kann er ja nichts. Aber es ist abscheulich. Nein: es ist noch schlimmer.

Ahnungslos mache ich heute nachmittag mit Prinzeß die übliche Spazierfahrt. Die dicken Karossiers traben ihren gemächlichsten Schuckeltrab die Chaussee nach Bornstedte entlang. Die Sonne scheint. Wir plaudern. Das heißt, eigentlich plauderte Prinzeß, denn ich erlaube mir bisweilen, mich ihr gegenüber von der Hofdamenpflicht, Unterhaltung zu machen, zu dispensieren. Sie nimmt das nicht übel. Im Gegenteil — sie plaudert ja so gern und — das ist wahr — so niedlich. Man erfährt dabei auch mancherlei Interessantes, was man freilich auf seine Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit hin stark unter die kritische Lupe nehmen muß. Gestern erfuhr ich zum Beispiel, daß Großmama, vulgo Fürstin Hessenstein, „demokratische Neigungen" habe. Das glaub' ein anderer. Aber Prinzeß behauptete, Papa hätte es gesagt. Der müßte es eigentlich

wissen, aber wer weiß, was er als demokratische Neigungen ansieht?

Und ganz geheimnisvoll: „Dita — Großmama hat einen Herzensroman gehabt. Als junges Mädchen natürlich."

„Aber Hoheitchen —"

„Es ist doch so, Dita! Großmama hat's mir ja selber erzählt. Nicht so gerade heraus. Aber durch die Blume — verstehen Sie, Sie Mädchen mit dem Kieselstein in der Brust anstatt des Herzens. Ach, Dita, wie kann man nur so hübsch sein und so hartherzig —"

„Hoheit — wirklich — ich darf solchen Unsinn nicht mit anhören."

„Ist ja gar kein Unsinn." Der Schelm lachte. „Auch das nicht mit Großmama. Wissen Sie, Dita, wenn Sie nicht solch Eisblock wären, hätt' ich Sie noch hundertmal so lieb. Dann würde ich Ihnen auch das von Großmama anvertrauen. Diskret sind Sie ja —"

„Ich bin gar nicht neugierig."

„Na — na —"

„Wirklich nicht, Hoheit."

Das ist stets das beste Mittel, die Kleine erst recht zum Reden zu bringen. So plapperte sie denn auch ihr romantisches Geschichtchen heraus. Weiß der Kuckuck, wie sie es sich zusammengereimt hat — von der Fürstin kann sie es ja gar nicht haben. Der kurze Sinn des Unsinns ist der, daß sich anno Olim eine Prinzeß Gerda — nämlich von der jetzt ausgestorbenen Linie Gerda-Wellerfingen und mit anderen Worten die jetzige ‚Großmama' — sterblich in einen jungen Forstassessor

verliebt habe, und daß die Wasser wieder einmal zu tief gewesen seien. Aus der feurigen Liebe sei dann aber eine innige Freundschaft geworden, und besagter Forstmann lebe heute, ein alter Mummelgreis, als Oberforstmeister auf den böhmischen Herrschaften von ‚Großmama‘. „Ist das nicht herzrührend?“ schloß Prinzeßchen.

„Kolossal —“ sagte ich. „Wenn's wahr ist —“

„Sie sind ein Scheusal, Dita.“

„Ich bin eine nüchterne Person, die das Leben so ansieht, wie es ist.“

Worauf sie sich in ihre Ecke setzte und schmollte. Was ihr übrigens reizend steht. Ein süßes, kleines Persönchen ist sie überhaupt, und wenn sie nicht eben ‚Hoheit‘ wäre, wollte ich Fritz gar nicht gram sein. Aber in meine Kreise soll er mir nicht kommen. Ich kann keinen ‚Herzensroman‘ brauchen, nicht für mich, nicht für mein Prinzeßchen. Ich brauche meine Stellung, ich muß meine Zukunft im Auge haben. Und da ich wohl nicht mehr heiraten werde — es müßte wenigstens ein Wunder geschehen, wenn sich mir eine konvenable Partie biete sollte — so kann diese nur im Emporsteigen im Dienst bestehen. Ich muß mich selbst loben, daß ich so bescheiden geworden bin —

Die dicken Rappen trotten weiter und weiter. Prinzeß schmollte. Es war recht einschläfernd.

Da hebt sich plötzlich vor uns eine Staubwolke. Gleich darauf taucht aus ihr eine kleine Kavalkade auf — ein Dutzend Offiziere und mehr. Alle Waffengattungen darunter, goldgestickte und rote und blaue und schwarze Kragen. In dichtem Staub, nur wie

Schatten, traben sie an uns vorüber, beachten uns kaum; ahnen augenscheinlich gar nichts von der hohen Ehre, der Tochter des Landesherrn zu begegnen. Ein paar frech neugierige Leutnantsblicke vielleicht, weil doch im Wagen zwei ganz sauber anzuschauende Mädel sitzen.

Mit einem Male schnellt meine Prinzeß hoch, greift nach meiner Hand —

Und da prescht auch schon einer der Offiziere aus dem Schwarm heraus, an unsern Wagen, pariert, wirft seinen Gaul herum, Hand an der Mütze: „Alleruntertänigsten guten Tag! Eure Hoheit — Dita — nein, ist das aber ein Glückszufall —“

Und Prinzeß klammert sich an mich; ich höre, wie schnell ihr Atem geht; ich sehe ihr ins Gesicht und sehe die hellen Flammen darin, rote Bäckchen und leuchtende Augen. Sich beherrschen, sich verstellen, heucheln, kann dies Fürstenkind nicht. Und nichts sagt sie wie ein ganz dummliches: „Ah —“

Es mag ja komisch gewesen sein. Aber ich hatte gar keine Neigung, auf diese Komik zu reagieren.

Dabei sah der freche Bengel wirklich bildhübsch aus. Bestaubt von oben bis unten, der kecke Schnurrbart wie mit Mehl überpudert; das Gesicht, soweit man's unter der Staubschicht erkennen konnte, braun gebrannt. Und auch seine Augen leuchteten.

Zu mir nicht. Ich kriegte nur so nebenbei einen Strahl. Aber es waren der übrigen Strahlen genug — an die andere Adresse. Und sie kamen dort richtig an, ohne Zweifel!

Nein — das könnte wie ein Scherz klingen, und mir ist gar nicht nach Scherzen zumute. Die Kinderei

der beiden gewinnt nachgerade einen unheimlich ernsten Hintergrund.

Zunächst, dort draußen, ärgerte ich mich nur, aber ich beunruhigte mich nicht.

„Auf Generalstabsreise!" rief er in den Wagen. „Wir kommen heute über den Wald, von Otterstedt. Denk' dir, Dita — zwei Tage bleiben wir in Gerda. Was hab' ich mich gefreut! Ist's nicht 'ne himmlische Ueberraschung? Dita, Schwesterlein, was machst du denn für ein Gesicht? Hoheit haben Sich die Dita aber schlecht gezogen —"

Hoheit lachten. Spöttisch und glückselig und ein wenig verlegen.

Immer noch trabte er neben dem Wagenschlag her. Nicht auf meiner Seite. Ich mußte doch endlich etwas sagen. „Wo wirst du logieren, Fritz —"

„Wo ich einquartiert werde. Bei irgend einem Onkel Schornsteinfegermeister oder 'ner Pecheule von Schuster. Gegen abend bin ich frei. Darf ich etwa um sieben Uhr dir meinen Knicks machen, Dita?"

„Ja — wenn ich nicht Dienst habe —"

„Dienst geht immer vor. Aber jetzt muß ich zu den Kameraden zurück. Die werden mal gelb vor Neid sein! Mit Grund! Eure Hoheit —"

Und da streckte dieser unverschämte Dachs seine Hand in den Wagen — einen noch dazu recht wenig säuberlichen Militärhandschuh! Und ehe ich noch zufassen konnte, schob Prinzeß ihre kleine Patsche hinein, und der liebe Bruder beugte sich und drückte seinen bestaubten Schnurrbart auf ihre Hand, warf das Pferd herum, und fort war er.

Weiter trotteten die dicken Karossiers. Immer in der Sonne, die schnurgerade Chaussee entlang.

Prinzeß saß mucksmäuschenstill. Ganz zurückgelehnt, ganz in Gedanken. Und ich saß kerzengerade aufgerichtet und wartete auf irgend eine ihrer temperamentvollen Sprudeleien, auf einen Grund, auf eine Handhabe zu einem ernsten Wort. Vergebens wartete ich —

Anfangen meinerseits — nein! Das hieße erst recht Oel ins Feuer gießen. Denn Feuer gab es. Lichterloh brannte es.

Umkehren möchte ich einen Satz, den ich vorhin schrieb. Er ist ja ein lieber, bildhübscher Junge, der cher frère, und ich gönnte dem Prinzeßlein schon solche kleine Liebelei. Unmensch bin ich nicht. Wenn's nur nicht gerade meine Prinzeß und mein Bruder wären!

Endlich war das Pensum absolviert. Unsere Rappen trotteten heimwärts. Wir saßen immer noch schweigend. Nur daß Prinzeß sich allmählich immer mehr und mehr aufrichtete, bis sie noch kerzengerader wurde als ich. Als ich sie einmal heimlich ansah, streckte sie das Näschen so hochmütig, wie nur solch einem Näslein möglich ist, in die Luft. Sie markierte mir ihre Ungnade.

Nun, die wird nicht lange währen. Das kenne ich. Mir aber wäre es lieber, sie hielte wenigstens achtundvierzig Stunden an.

Denn ach! Es brennt nicht nur auf der einen Seite, sondern erst recht auf der andern. Lichterloh brennt es bei Fritz.

Pünktlich um halb sieben war er bei mir. Waffenrock, Tschapka, frisiert, gestriegelt, gebügelt, geschniegelt.

Um eine Schwester pflegen Brüder sonst kaum solchen Toilettenaufwand zu treiben.

Der Empfang meinerseits war wohl recht kühl.

Aber er schien's nicht viel anders erwartet zu haben. Er setzte sich und meinte ganz fröhlich: „Nun schieß' los, liebe Dita. Ich harre —"

Da habe ich ihm denn gründlich meine Meinung gesagt. Er hörte mich auch ganz geduldig an, bis zum Ende meines Sermons. Nur daß sein frohes Gesicht dabei ernster wurde und — ich kann's nicht leugnen — männlicher. Aber nicht etwa trübe oder hoffnungslos. Im Gegenteil. Ich fühlte schon, während ich sprach, daß es einen weit härteren Kampf geben würde, als ich gedacht hatte.

„Ich danke dir für deine Offenheit, Dita," sagte er dann. „Und nun darf ich ja wohl sprechen. Also, du hast absolut recht: es wäre eine Schurkerei, wenn ich — wie du dich ausdrückst — mit Prinzeß eine Liebelei anbändeln wollte. Ich denke aber an alles andere eher. Denn ich bin nicht in sie verliebt — in dem Sinn, in dem du das Wort gebraucht hast — sondern ich liebe Marie —"

„Desto schlimmer, du Unglücksmensch!"

Er zuckte die Achseln. „Findest du? Ich durchaus nicht. Sieh' mal, Dita, ich will dir ganz klaren Wein einschenken. Einmal weil du meine gute, liebe Schwester bist, der ich Dank schulde; dann weil ich hinter deinem Rücken nicht handeln kann und mag, denn daß dir das nicht angenehm ist, verstehe ich vollkommen. Was ich dir sage, ist auch nicht unüberlegt, ist wahrhaftig kein Augenblicksprodukt. Ich hab's

wochenlang mit mir herumgetragen, und nach allen Richtungen hin alles reiflich erwogen —"

„Zur Sache, bitte —" warf ich ein. Ich war sehr ungeduldig.

„Jawohl! Sogleich. Ich muß dich nur noch im voraus bitten, in mir nicht mehr den jungen Leutnant zu sehen, sondern endlich den Mann, der auf sein Lebensglück sinnt. Das kann ich verlangen."

„Ich will mich bemühen, ernst zu bleiben — obwohl es mir schwer fällt."

„Spotte nicht! Das kann ich heute nicht vertragen. Denn ich fühle sehr ernst. Also, um es kurz zu machen: ich will nur noch die Gewißheit haben, ob Marie mich liebt — wirklich so liebt, daß sie Opfer für mich bringen könnte — und dann werde ich sie fragen, ob sie meine Frau werden will!"

Ich wollte lachen — auslachen wollte ich ihn. Es war ja zu unsinnig. Es ist ja lächerlich. Aber die Art, wie er's vorbrachte, erstickte mir das Lachen in der Kehle. Er nahm's wirklich ernst, heilig ernst: das mußte ich sehen. Und über die Gefahr, die ich darin für ihn, für Prinzeß, nicht zuletzt für mich erkannte, überkam mich geradezu eine Wut.

Ich wurde heftig. Immer das Törichtste, was man werden kann. „Bist du von Gott und aller Welt verlassen, Fritz? Wie kann sich solch haarsträubender Unsinn in deinem Gehirn einnisten? Du und Prinzeß — heiraten! Erstens: sie ist ein Kind. Verliebt mag sie sein, an eine tiefere Liebe ist gar nicht zu denken. Opfer bringen?! Was weiß sie von Opfern! Und dann zweitens: denkst du denn gar nicht an den

äußeren Abstand? Was bildest du dir denn nur eigentlich ein —"

Ich weiß kaum noch, was ich auf ihn eingeredet habe. Ich war aufgesprungen und raste durchs Zimmer. Jede Selbstbeherrschung hatte ich verloren.

Fritz ließ mich wieder ruhig ausreden, austoben. „Das alles habe ich mir natürlich auch gesagt —" meinte er dann gelassen. „Ich bin doch kein Kind, ich kenne die Welt doch so gut wie du, Dita. Darum sprach ich es ja aus: die eine Vorbedingung, die wichtigste und entscheidendste, bleibt — liebt mich Marie wirklich tief und fest? Ueber das andere würden wir fortkommen — "

„Nie!"

„Warum nicht? Unser Fall ist nicht vereinzelt. Sieh' dir den Gothaer Almanach durch, und du kannst genug Parallelen finden, in denen die Herzen auch siegten. Denke an Oesterreich, denke an Bayern, um nur solche Fälle herauszugreifen, in denen die Verhältnisse noch ungleich schwieriger lagen. Außerdem aber vergißt du eins oder übersiehst es absichtlich: wir Brucks sind aus uraltem Reichsgrafengeschlecht! Daß wir nicht in die zweite Abteilung des Gothaer hineingekommen sind, ist Zufall, ist Unachtsamkeit, ist vielleicht auch nur Schuld unserer Verarmung. An sich stehen wir mit den Quadts, den Rechbergs, den Rechterens, den Platens und anderen in gleicher Linie; sind wahrscheinlich älter als die Pücklers. Ich lege sonst kein Gewicht darauf — hier mag es doch in die Wagschale geworfen werden —"

„Sophismen!"

„Das wollen wir abwarten.“ Er stand auf, reckte sich, zog die Ulanka straff herunter. „Nun nur noch die eine Frage — ganz offen! — habe ich in dir eine Gegnerin zu sehen, Dita?“

Auge in Auge standen wir uns gegenüber.

„Ja! Bis zum letzten!“ stieß ich hervor.

Es zuckte über sein Gesicht. „Ich hatte nicht viel besseres erwartet,“ sagte er dann leise und trübe. „Ich will auch nicht versuchen, dich umzustimmen, will dich nicht bitten. Du kannst wohl auch nicht anders. So müssen wir denn jeder unseren Weg für sich gehen — ich hoffe ja, ich werde dich schließlich doch noch überzeugen und besiegen. Nur um eins bitte ich dich: laß uns, von dem einen Punkte, der ja freilich ein Lebensschicksal bedeutet, abgesehen, weiter geschwisterlich lieb haben —“

Er gab mir die Hand; ich legte die meine hinein. Wir sahen uns an. Ich hätte ihm noch so viel sagen mögen. Aber ich schwieg — es war ja doch vergeblich. Ihn können nur noch Tatsachen überzeugen.

Plötzlich warf er den Kopf in den Nacken: „Ja so! Damit du dich nicht wunderst: ich bin um halb acht zur Tafel befohlen. Dir verdanke ich also diese Gnade wohl nicht?“

Ich war sprachlos. Und er lächelte nun wieder Sein altes, fröhliches, siegesgewisses Leutnantslächeln.

„Du wirst dich entschuldigen lassen! Du wirst dich krank melden!“ drang ich in ihn.

„Ich denke nicht daran. Wie kannst du das glauben, Dita!“

„Dann gehe ich sofort zur Herzogin und —“

„Das wirst du nicht tun! Du wirst dich und mich nicht vor dem ganzen Hofe, mich nicht vor den Kameraden blamieren. Da kenne ich dich zu gut! Und dann — es ist auch gar nicht mehr Zeit dazu. Wir müssen sogar eilen.“

Mit den Zähnen habe ich geknirscht. Er hatte ja recht.

Und so quittierte ich denn unten mit dankendem Handkuß für die große Gnade, als mir Hoheit lächelnd sagte: „Da haben Sie also Ihren Bruder — Marie erzählte mir — und ich dachte, es würde Ihnen eine Freude sein, ihn zu sehen, liebe Edith. Ja — und ich war doch auch ehrlich neugierig, Ihren Herrn Bruder kennen zu lernen. Ohne zu schmeicheln: eine brillante Erscheinung —“

Fritz war mir zur Rechten placiert. Der Kreis war etwas größer als gewöhnlich, so daß Prinzeß ziemlich weit entfernt saß. Aber ihre Blicke, das sah ich, begegneten sich wieder und wieder.

„Du empfiehlst dich jetzt —“ drängte ich nach Aufhebung der Tafel. Ich bat —

„Bedaure, Dita. Ihre Hoheit Prinzeß Marie hat mich vorhin zum Krocket befohlen —“

Folterqualen habe ich draußen im Park ausgestanden. Es hat mich geschüttelt, wie einst, als ich mir das Campagnafieber geholt hatte. Und zu allem mußte ich plaudern und lächeln.

Mein Partner war Oberstleutnant von Wachtern. Noch sehr jugendlicher, großer, blonder, flotter Generalstäbler, Leiter der einen Abteilung der Generalstabsreise, auch zur Tafel befohlen; brillanter Spieler — wohl überhaupt einer der Menschen, die alles können,

energisch, liebenswürdig, klug, geweckt, in jedem Sattel gerecht; Soldat und Hofmann zu gleicher Zeit und beides im großen Stil. So schätze ich wenigstens. Er sprach sehr anerkennend über Fritz und dessen Leistungen, amüsierte sich über die Zerstreutheit von Prinzeß und über ihn, und ich meinte immer, seine durchdringenden blauen Augen müßten hinter den Schleier schauen. Vielleicht taten sie's auch. Aber wenn es so war, dann wird er gedacht haben, wie leider auch ich einst: ‚Warum soll man der kleinen Hoheit nicht solch harmlosen Flirt gönnen! Das Leben wird sie noch ernst genug anpacken.'

Ich sah ja jetzt tiefer.

Und ich mußte mir eins sagen: solch junges temperamentvolles Fürstenkind ist, wenn ihr Herz spricht, ganz anderer Gefahr ausgesetzt, als wir andern Mädchen. Gerade weil solch eine Prinzessin so abgeschlossen von der Welt aufwächst, nichts hört, nichts sieht, sich das Leben nach ihren selbstgeborenen Gedanken formt und nach törichtem, angelesenem Zeug. Es gibt für sie eigentlich nur eine Waffe: den Hochmut, den abweisenden Stolz. Ist diese Schranke aber erst einmal niedergebrochen, dann brausen die freigewordenen Gefühle, all das heiße Verlangen, das die Natur ja uns allen auferlegte, wie ein tobender Wildbach über solch wehrloses Geschöpfchen. Je mehr in ihrer Erziehung alles Zwang und Form ist, um so heißer ringt das erwachte Herz nach Freiheit und Glück. Was solch einem Herz dann Glück dünkt —

Gegen mich war die Prinzessin abwechselnd Sonne und Polarkälte. Sah mich jetzt mit leuchtenden, seligen

Augen an, bittend, flehend; richtete sich dann wieder hoch auf, wie mit dem innerlichen Achselzucken: also du bist unsere Feindin —

Und dann konnte ich's nicht hindern, daß die beiden, Marie und Fritz, vor uns anderen her, allein, wenn auch in Sehnähe, durch den dämmernden Park nach dem Schloß schlenderten. Und ich wußte doch ganz genau, schreckhaft deutlich: jetzt brach er die letzten Schranken! Wußte es, ehe ich im Portal das selige Glück — dies dumme, törichte, eingebildete, wirklichkeitslose Glück — in ihren Gesichtern sah.

Aber nun hatte auch ich mir meinen Weg vorgezeichnet. Erst noch einen Versuch bei der Prinzeß — dann zur Herzogin. Wenigstens das soll man mir nicht nachsagen, daß ich jetzt meine Pflicht versäumt habe. Mag man über meine erste Pflichtversäumnis, damals in den Berliner Unglückstagen, urteilen, wie man will.

Ich war heute noch einmal bei der Prinzeß. Ich wurde nicht mehr vorgelassen.

Also morgen —

---

18. Juli. Abend.

Ich habe um meine Entlassung gebeten. Die Entscheidung steht noch aus, aber sie kann ja nur im bejahenden Sinne ausfallen.

Was dann? Wieder heimatlos! Wieder in der Welt umhergestoßen! Vielleicht doch noch Stütze bei Madame la Baronne Oppenheimer? Vielleicht — vielleicht —

So früh es anging, war ich heute bei Prinzeß.

Sie sah so glücklich aus, wie ein Mädchen ausschauen soll, der Gott Amor selige Träume ins Ohr geflüstert hat. Und sah so scheu, so voll unsicherer Erwartung zu mir auf. Sie schien anfangs ganz beglücktes Kind und wollte dabei doch die Prinzeß nicht aufgeben: vielleicht bleibt dies der Zwiespalt ihres Lebens.

Ich sprach lange und ernst mit ihr. Ich habe alle Töne angeschlagen, von denen ich mir einen Erfolg versprach. Ich habe gebeten; ich habe den Verstand sprechen lassen; ich habe gescholten. Ich wies sie darauf hin, daß sie nicht nur an sich denken dürfe, sondern auch an meines Bruders Glück. Daß sie meine Zukunft vernichte, daß man mir alle Schuld beimessen müsse. Ich führte den Schmerz und die Tränen der Mutter ins Feld und den Zorn des Herzogs. Ich sprach rückhaltslos auch davon, wie schwer das ganze Fürstenhaus schon unter der Krankheit des Erbprinzen leide, wie alle Hoffnungen sich nur noch auf Prinzeß richteten; ich sprach von der Pflicht, ich sprach von Entsagungsgröße —

Und sie saß vor mir, die Händchen im Schoß fest zusammengepreßt, schüttelte nur immer wieder den Kopf und entgegnete nichts als: „Ich liebe ihn!"

Aber sie sagte das nicht mehr mit dem Backfischtrotz, mit dem sie vor Wochen die Werbung der Kallauer zurückwies. Sie sagte es mit der rührenden, opferwilligen Hingabe des gereiften Menschen, der weiß, was er will.

Ich habe sie unterschätzt. Fritz behielt recht. Sie ist nicht nur verliebt, sie liebt wirklich. Und das ist das schlimmste — für sie, für Fritz, für mich.

Ich habe sie sehr unterschätzt. Denn als ich nun all meine Gründe erschöpft hatte und endlich schwieg, da begann sie mit einem Ernst, den ich ihr nie zugetraut hätte, und mit der tiefen, einfachen Innerlichkeit, die solch einem blutjungen Geschöpf eben nur echte Liebe geben kann: „Was wollen Sie denn, Dita? Wenn sich zwei Menschen so innig lieben, wie wir beide, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder sie gehören einander für das ganze Leben, oder man reißt sie gewaltsam auseinander, und sie werden unglücklich, auch für das ganze Leben. Darum kann ich doch gar nicht anders, als mit allen meinen Kräften danach streben, unser Ziel zu erreichen. Sie sprachen viel von dem, was ich aufgebe. Vielleicht haben Sie in einzelnem nicht unrecht. Aber das erscheint mir alles so klein und nichtig jetzt. Und wenn ich mich frage, wie es denn mit dem Glück in unseren Häusern bestellt ist, Dita, dann möchte ich mich freuen, das bißchen Glanz und Ansehen hinter mich zu werfen, um einfach glücklich zu werden. Und dann sprachen Sie viel von meines Vaters Zorn und von Mamas Tränen. Der Zorn wird verrauschen, wie er's immer tut. Mamas Tränen aber, die sollen sich in Freudentränen verwandeln, wenn sie erst sieht und weiß, wo ihres Kindes Glück lag. Nein, Dita, ich will's schon zwingen. Denn sehen Sie: wir lieben uns doch —“

Vielleicht hab' ich's nicht ganz richtig wiedergegeben, was sie sagte. Oder wenn ich auch die richtigen Worte wiedergab, so konnte ich den sanften Schmelz der Stimme, der sich so eigen mit Festigkeit paarte, nicht einweben, nicht die stille, freudige Zuversicht, die im Ausdruck lag.

Es war rührend. Und es ist doch eine einzige große Torheit.

Ich mußte kämpfen, um nicht weich zu werden.

„— und wie denken Sich Hoheit denn, was nun zunächst geschehen soll?"

Da sah sie mich groß an: „Ich werde heute noch mit Mama sprechen."

„Dann dürfen Hoheit es mir nicht verargen, wenn ich vorher um meine Entlassung bitte. Ich möchte nicht vom — Hofe entfernt werden."

Das hatte ich wohl sehr bitter gesagt. Prinzeß sprang auf, blickte mich erschrocken an und rief: „Dita — liebe, liebe Dita!" Sie wollte mir um den Hals fallen. Ich wehrte ab: „Hoheit müssen sich darüber klar werden, daß das die unumgängliche erste Folge Ihres Entschlusses ist. Man wird mir, und nicht ganz mit Unrecht, die Hauptschuld zumessen."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Ueber das ganze süße, eben noch so beseligte Gesicht legte sich ein dunkler Schatten. Aber dann lächelte sie wieder, schüttelte den Kopf: „Das tut Mama nicht — das tut meine Mama nicht. Und ich werd's ihr auch gleich sagen, daß Sie gar keine Schuld haben —"

Jetzt war sie wieder das Kind: ein Kind, das da meint, mit ein paar Bittworten einen Felsblock aus dem Wege räumen zu können. Und dann doch auch gleich wieder die Prinzessin: „Verlassen Sie sich auf mich, Edith. Ihnen soll nichts geschehen —"

„Ich muß es vorziehen, selber dafür zu sorgen, Hoheit, daß man mir wenigstens die Achtung nicht versagt, wenn ich — freiwillig — gegangen bin."

Damit verneigte ich mich. Ganz steif und förmlich und doch mit so zwiespältigen Empfindungen in der Seele.

„Dita—" rief Prinzeß noch einmal, streckte beide Arme nach mir aus. Aber ich ging.

Bei Ihrer Hoheit kam ich nicht sofort an. Herr von Ellengrod war bei ihr. Im kleinen Vorzimmer machte sich Madame Hadro zu tun und versuchte, ein Plauderstündchen mit mir abzuhalten. Sehr unterwürfig — ja, um so hochmütiger ich in meiner augenblicklichen Stimmung mich gab, um so unterwürfiger wurde sie. Morgen dürfte es ganz anders sein. Morgen —

Dann stand ich endlich vor der Herzogin.

Und in diesem Augenblicke rollten sich noch einmal die letzten vier Monate vor meinem Geiste ab, von dem Augenblick an, in dem mich die Herzogin im Grand Hotel zu Rom empfing und mich musterte wie ein gleichgültiges Wesen, das ‚zur Aushilfe' gewonnen war, auf gut Glück. Dann sah ich sie auf der Höhe über dem sonnigen Sorrent mit dem ungelenken Kindesbrief des Sohnes in der Hand; ich sah sie in Capri; ich sah uns beide oben in Hungolsheim —

Und ich fühlte mit einem Male, wie viel Liebe und Verehrung — ja, alles beides! — diese Dulderin auf dem Throne in meinem Herzen gewonnen hat. Ich fühlte, wie unendlich schwer es mir würde, von ihr zu gehen, dieser gütigen, großherzigen Frau, die das schöne Haupt mit dem Märtyrer-Dornenkranz der Mutterliebe so edel zu tragen weiß. Auch das fühlte ich, daß sie mich vermissen würde —

So stand ich fassungslos vor ihr. Zweimal hörte ich sie sagen: „Nun, liebe Edith — was wünschen Sie?“ und „Sie wollen mich sprechen, Kind —“

Dann fand ich mich endlich wieder. Aber meine Stimme bebte wohl noch, als ich mich tief neigte: „Eure Hoheit — zwingende Gründe nötigen mich, um meine sofortige Entlassung zu bitten —“

Es kam der Herzogin so überraschend, daß sie nicht gleich antwortete. Sie sah mir erstaunt — wie erschreckt ins Gesicht. „Sofortige Entlassung —“ sagte sie dann, faßte mich an beide Arme, schüttelte den Kopf. „Aber, Kind — was ist Ihnen denn geschehen? Wer — was hat Sie so schwer gekränkt? Edith, ich bitte Sie, so sprechen Sie doch nur. Nein, setzen Sie sich erst einmal. Hier! Ich setze mich zu Ihnen — so — und nun lassen Sie mir Ihre Hände. Sehen Sie mir in die Augen — Sie müssen Vertrauen zu mir haben, müssen mir alles sagen — was es auch sei. Denken Sie, liebes Kind, ich säße an Ihrer verewigten Mutter Stelle hier —“

So etwa sprach sie zu mir. Gütig, herzlich, besorgt. Was mochte sie glauben und fürchten? Wie weit waren ihre Gedanken von der Wirklichkeit entfernt!

Mühsam faßte ich mich endlich. Küßte ihr die Hand — es quoll so heiß in mir empor, Dankbarkeit, Verehrung und Zuneigung — ich mußte die Worte herausringen.

„Eure Hoheit wollen verzeihen — die Gründe meines Entschlusses werden Prinzeß Marie Eurer Hoheit selbst mitteilen —“ Und dann schluchzte ich wohl auf, so weh war mir, und schloß: „Ich kann nur bitten, daß Eure Hoheit mir nicht alle Schuld zumessen —“

„Marie —“

Ich nickte stumm.

„Und Sie können nicht selber sprechen? — Marie — das Kind —“

Nun schwieg auch sie. Langsam löste sie ihre Hände von den meinen, erhob sich, trat ans Fenster. Ich stand auf — die Glieder waren mir schwer, als sei ich plötzlich erkrankt.

Eine ganze Weile stand ich so und harrte.

Dann wandte die Herzogin sich endlich um. Der Ausdruck starken Befremdens lag jetzt auf ihrem Gesicht. Aber sie sagte doch noch immer gütig: „Ueberlegen Sie, Gräfin — was es auch sei — Sie sind verpflichtet, mir die Wahrheit zu sagen — und ich bitte Sie darum. Ich habe Ihnen mein Vertrauen geschenkt, nun kann ich auch Vertrauen von Ihnen erwarten und verlangen. Sie haben zu sprechen, nicht meine Tochter.“

„Hoheit, ich werde nichts beschönigen, nichts verschweigen, wenn Hoheit mich noch hören wollen — nachdem Prinzeß Marie gesprochen hat.“

Wieder sah sie mir in die Augen. Und dann hob sie die Hand: „Also gehen Sie auf Ihr Zimmer und erwarten Sie dort das weitere.“

Und so sitze ich hier.

Am offenen Fenster, wie damals am ersten Abend in diesem Schloß. Die Stunden sind vergangen, der Abend ist herabgesunken. Mir ist's, als wär's am besten, ich risse Kisten und Fächer auf, packte meine sieben Sachen, nehme Abschied von dir, du alter, guter Schreibschrank, den ich lieb gewonnen habe. Aber — —

Mitternacht.

So weit hatte ich geschrieben, als es an die Tür pochte. Eine Nachricht, ein Befehl, dachte ich. „Herein —“

Die Herzogin selbst stand vor mir.

Im Zimmer war es halbdunkel, nur die elektrische Lampe auf der Schreibtischplatte leuchtete. Aber ich sah trotzdem: die Herzogin sah sehr elend aus; tiefe Schatten lagen unter den geröteten Augen, sie atmete schwer und sie schritt gleich zum nächsten Stuhl. Ich sah jedoch auch einen warmen Zug der Herzensfreundlichkeit in dem feinen, schmalen Antlitz, und sie sagte ernst, aber ohne jede Spur von Ungnade:

„Ich komme persönlich, um mit Ihnen zu reden, Edith. Warten lassen wollte ich Sie nicht länger, und jede andere Form der Mitteilung hätte auffallen können. Sie sind unwohl — hören Sie, Edith! — ich mache Ihnen einen Krankenbesuch.“

Zu Füßen hätte ich ihr stürzen mögen —

Mit den Händen strich sie sich langsam über die Schläfen, als schmerzte es dort. Dann begann sie, und sie sprach ruhig und sanft: „Marie hat mir alles gesagt. Ich kann Sie, Edith, selbstverständlich nicht von jeder Schuld freisprechen. Mindestens wäre es Ihre Pflicht gewesen, mich früher aufmerksam zu machen. Aber ich verkenne nicht, es war auch unrichtig von uns, Sie damals mit Marie allein nach Berlin reisen zu lassen, und ich verkenne nicht, daß Marie in diesem Falle wohl auch vor Ihnen Versteck gespielt hat. Ueber Ihren Herrn Bruder enthalte ich mich jedes Urteils. Was nun Marie betrifft, so — so sehe ich diese — diese Affäre nicht so tragisch an, wie Sie

heute mittag sie zu nehmen schienen. Mein Kind, das sind kleine Kämpfe, die wohl wenigen von uns erspart bleiben, ob wir im Schloß oder unter dem Dach irgend eines schlichten Bürgerhauses wohnen. Ich fürchte freilich, Marie wird mit ihrem heißen Sinn und ihrem Trotz schwerer unter ihnen zu leiden haben, als die Mehrzahl. Aber überwinden wird sie's auch, wie alle anderen es überwinden. An solchen Kindereien brechen heutzutage junge Herzen nicht."

Zum erstenmal sah sie auf und mich an. Wie mit einer Frage. Und so sagte ich denn: „Hoheit halten zu Gnaden. Ich kenne meine Schuld. Aber gerade darum halte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen: das ist keine flüchtige Neigung, auf beiden Seiten nicht, und der Wille von Prinzeß Marie ist sehr stark."

Die Herzogin schüttelte den Kopf. „Sie sind doch noch sehr jung, Edith! Trauen Sie meiner Erfahrung: jetzt ist diese alberne Liebe für Marie natürlich das A und O — in Jahr und Tag ist sie eine Erinnerung. Und Mariens Wille ist gar kein Wille, er ist nur Trotz. Trotz aber hält nicht an. Selbstverständlich" — fuhr sie fort — „muß etwas geschehen, und da trifft es sich gut, daß meine Mutter, die übermorgen sowieso abreisen wollte, Marie mitnehmen kann. Es war immer ihr Wunsch, das Kind einmal in Premzlav längere Zeit bei sich zu haben, und so muß ich das Opfer bringen. Dort wird Marie bald auf andere Gedanken kommen. Und nun zu Ihnen, Edith. Von Ihrer Entlassung ist keine Rede. Sie bleiben bei mir — ich habe Sie lieb und möchte Sie nie verlieren, am allerwenigsten jetzt,

wo Marie fortgeht. Aber ich wünsche nicht, daß Marie Sie noch spricht. Das habe ich ihr schon gesagt, und damit es nicht auffällt, bleiben Sie noch zwei, drei Tage krank. Stubenarrest, Gräfin —"

„Gott befohlen —" schloß sie, sich erhebend. „Was geschehen ist, bleibt natürlich strengstens zwischen uns, meiner Mutter, mir, Marie und Ihnen. Ihr Herr Bruder, den zu benachrichtigen ich Ihnen überlasse, wird gewiß den Anstand der Diskretion besitzen. Und wir, liebe Edith — wir wollen über die ganze Sache nicht mehr sprechen. Sie soll und muß ausgelöscht sein. Gute Nacht —"

Ausgelöscht —

Gnädige, gütige Herzogin, ich fürchte, Sie irren! Sie täuschen sich über diese beiden jungen, heißen Herzen! Bei all Ihrem klaren Denken geben Sie sich derselben Illusion hin, die Sie für den armen Erbprinzen hegen! Und wenn Sie Ihre Tochter der Obhut der Frau Fürstin anvertrauen, dort in der Einsamkeit von Schloß Premzlaw, im böhmischen Wald, dann, fürchte ich, irren Sie am schwersten.

Vielleicht hätte ich das sagen sollen. Ich habe geschwiegen. Denn über allem war doch die frohe Gewißheit in mir: der Sturm ist diesmal noch über dich hingerauscht, ohne dich zu knicken! Du brauchst deinen Wanderstecken nicht weiter zu setzen! Ich darf wieder an dir sitzen, du alter, guter, braver Schreibschrank.

Der Sturm ist vorüber. Ich kann wieder festwurzeln. Und mir ist, als müsse mir hier doch noch ein Glück erblühen. Wenn es auch nur ein Glücksersatz ist. Man wird bescheiden.

Abschrift:

„Lieber Bruder!

Wie ich es voraussah, waren Deine Hoffnungen Chimäre. Ich habe keinen offiziellen Auftrag, Dir das mitzuteilen, aber eine offiziöse Weisung. Auch die, daß man selbstverständlich auf Deine absolute Diskretion rechnet.

Nun laß den Kopf nicht hängen und sei verständig. Schlag' Dir allen Unsinn aus dem Schädel und sieh' zu, daß Du bald die Karmoisinvergnügten anziehen darfst.

Ich bin krank und bettlägerig, kann Dich also leider nicht mehr sehen. Das hat Dir ja heute wohl schon Marietta gesagt. Mit schwesterlichem Gruß und Kuß.

Edith."

Abschrift: 19. Juli.

„Liebe Dita!

Ich hatte gar nichts anderes erwartet, höchstens, daß Du Deine imaginäre Krankheit nicht auch auf Deinen Bruder anwenden würdest. Oder war das auch Befehl von oben? Böse bin ich Dir deshalb nicht.

Von meinen Hoffnungen und Plänen geb' ich nicht ein Jota auf. Die stehen so fest wie unsere Liebe. Wir sind jung, wir können warten. Wir sind tapfer, wir werden siegen. Hurra!

Dein treuer Bruder Fritz."

Ein kleines, vielfach zusammengefaltetes Zettelchen, das ich in einem winzigen Kuvert ohne Adresse in meinem Zimmer fand:

„Ohne Abschied, Dita, das schmerzt. Aber es kommt auf etwas mehr oder weniger Schmerz nicht

an, denn über allem Schmerz liegt die Hoffnung, und am Ende allen Leides steht das Glück. Ich bleibe fest.
M."

---

28. Juli.

Eine ganze Woche habe ich keine Zeile geschrieben. Ich war unlustig zu jeder geistigen Anspannung. Unfroh und unzufrieden. Ja, auch das. Denn mir kamen allerlei törichte Vorwürfe: hättest du nicht mit den beiden jungen, lieben Menschenkindern gemeinsame Sache machen müssen? Wäre das nicht besser, schöner, edler gewesen? Warst du nicht ganz Mamsell Eigennutz, Madame d'Egoisme!

Phantastereien —

Was hätte ich aber auch schreiben sollen? Das Dasein geht seinen Gang weiter, die Rädchen rollen, man ißt, trinkt und schläft. Oder schläft nicht — auch das soll vorkommen. Ganz leise nur schlagen die Wellen des Ozeans Leben jetzt an die Mauern dieses Schlosses. Selbst die große Welle, die vor vierzehn Tagen so stürmisch heranbrauste, scheint völlig zerschellt zu sein: der Hof hat recht behalten — es ist bisher kein neuer Angriff in Sachen des Erbprinzen erfolgt. Dafür hat aber Ellengrod das Komturkreuz des Hausordens erhalten.

Ich war mit der Herzogin einmal oben in Hungolsheim. Das alte, trübe Bild. Auch da gar nichts Neues. Nur daß Ellengrod in seinem korrekten Gesicht einen Ausdruck von wachsendem Selbstbewußtsein hat. Ist er ein eitler Narr? Ist er der Klügsten einer? Ich verzichte auf des Rätsels Lösung.

Sonst nichts! Gar nichts! Es sei denn, daß ich zweimal Gillern sah — beide Male im Park. Gottlob, auch beide Male, während ich mit Hoheit spazieren ging. Die Herzogin sprach ihn an, ließ sich von ihm berichten, daß oben an dem Belvedere einer seiner Techniker mit Allerhöchster Erlaubnis an der Fassung einer Quelle beschäftigt sei und er die Arbeit inspiziert habe. Vorwand. Ich stand steif wie ein Stock dabei und grüßte, als er sich verabschiedete, so kalt wie möglich. Vielleicht nicht ganz aus innerster Ueberzeugung. Vielleicht bin ich unklug —

Phantastereien, schrieb ich vorhin. Und doch lebt eine andere Phantasterei noch viel ärgerer Art und viel kräftiger in mir, gegen die ich ringe und ringe, und die ich doch, scheint es, nie völlig niederdrücken kann. Wenn die Tage so heiß sind, wie jetzt, wenn sie so langsam schleichen, wie jetzt, wenn meine Gedanken so viel Zeit zum Wandern haben, dann taucht diese Phantasie immer wieder auf. Eine Fata Morgana: Janikulum und Kirchlein Quo vadis und der schöne, sonnenhelle, blaue Romhimmel darüber, und ich — und ich nicht allein —

Unsinn! Aber wie ich's auch zerfasere und zerstampfe, es kommt immer wieder. Es schiebt sich ewig in jede verstandeskühle Erwägung ein. Und ich will doch nicht mehr daran denken, will nicht, will nicht!

Der Herzog ist seit drei Tagen in Berlin. Dort ist „Vasallentag", wie sich der Oberst ausdrückt. Von Berlin aus will er eine Tour nach Norwegen machen. „Man muß doch mit der Mode mitgehen," sagt Möller.

So ist es doppelt still im Schloß. Exzellenz Isenburgs sind auf Urlaub in Ems, Blumberg wäscht sich in Kissingen Magen und Leber aus. So still ist es im Schlosse, daß jeder Schritt wie gespenstisch in den langen, öden Korridoren widerhallt.

Aber am meisten fehlt doch eins: die helle, frohe Stimme von Prinzeß, ihr leises, heiteres Lachen — ihr liebes Gesichtchen —

Meine arme, kleine Hoheit! Ich kann nicht an dich denken, ohne mir ganz heimlich zuzutuscheln: eine Närrin ist sie — aber wenn sie's doch wahr machte und tapfer aushielte!

Wieder Phantasterei —

---

31. Juli.

Ich war in der Villa Frieden. Ich habe Frau von Gillern gesehen.

Gestern begegnete er wieder der Herzogin und mir im Park. Hoheit sprachen ihn wieder an. Ich stand wieder stumm und steif dabei und machte meine abweisendste Miene.

Im Laufe des Gespräches meinte die Herzogin: „Oberst Möller erzählte neulich, daß Sie Ihre Sammlung von japanischen Kunstwerken durch neue Ankäufe wesentlich vermehrt hätten, Baron Gillern. Sie haben Glück gehabt und gut gekauft?“

„Sehr wohl, Eure Hoheit. Es sind Teile der berühmten Sammlung Goncourt. Ich war in voriger Woche selbst in Paris und griff schnell zu. Wirklich schöne alte Sachen — noch aus der guten Zeit —

sind schwer zu haben. Es ist, wie Eure Hoheit sehr richtig bemerkten, stets ein Glücksfall."

„Schon aufgestellt?"

„Zu Befehl, Eure Hoheit."

„Ich möchte sie wohl sehen —"

Es war wie ein kurzes Aufleuchten in seinem Gesicht, und seine Augen streiften mich auf einen Moment. „Wenn Eure Hoheit mir die große Gnade erweisen wollten, ich wäre sehr glücklich. Die Sachen nach dem Schloß zu transportieren, ist leider nicht gut angängig, sonst würde ich nicht verfehlen."

„Aber ich bitte Sie, Baron Gillern! Ich fahre gern zu Ihnen herüber. Bitte einen Augenblick. Ja — würde es Ihnen morgen nachmittag gegen drei Uhr passen?"

„Zu jeder Stunde, Eure Hoheit. Ich stehe ganz zu Befehl."

Ich habe lange geschwankt, ob ich die Herzogin bitten dürfe, mich von der Begleitung zu dispensieren. Aber wie sollte ich: es hätte ihr auffallen müssen! Oder sollte ich mich krank melden? Das wäre eine lächerliche Art des Ausweichens gewesen. Dann aber war doch auch die große, echt weibliche Neugier in mir, und sie war wohl, um ehrlich zu sein, das Ausschlaggebende.

Was hatte ich nicht alles von der Villa Frieden gehört! Sie ist in der Tat eine wunderbare Besitzung. Es mag nicht viel ähnliche in deutschen Landen geben. Fürstlicher Reichtum und erlesener Geschmack, wirklicher Feinsinn haben hier zusammengewirkt. Vielleicht ist das Haus etwas zu breit angelegt, zu groß für einen Privatmann; es ist keine Villa, es ist ein Schloß. Nicht daß

es öde oder unbehaglich wäre — o nein, überall ist für Wohnlichkeit, für Komfort im weitesten Umfang gesorgt, mit feinstem Verständnis. Aber die lebenden Menschen fehlen. Eine Familie, eine Schar froher Gäste, zahlreiche Dienerschaft in reichen Livreen auf den breiten Treppen — das gehörte hinein, so ist die Anlage gedacht.

Herrlich ist gleich die Halle in ihren gewaltigen Abmessungen. Ein durch zwei Stockwerke reichender Riesenraum mit wunderschönen Wandtäfelungen, einer schweren Kassettendecke. Reichste Renaissance alles von dem mächtigen Lichterreifen, der von der Decke herabhängt, bis zu den großen geschnitzten Schränken und Truhen an den Wänden. Auf dem Fußboden schwere Teppiche, alte Perser und Afghanen; viel Sitzgelegenheiten in den verschiedensten, den Raum gleichsam in einzelne Abteilungen auflösenden Formen; in der Mitte ein reizender Springbrunnen zwischen hochragenden Blattgewächsen.

Dann eine breite Freitreppe, die sich auf halber Höhe in zwei Arme teilt. Hier ist noch die Renaissance streng festgehalten, so daß Halle und Treppenhaus ganz einheitlich wirken. Aus Schmiedeeisen getriebene Geländer mit einer Griffleiste, die mit altem mattvioletten Samt überzogen ist; die Läufer schöner, gleichfarbiger Velour; an den Wänden einige herrliche Arrasgewebe.

Im ersten Stock mußten wir eine Reihe von Zimmern durchschreiten, darunter zwei von saalartiger Geräumigkeit. Hier hört die Renaissance auf. Die ersten Zimmer sind im schwerem Barock eingerichtet, dann folgen zwei oder drei Räume in zierlichem Rokoko, ein Saal im Empirestil — hellgelb mit Gold abgesetzt — endlich ein reizendes

Zimmer im Biedermeiergeschmack. Aber all diese Räume kontrastieren nicht, sind nicht nach der üblichen, schrecklichen Dekorateurart mechanisch aneinandergereiht, sind so gar kein ‚Stilmuseum‘. Ueberall sind Uebergänge vorhanden, bisweilen sogar scheinbar willkürliche Stilmischungen, die doch so überaus fein abgewogen sind. Ueberall stehen Kunstwerke, überall hängen an den Wänden, soweit ich bei dem flüchtigen Durchschreiten sehen konnte, gute Gemälde. Und überall duften Blumen.

Das große Zimmer, in dem die Japan-Sammlung sich befindet, und in das wir nun traten, ist einheitlich im Chippendalestil gehalten. Helle Wände mit schmalen, gebräunten Leisten im Bronzeton; zierliche und doch überaus bequeme Möbelstücke in altem, dunklem, fast rotbraunem Mahagoniholz. Ueber die Japansachen selbst habe ich kein rechtes Urteil. Ich sah ja schöne Stücke in einzelnen Museen, aber Japan erfordert mehr Vorkenntnisse, als ich besitze, bedingt ein eigenes liebevolles Studium. Das fehlt mir für die Bronzen, die Cloisonnes, die Lack-Arbeiten, und ich machte auch kein Hehl daraus. Nur über die farbigen, wundervollen Holzschnittblätter konnte ich mitsprechen, denn für das malerische Element in der japanischen Kunst habe ich mich immer interessiert.

Am meisten gefiel mir aber die Art der Aufstellung. Auch sie so gar nicht museumsartig, so ganz im Wohnraum eingefügt; selbst wo die Art, die Kostbarkeit, die Empfindlichkeit der einzelnen Stücke die Unterbringung in Vitrinen bedingten, ordneten sich diese dem Gesamtcharakter unter.

Die Flügeltüren zum Nebenraume standen offen. Es schien das Arbeitszimmer zu sein oder eine kleinere

Bibliothek. Ich sah wenigstens eine Reihe von Büchergestellen — ganz einfach — und dann den berühmten Schreibtisch, der van de Veldes Ruhm begründet hat.

Noch kein Wort habe ich über den Besitzer all des Herrlichen geschrieben, den Hausherrn. Er war sehr schlicht und bescheiden. Nur einige Male trat die Freude des Sammlers lebhafter hervor, aber stets bei ganz kleinen Stücken, deren Wert nicht in der Kostbarkeit des Materials, sondern in der künstlerischen Ausführung lag. Er wog wohl ein winziges Porzellandöschen liebevoll in der Hand, während er uns an verschiedenen Stücken verschiedene Epochen und Fabriken demonstrierte. Sein Finger glitt ebenso liebevoll über einen Holzschnitt, wenn er von der überraschenden Naturbeobachtung der Japaner sprach.

Auch das muß ich erwähnen: er wandte sich nur an die Herzogin. Und ich fühlte doch, daß seine Worte oft mir allein galten.

Die ganze Besichtigung währte vielleicht zwanzig Minuten, während Stunden dazu gehört hätten, um diese Japansammlung zu würdigen. Aber hohe Herrschaften haben eine besondere Gabe, solche Besuche schnell, schneller, am schnellsten zu erledigen.

Dann nahm die Herzogin unten in der Halle — im Stehen — eine Tasse Tee an. Entzückende Tassen in Alt-Meißen, Drachenmuster; ein silberner Sahnengießer, der Meister Jamnitzer keine Schande bereitet hätte.

Eine Minute standen wir noch auf der Verandatreppe, während der Wagen vorfuhr. Und da geschah es —

Es war jedenfalls eine Torheit des Personals, der Krankenwärterin. Neugier vielleicht auch —

Dicht neben der Veranda tauchte plötzlich aus den Büschen der Krankenwagen auf, so nahe, daß die Herzogin ihn gar nicht unberücksichtigt lassen konnte. Es war ihr sichtlich peinlich. Aber nach ihrer Art faßte sie sich sehr schnell: „Ihre Frau Gemahlin — Die Aermste! — Ich will ihr wenigstens die Hand streicheln.“ So schritt sie die Stufen hinab und tat es wirklich: streichelte leise über die hagere, gelbe Hand. Es war wohl auch das einzige, was sie tun konnte. —

Wie soll ich die Unglückliche beschreiben? Wozu soll ich sie überhaupt beschreiben!

Lebend und doch tot — das sagt alles. Ein armseliges, bemitleidenswertes Häuflein Haut, Fleisch, Knochen, Muskeln, Nerven; ein eingefallenes Gesicht mit Augen, von denen sich die Lider nur noch zu einem unsicheren Blinzeln heben.

Bemitleidenswert, schrieb ich. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Oder es ist doch nur richtig in dem Sinne, daß wir unwillkürlich Mitleid empfinden. Sie fühlt ja nicht, was sie verlor; fühlt nicht mehr, daß sie dort oben in den Prachtsälen gefeiert, bewundert, geliebt dahinschreiten könnte wie eine Fürstin! Nicht einmal körperliche Schmerzen sprachen aus dem stumpfen Gesicht.

Bemitleidenswert kann nur der Mann sein.

Ich war unwillkürlich der Herzogin gefolgt. Er blieb auf der letzten Treppenstufe stehen. Ich mußte heimlich zu ihm hinsehen. Er beherrschte sich. Aber es zuckte doch eigen in seinem ernsten Gesicht, das starr geradeaus gerichtet die Allee entlang blickte.

Als wir dann im Wagen saßen, sagte die Herzogin fast genau dasselbe, was mir vor Wochen meine kleine

Frau von Gernheim gesagt hatte: „Der arme, reiche Mann! Wie glücklich könnte er sein, wie wenig hat er von seinem Leben.“ Und dann: „Ich könnte es verstehen, wenn er sich ein neues Glück zu gründen suchte —“

Es war selbstverständlich ganz ohne Beziehung auf mich gesagt. Aber es brannte mir doch in der Seele.

Und wenn ich die Augen schließe, steigt vor mir die Villa Frieden auf. Wie ein Märchenschloß. Ich kann's nicht leugnen: es lockt mich, es reizt mich. War's denn nicht immer der Traum meiner Tage, meiner Nächte, Herrin solch eines Besitzes zu sein, umgeben von Gunst und Kunst, bewundert, verehrt; reiche Gastlichkeit übend, mit Auswahl und Geschmack; freigebig sein zu dürfen ohne Beschränkung; die Künste zu fördern; in ihnen zu schwelgen. Man hat mir oft gesagt, ich sei wie geschaffen für solch eine Aufgabe, und ich weiß am besten, ich paßte in diesen Rahmen hinein.

Es ist häßlich, es ist vielleicht — niedrig und unwürdig.

Aber die Medaille hat doch auch ihre Kehrseite: ich könnte beglücken, ich könnte so viel Gutes tun. Vielen Menschen und — auch ihm —

Daß ich für mich selber dabei kein volles Glück finden würde, darüber bin ich mir ganz klar. Denn mein Herz weiß nichts von Gillern. Aber ist denn das nötig? Leben wir nicht alle, ausnahmslos, von einem halben, einem viertel, einem achtel Glück und oft von einem noch geringeren Bruchteil? Und auch das genügt —

---

2. August.

Ein verfrühter Geburtstagsbrief von Fritz. Es scheint seine berechtigte brüderliche Eigentümlichkeit, entweder zu spät oder zu früh zu gratulieren.

Aber ein Brief, der mir zu denken gibt. Ganz anders als Fritz sonst schrieb. Sehr herzlich — auffallend herzlich nach dem letzten Scheiden —, aber sehr ernst. Nur dann und wann bricht ein Strahl des frischfröhlichen Humors durch, der mir bei dem cher frère immer so lieb war. Und acht Seiten, während er sonst die wichtigsten Dinge im Depeschenstil erledigte.

Ich greife nur einige Stellen heraus:

„— glaube nicht, daß ich Dir böse bin, Dita. Du konntest wohl gar nicht unsere Partei nehmen, auch wenn Du Deine Stellung hättest in die Schanze schlagen wollen. Es liegt nicht in Deiner ‚Art‘ — ‚Art‘ hier als Produkt von Angeborenem und Erziehung genommen. Deine Natur, das Angeborene, drängt Dich, wenn ich Dich recht beurteile, stets dazu, hilfreich und gut zu sein: so ist Dein Herz. Aber unsere Mutter — ihr Gedächtnis in Ehren! — war auf nichts anderes bedacht als auf das, was sie sich als die ‚Zukunft‘ ihrer Kinder vorstellte, und als diese ‚Zukunft‘ galt ihr eine äußerlich glänzende Stellung: ‚Position‘ würde sie gesagt haben. Ich danke dem Himmel, daß ich früh ihrem Einfluß in dieser Richtung entrückt wurde. Dir aber impfte sie geflissentlich ihre Ideen ein, sie erzog Dich zur Egoistin. Du mußt nun nicht etwa annehmen, daß ich Mutter verkleinern möchte. In ihrer Art war sie eine großartige Frau; für ihre Kinder wäre sie in den Tod

gegangen. Aber ich kann nie an sie zurückdenken, ohne mich auch der Eiseskälte zu erinnern, die selbst in glücklichen Tagen unser Elternhaus allein beherrscht haben würde, wenn Vaters leichtlebiger, heiterer Sinn nicht eine wärmere Strömung hineingetragen hätte. Liebe Edith, Du hast vom Vater das Herz; aber Du bist ganz unter dem Einfluß unserer Mutter aufgewachsen. Das bringt einen Zwiespalt in Deine Seele, der mich um Deinetwillen schmerzt. Die Kluft in Dir, die dieser Zwiespalt riß, wird sich auch dann nicht schließen, wenn Du einmal erreichst, was Du Dir als Ziel aufgestellt hast. Dir wird allezeit das Höchste und Schönste fehlen: etwas ganz Einfaches — die innere Befriedigung —"

Ich habe lange mit dem Briefe in der Hand gesessen und gesonnen. Nicht daß Fritz mir etwas Neues gesagt hätte. Aber es ist anders, wenn man sich etwas selbst sagt; anders, wenn es einem in klaren Worten von einem zweiten gesagt wird.

Dann habe ich doch gelächelt. Ich bin, wie ich bin. Es ist daran nichts zu ändern. Mit fünfundzwanzig Jahren modelt man sich nicht mehr. Da ist nicht mehr Zeit für Experimente.

Ueber sich selbst schreibt Fritz, daß er auf der Generalstabsreise sehr gut ‚abgeschnitten' habe. Jetzt ginge er auf kurzen Urlaub bis zum Manöver. An die See, nach irgend einem kleinen Nordseebad.

Von Prinzeß Marie kein Wort. Vielleicht aus Taktgefühl. Aber es liegt auch eine gewisse Absichtlichkeit darin, die mich beunruhigt. —

Gestern fuhr die Herzogin allein nach Hungolsheim. Es geht dort nicht gut. Bei dem Erbprinzen haben

sich Erregungszustände eingestellt; er ist reizbarer als früher. Ellengrod hegt jedoch keine Besorgnisse, nur das arme Mutterherz grämt und härmt sich noch mehr als sonst.

Während Hoheit in Hungolsheim war, suchte ich mir nach längerer Zeit wieder einmal meinen alten Obersten auf. Er war guter, gnädiger Laune, führte mich in den schönen Archivgewölben herum, zeigte mir seine Schätze. Ein unglaubliches Material aus spätmittelalterlicher Zeit, meinte er, liegt hier noch unerschlossen. Aber man ist viel zu sparsam, um die Kosten für einen Archivar von Beruf, mit gründlicher moderner Fachbildung auszuwerfen.

Ich wollte dann in den Park; die Scheu, Gillern zu begegnen, hielt mich zurück.

---

4. August.

Als ich heute früh mein Zimmer betrat, war's wie in ein Blumenhaus verwandelt. Ich war förmlich erschrocken; hatte ich doch geglaubt, der Tag würde leidlich unbemerkt vorübergehen. Der Gothasche Grafenkalender ist eine alte Plaudertasche.

Marietta hatte zierlich aufgebaut und freute sich, unter Knixen und Handküssen, fast mehr als ich. Denn meine Freude —? Welches Mädchen freut sich über den fünfundzwanzigsten Geburtstag! Ein Wermutstropfen wenigstens ist immer dabei, und unwillkürlich blickt man nach dem Spiegel. Eine Frau von fünfundzwanzig Jahren hat die Blütezeit noch nicht einmal erreicht; ein Mädchen denkt leise und heimlich an die Torschlußpanik. Es ist vielleicht Unsinn, aber es ist doch nun einmal so.

Von der Herzogin lag in einem Blumenkörbchen eine kleine Brillantbrosche und daneben — wirklich rührend gütig — eine Handstickerei. Die guten Gernheims hatten Blumen und einen selbstgebackenen Napfkuchen geschickt; Möller Blumen, sogar unser großer Blumberg sandte durch den Hofgärtner ein Arrangement von Rosen; dazwischen stand ein Sträußlein von Madame Hadro —

Und dann auf einem kleinen Tisch, den Marietta vor den Spiegel gerückt hatte, ein großer Korb mit den wunderbarsten Orchideen. Ich wußte, noch ehe ich die Karte sah, von wem er stammte. Selbstverständlich von Gillern. Orchideen aus den berühmten Treibhäusern der Villa Frieden —

Ihr süßer Duft füllte das ganze Zimmer. Ihre exotische Farbenpracht zieht immer wieder den Blick auf sich. Sie haben etwas Zwingendes —

Auf dem Frühstückstisch lagen Karten und Briefe.

Gleich der erste, der mir in die Hand fiel, rührte mich tief. Lieber Bruder, du tust mir doch unrecht; wenn ich auch Egoistin bin, es gibt doch noch Saiten in meinem Herzen, die leicht und hoch anklingen, sobald sie nur die rechte Hand berührt.

Von der guten, kleinen Prinzeß:

„Geliebte Dita! Mein liebes Schwesterlein! Ich hab' ja keine Schwester, darum schreibe ich Dir so. Heute will ich zum ersten Male Du zu Dir sagen, mir ist ums Herz, als dürfe und müsse ich das tun. Aus einem alten, grauen Schloß, das ich aber sehr gern habe, sende ich Dir meine innigsten, herzlichsten Schwesterwünsche. Alles Gute und Schöne und

Liebe wünsche ich Dir. Alles, was Dein eigenes Herz sich ersehnt, wünsche ich Dir. Aber darüber hinaus möchte ich Dir gern noch wünschen, daß Dein Herz auch etwas von der stillen Seligkeit hätte, die in meinem lebt. Du wirst mich schon verstehen, liebe Dita!

Ich bin ja so selig, so glücklich. Mußt nicht etwa glauben, daß mich meine Verbannung und alles, was mit ihr zusammenhängt, niederdrückt. O nein! Ich weiß ja ein Herz, das nur für mich schlägt, ich habe ja einen lieben, lieben Menschen, der täglich, stündlich an mich denkt, wie ich an ihn. Das hilft über alles hinweg. Das solltest Du erst einmal kennen lernen. Das wünsche ich Dir.

Dann habe ich aber auch noch meine liebe, gute Großmama. Die solltest Du mal hier sehen. Die ist hier ganz anders als bei uns. Alle sehen zu ihr auf, alle verehren sie, und zu allen ist sie gut. Ich glaube, selber die Tiere im Walde haben sie lieb.

Den Wald müßtest Du auch kennen, um zu wissen, wie schön es hier ist. Das ist kein Wald wie bei uns. Das ist ein Urwald. Und mitten drinnen haust unser Forstmeister. Solch richtiger, alter Forstmann, der ganz aufgeht in seinem Walde, und der doch ein Edelmann comme il faut ist. Erinnerst Du Dich, was ich Dir mal erzählte? Das ist er, unser alter, prächtiger, lieber Herr von Brunigg. Gesellschaft und Hof gibt's hier nicht. Großmutti und ich haben aber auch gar keine Sehnsucht danach. Aber wir fahren alle Tage durch den schönen Wald, und wir besuchen all die kleinen Leute, die in den

Dörfern hausen, wenn sie krank sind. Und dann, denke Dir nur, Deine dumme kleine Hoheit lernt kochen! Einen Koch haben wir nicht, aber eine unglaublich dicke böhmische Köchin. Das macht einmal einen Spaß.

Nun wollte ich Dir noch sagen, Schwesterlein, daß Du eigentlich recht garstig zu mir gewesen bist, daß ich Dir aber nicht böse sein kann, sondern Dich immer lieb haben werde. Weil Du doch gut bist, und dann, weil Du seine Schwester bist, die er sehr lieb hat. Was er aber lieb hat, das habe ich auch lieb. Es wird daran auch nichts ändern, daß ich so bald nicht zurückkomme. Ich habe wohl manchmal Sehnsucht nach Mama und Dir, aber gar kein Heimweh. Gar nicht. Warum sollte ich auch? Wenn sie mich auf eine Insel mitten ins Meer setzten, und ich wäre ganz allein, ich könnte doch immer an ihn denken, und ich wüßte, er denkt an mich. Hast Du mal von der drahtlosen Telegraphie gehört? Siehst Du, die ist zwischen uns. Uebermorgen werde ich Dir auch solch eine Depesche schicken. Wenn's in Deinem Herzen Poch-poch macht, dann denke nur an mich!

Großmutter läßt Dir auch gratulieren. Sie sagt: Du seist zu klug. Das hätte sie auch aus Deinem Klavierspiel herausgehört. Aber sie meint — nein, was sie sonst noch meint, das schreibe ich Dir nicht.

Hier habe ich hingeküßt. Hier! Das gilt Dir. Es ist ja nur ein Ersatz, aber es ist so recht herzlich gemeint. Nun Schluß, Schwester Edith. Ich bin Dir gut. Marie."

Du geliebtes Kind mit dem Goldherzen! Ich wollte, ich könnte dich in dieser Stunde umarmen und recht fest an mich drücken. Ich wollte — ich wäre wie Du —

Wollte es, trotzdem ich weiß, du träumst! — — —

Dann hatte ich einen langen Brief aus Rom, vom alten Sämen. Solch einen richtigen Gelehrtenbrief, in dem seine Glückwünsche eng an neue Forschungen über die Sixtinische Kapelle angeschlossen sind.

Aber zwischen all dem ein Satz, der mir das dumme Blut wallen machte:

„Kollege Herlin war acht Tage hier, leider nur acht kurze Tage, und gerade, während der Schirokko wehte, so daß es kaum zu ertragen war. Aber ein Genuß waren mir altem Manne diese Tage doch. Wie sich dieser Eberhard vertieft hat! Wieviel reifer er geworden ist! Unsereiner, der zeitlebens seine Schuldigkeit in ernster Arbeit tat und doch ewig ein Kärrner blieb, möchte manchmal neidisch werden über die souveräne Art, mit der Herlin sein Gebiet beherrscht, über den weiten Blick, mit dem er dasselbe umfaßt. Wir Alten von der strengen Rankeschen Observanz können uns ja nicht ganz leicht an seine temperamentvolle Auffassung gewöhnen, aber wir dürfen uns damit trösten, daß wir dem Jüngeren doch die exakte Methode gaben, mit deren Ergebnissen er nun freilich ungleich freier schaltet, als wir es wagten.

Was haben Sie denn übrigens mit Herlin gehabt, Gräfin? Ich darf das als alter Mann und alter Freund wohl fragen. Jedesmal, wenn auf Sie die Rede kam, und besonders meine Frau konnte es ja nicht unterlassen, sich Ihrer immer wieder zu erinnern —

jedesmal brach er dann kurz ab. Derart, daß es uns schließlich auffallen mußte. Sie beide haben sich doch sonst so trefflich verstanden, und ich meinte, Sie wären wirklich gut Freund. Er ist ein Mann, an dessen Freundschaft ein ernster gerichtetes Mädchen, möchte ich glauben, festhalten sollte. Komteß Edith aber schätzten wir, meine Frau und ich, immer sehr hoch ein —"

Freundschaft, mein lieber Sämen? Ja, wenn das möglich gewesen wäre! Seine Freundschaft hätte ich mir schon erhalten mögen. Oder nein: Freundschaft zwischen Mann und Weib, deren Lippen einmal aufeinander ruhten, ist ein Fossil. Besser ist's so, besser war der Bruch.

Nur damals, auf Capri, hätte ich anders zu ihm sein sollen —

Die Orchideen dufteten so stark, daß ich sie hinaus stellen mußte. Aber der süße, nervenreizende Duft will nicht aus dem Zimmer weichen, trotzdem die Fenster weit geöffnet sind.

Lange habe ich oben am Fenster gestanden und auf den Park hinabgesehen.

Ob auch Eberhard wohl heute an mich gedacht hat? Und wenn auch im Zorn —

Heute vor zwei Jahren brachte er mir einen Strauß Rosen, die er selber draußen in Tivoli gebrochen hatte. Rote Rosen — wie Herzblut — —

---

8. August.

So ist es denn geschehen.

Ganz anders, als ich es mir je vorstellte. Im Leben kommt ja alles anders, als man denkt, plant,

hofft. Aber ich bin's zufrieden. Ich bin ganz ruhig. Ich möchte nichts zurücknehmen, nichts ändern.

Und ganz ruhig, ganz sachlich will ich's hier niederschreiben.

Das Offizierkorps des Bataillons hatte für gestern eine Partie nach der Ruine Blaustein geplant und mich eingeladen. Ich hatte wenig Lust und Neigung, ich wollte Hoheit auch nicht allein lassen, aber gerade sie drang in ihrer Güte, ich solle mich nicht ausschließen. Und als ich immer noch widerstrebte, erklärte sie kategorisch: „Sie werden mitmachen, Edith! Man würde Ihnen eine Absage womöglich als Hochmut auslegen, und das will auch ich vermeiden. Aber um Ihr Gewissen zu beruhigen, können Sie mich vorher nach Hungolsheim begleiten, und auf der Rückfahrt setze ich Sie dann bei der Ruine Blaustein ab. Es ist ein nicht nennenswerter Umweg."

In Hungolsheim war es so unerquicklich wie möglich. Ich hatte den Erbprinzen seit der Theatervorstellung nicht gesehen und fand ihn sehr verändert. Noch so kindisch wie früher, aber viel weniger kindlich. Er ist sichtlich erregt, sein Auge hat einen scheuen, fast möchte ich sagen, tückischen Ausdruck bekommen. Auch sein Benehmen gegen die Mutter ist anders. Er jubelte nicht, als sie kam, er hing sich nicht an ihren Arm, kaum daß er sie begrüßte. Aber eigensinnig wiederholte er immer wieder: „Noch mal Theater sehen — bald — viele Menschen — Hurrarufen —" und: „Ich bin der Erbprinz — Hurra der Erbprinz." Ein paarmal stiegen der Herzogin die Tränen in die Augen. Sie rang förmlich mit dem Sohn um seine Liebe.

Ich sprach mit Ellengrod. Er zuckte die Achseln. „Verwunderlich ist das nicht weiter, denn früher oder später mußten wohl einmal derartige Veränderungen auftreten. Ja, als Arzt kann ich sie nicht einmal als schlechte Anzeichen ansehen, zeigen sie doch immerhin eine stärkere geistige Regsamkeit. Man muß abwarten und muß vorsichtig sein."

Der korrekte Mann gewinnt, je länger, je mehr, etwas Unheimliches für mich in seiner ewigen Gelassenheit. Aber seine Kunst, mit dem Kranken umzugehen, muß ich bewundern.

Nachher hatte die Herzogin mit ihm eine Unterredung. Ich stand abseits mit dem Erbprinzen und band, um ihn zu beschäftigen, einen Strauß. Eine Weile ging alles ganz gut und glatt. Er nannte mir völlig richtig die einzelnen Blumen, es schien ihm Spaß zu machen. Dann aber, ganz plötzlich, herrschte er mich an: „Verbeugung machen!" Und als ich ausweichend sagte: „Nachher, Hoheit" — noch ein zweites Mal: „Gleich — tiefe Verbeugung machen — Erbprinz!" Und er griff nach mir —

Da rief aber auch schon Ellengrod: „Hoheit — bitte!" und er duckte zusammen, lachte verlegen, meinte: „Schöne Blumen —" und lief davon, um Bast zum Binden zu holen.

Als wir dann durch den Wald nach Blaustein fuhren, erzählte mir Hoheit, daß Ellengrod doch nicht ohne Besorgnis sei. Durch den Besuch des Theaters seien allerlei übertriebene Vorstellungen in dem Erbprinzen wach geworden. Er behandle die wenigen alten Domestiken in seiner Umgebung schlecht, er stelle auch

an seine, Ellengrods, Geduld die höchsten Anforderungen. Dann aber beunruhigte Ellengrod noch eins. Das Jagdschloß, dessen Abgeschlossenheit alle Pläne bisher so sehr begünstigt habe, würde anscheinend beobachtet. Er habe wiederholt fremde Männer bemerkt, die als Touristen in der Nähe umherstrichen, er habe auch bemerkt, daß man mit dem Fernrohr vom Walde her den Garten observiere. Die Herzogin war sehr niedergedrückt. Als ich sie jedoch bat, mit ihr heimfahren zu dürfen, wollte sie nichts davon wissen. Sie blieb sogar eine Viertelstunde inmitten der fröhlichen Gesellschaft, die vor der kleinen Ruinengastwirtschaft an einer langen Tafel bei Kaffee und Kuchen saß und nicht wenig stolz darauf war, daß die hohe Frau sich mitten zwischen sie setzte und „mitstippte".

Gillern war auch zur Teilnahme an der Partie aufgefordert.

Ich konnte ihm nicht ausweichen, und ich sah doch, er war anders als sonst. Wie von einer geheimen, verzehrenden Ungeduld erfüllt. Ich bemerkte es wohl nur allein, denn er weiß sich wunderbar zu beherrschen; aber ich mußte seine kurzen heimlichen, heißen Blicke auffangen.

Ich konnte nicht mehr ausweichen. Aber ich wollte auch nicht mehr ausweichen. Trotzdem — das kann ich vor mir selber beschwören — war mein Entschluß nachher vom Augenblick geboren. . . .

Allerlei schöne Spiele waren absolviert, sogar im Sacklaufen hatten sich die lieben Leutnants produziert. Schließlich kam der Spaziergang an die Reihe. Meine kleine Gernheim hakte bei mir ein — und ließ mich

dann schmählich im Stich. Vielleicht mit Absicht; ich traue ihr das zu. Vielleicht auch nur, weil sie das Gespräch gar nicht interessierte, in das ich mich mit Gillern eingelassen hatte, der neben uns herging. Es begann ganz unverfänglich — und wir fühlten doch beide, worauf es hinauslaufen würde.

Wir sprachen, an seine Japansammlung anknüpfend, von dem modernen Kunstgewerbe. Dann kam er darauf, wie wenig Interesse er hier für seine Ideen fände, wie selten er mit jemand zusammenkomme, der Verständnis für Kunst besitze, Neigung, Liebe. Wie einsam er sich fühle —

Es dämmerte schon leicht im Waldesschatten. Wir waren etwas zurückgeblieben, dann und wann klang das fröhliche Lachen der Gesellschaft vor uns herüber.

„Welch anderes Glück habe ich mir einst geträumt!“ sagte er. „Ich habe meine Frau sehr geliebt, uns verband unendlich viel Gemeinsames. Nun ist das alles wie ausgelöscht, ist erstorben. Mein Haus, das ich mir mit so hochfliegenden Hoffnungen baute, ist öde und leer. Der Armen kann ich nichts mehr sein. Sie sahen sie. Unsere Ehe ist nur noch eine Form ohne jeden Inhalt. Ich habe nichts mehr als Pflichten —“.

In kurzen, abgerissenen Sätzen sprach er das.

„Auch Pflichterfüllung kann beglücken, kann ein Leben füllen,“ warf ich ein.

Er schüttelte den Kopf. „Das meine nicht. Jahrelang habe ich es auch geglaubt. Es war eine Selbsttäuschung. Andere mögen anders empfinden. Für mich genügen Arbeit und Pflichterfüllung allein nicht. Ich brauche Wärme, Licht, Sonne. Und ich bin am Verdursten.“

Die Worte taten es nicht. Aber der Ton, in dem er sprach, das, was hinter den Worten stand: das packte mich. Mitleid packte mich.

„Vor einigen Monaten war ich so weit, daß ich meinen Besitz in eine Aktiengesellschaft verwandeln wollte. Ich hatte mir schon eine Jacht gechartert, ich wollte zunächst auf zwei Jahre auf Reisen gehen. Meine Frau — ich muß auch das sagen — ist ebensogut, wenn nicht besser, in einem gutgeleiteten Sanatorium aufgehoben. Sie kennt mich längst nicht mehr, sie würde auch diese Veränderung gar nicht empfinden. Vor Gott und Menschen kann ich es verantworten, daß ich diese Ehe löse. Dann hätte mich hier nichts mehr gehalten. Für meine Arbeiter, die mir ans Herz gewachsen sind, habe ich gesorgt —“

Er schöpfte tief Atem, und dann stieß er heraus: „Da kamen Sie, Gräfin!“

Unwillkürlich beschleunigte ich meine Schritte. Einen Moment war ich mädchenhaft feige, aber dann faßte ich mich und blieb stehen.

Mit einem Male war der Entschluß in mir.

„Ich liebe Sie, Edith —“ sprach er und faßte nach meiner Hand.

Und ich ließ sie ihm. Er sah mir in die Augen, es schimmerte heiß und feucht in den seinen; er beugte sich und küßte mir die Hand. Ich fühlte, wie er bebte.

Wenn ich jetzt an diesen Augenblick zurückdenke, der ja wohl über mein Leben entschieden hat, tue ich es mit innigster Befriedigung. Es war gut so. Gut für uns beide. Ich empfinde eine ehrliche Sympathie für ihn, ich hege hohe Achtung vor ihm und unbedingtes

Vertrauen zu ihm; ich weiß vor allem, er liebt mich, er wird mir die Hände unter die Füße breiten. Und ich werde keine Undankbare sein. Eine gute, treue Genossin will ich ihm werden. Ich will ihm sein Leben verschönern, wie ich nur irgend vermag. Und es mag sein, daß sich an seiner heißen Liebe dann auch mein Herz entzündet. Ich hoffe es — ich werde nicht widerstreben —

Das ist alles gar nicht so kühl gemeint, wie es mir soeben selber klang, als ich die letzten Zeilen noch einmal überlas. Ich bin nicht von Stein. Wenn auch in dem Augenblick seiner Erklärung keine jauchzende Seligkeit in mir war, so fühlte ich mich doch aufrichtig zu ihm hingezogen. Ich fieberte nicht, ich konnte klar überlegen, ich wußte genau, was ich tat. Aber mein Herz schlug doch auch höher und ihm warm entgegen.

Die Fundamente eines glücklichen Zusammenlebens sind da. Ich will schon Stein auf Stein zusammentragen, daß der Bau gut und haltbar wird. Er soll stolz auf mich, er soll mit mir zufrieden sein.

Es war ja alles so ganz anders, als es sonst wohl zu sein pflegt. Es mußte anders sein. Es war so gar nicht der Antrag, die Werbung, wie sie ein Mädchen sich erträumt. Denn im Hintergrunde stand für uns beide ja doch die arme Frau im Rollstuhl.

Wir sprachen dann auch ganz ruhig, gelassen und sachlich davon, wie alles werden sollte. Wohl zitterte bei ihm dann und wann die verhaltene Leidenschaft hindurch, aber nun, da er mein Jawort hatte, wußte er sich wieder zu beherrschen. Er ist ja kein Jüngling mehr, sondern ein reifer, fertiger Mann — und auch das ist ein Glück für mich.

Er wird die Lösung seiner Ehe, die ja nur eine Formsache ist, sofort einleiten. Drei Monate später werden wir unsere Verlobung veröffentlichen und dann sehr schnell heiraten. Auch das ist mir recht.

Bis dahin bleiben wir uns vor der Welt fremd. Nur der Herzogin mußte ich ja eine Mitteilung machen mit der Bitte um Diskretion. Auch darin stimmten wir vollständig überein. Ich glaube, es wird überhaupt selten zwischen uns eine Uneinigkeit geben.

Schließlich haben wir uns herzlich die Hände gedrückt. Ich fühlte wohl, er — wollte mehr. Ich würde mich auch kaum gesträubt haben, ihm einen Kuß zu geben, denn vor meinem Gewissen ist er mein Verlobter. Aber er hatte das sichere Taktgefühl und überwand sich.

So eilten wir denn unserer Gesellschaft nach. Vermißt hatte man uns nicht, und nur die gute Gernheim machte neugierige Froschäugelchen.

Als ich am Abend ins Schloß kam, ließ ich mich noch bei Hoheit melden. Sie nahm mich an, und ich sagte ihr alles. Merkwürdigerweise war sie viel weniger erstaunt, als ich geglaubt. Sie nickte mir zu: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, liebe Edith. Wie die Dinge liegen, darf ich Ihnen ja heute noch nicht Glück wünschen, aber das kann ich Ihnen doch sagen: Sie bekommen einen braven, guten, vornehm gesinnten Mann. Und daß Sie in eine so glänzende Assiette kommen, freut mich auch.“ Mit einem Lächeln, das ein wenig ironisch war, fügte sie hinzu: „Wir beide werden uns also in des Herzogtums Herrschaft, soweit Frauen dabei mitzusprechen haben, teilen müssen —“ Dann aber

umarmte sie mich und küßte mich herzlich. „Kind, Sie haben keine Mutter. Wenn Sie glauben, einen mütterlichen Rat zu brauchen, denken Sie an mich."

Es folgte eine schlaflose Nacht. Ohne Anlaß eigentlich, denn ich fühlte und fühle mich ganz ruhig. Die Gedanken aber kamen doch. Nicht etwa Erwägungen, ob ich recht getan, oder gar Sorgen — im Gegenteil, mehr ein Spielen mit der Zukunft, wie sie sich nun gestalten wird. Die aufrichtigsten, besten Vorsätze habe ich gefaßt; aber um ganz ehrlich zu sein, ich habe mich doch auch ein wenig berauscht an dem Ausblick auf meine Stellung an Gillerns Seite. Als ich ihm mein Jawort gab, lag mir im Moment jeder Gedanke daran fern. Nun mußte ich mir selber gestehen: hinter dem Schleier meines Bewußtseins stand er dennoch. Es schadet aber gar nichts, denn es ist nur natürlich. Bin ich nicht seit meiner Jugend in Träume von Glanz und Reichtum hineingewiegt worden? Und wahrlich: ich werde keinen unedlen Gebrauch von beiden machen.

An Mutter habe ich viel gedacht. Nun wäre ja das letzte Ziel ihrer Wünsche und Hoffnungen erreicht.

An Fritz und Prinzeßchen habe ich gedacht —

Und auch an Rom habe ich gedacht. Aber das Bild, das auftauchen wollte, wie es so oft auftaucht, schob ich schnell zurück.

Und dann habe ich an ihn gedacht. Und bin schließlich eingeschlafen mit dem festen Willen: du willst ihm eine gute Frau werden, du willst ihn glücklich machen.

Heute früh brachte mir Marietta einen Korb Blumen ans Bett. Das hatten wir gestern auch ausgemacht:

dies eine Mal durfte er mir noch Blumen schicken — dann auf Wochen nicht. Diesmal waren es keine Orchideen, sondern leuchtende Rosen —

---

13. August.

Es ist doch ein ganz neuer Faktor in mein Leben getreten.

Die Tage fließen hin wie früher. Trotzdem wirken sie anders auf mich. Das Interesse an der Umgebung, an dem Großen und Kleinen, an dem Heiteren und Trüben, was die Mauern dieses Schlosses umschließen, ist stark in den Hintergrund gedrängt. Als ich gestern hörte, daß jenseits der Grenze neue „Anzapfungen" in verschiedenen Blättern erschienen sind, in denen „auf Grund weiteren absolut zuverlässigen Materials" die Ordnung der Erbschaftsfolge im Herzogtum gefordert wird, klang mir das so fern, als käme die Nachricht vom Monde und beträfe Vorgänge auf dem Planeten Merkur.

Ich fange an zu grübeln, und das ist nicht gut.

Mir fehlt die Möglichkeit, mich mit jemand aussprechen zu können. Die Herzogin hat es gewiß aufrichtig gemeint, als sie mir ihren mütterlichen Rat anbot. Aber ihr einen Einblick in meine Gedankenkreise zu geben, ist unmöglich.

Ja, wenn ich Gillern sprechen könnte! Ich habe so unbedingtes Vertrauen zu seiner Liebe wie zu seiner Hochherzigkeit. Ich würde vielleicht ganz offen mit ihm reden —

Vielleicht —

Vielleicht wäre solch eine Aussprache mit ihm auch gar nicht nötig. Schon seine Gegenwart würde mich

beruhigen. Ich fühle ja erst jetzt, wie wenig ich ihn kenne. Gewiß: hätte ich nur Gelegenheit, ihn besser kennen zu lernen, so würde ich auch die mangelnde Zuversicht zu mir selber wiederfinden, meine Zweifel würden sich lösen, meine Bedenken verstummen. Aus seiner Liebe ganz allein könnte ich die Kraft schöpfen, derer ich so sehr bedarf. Bedarf, wie der Hungernde das liebe Brot.

Aber uns, die wir uns bald so nahe stehen sollen, scheidet ja eine Welt voll törichter Vorurteile. Selbst wenn ich ihn sprechen könnte — ich habe auch das überlegt, bei Gernheims etwa — wäre es nicht das rechte: immer die wachsamen, neugierigen Augen vor uns — nein!

Ich sah ihn ja an jedem der letzten Tage. Von meinem Fenster aus, wenn er die Quellfassung am Belvedere besichtigt. O, wie teuer mag ihm jetzt diese Arbeit geworden sein, wie mag er sie hinzögern! Ganz langsam kommt er dann den breiten Weg hinab, und seine Augen haften schon von weitem an meinem Fenster. Dann grüßt er endlich, ich grüße zurück; ich lächele ihm wohl auch zu und ich bin Mädchen genug, mich vorher für ihn ein wenig zu schmücken.

Das ist aber auch alles. Und ist so blutwenig.

Er wird das anders, wird es vielleicht weit schmerzlicher empfinden als ich. Aber er ist ein Mann; er hat seinen Beruf, er hat seine Pflichten. *Meine* Pflichten — ach, wie viel Zeit lassen sie mir gerade jetzt zum Grübeln. Und er hat mein Jawort, er weiß, ich werde sein! Er sieht das Ziel seiner Sehnsucht klar vor Augen. Vor meinem Blick aber verschwimmen oft

die Linien der Zukunft, als stünde noch ein dichter Schleier zwischen mir und ihr.

Ich war zuerst sehr ruhig. Eine schöne Harmonie war in mir. Alles schien glatt und geebnet. Ich glaube, ich war ganz glücklich. Und nun —

Wenn mir vor vierzehn Tagen eine gute Freundin meine eigene Geschichte als die eines Fräuleins X. erzählt, meine grüblerischen Zweifel als die dieses fremden Wesens vor mir ausgebreitet hätte, ich würde wahrscheinlich gelacht haben: „Laßt das Kind nur erst verheiratet sein, dann wird sich das alles schon finden.“ So sprechen ja die wohlweisen Eltern in ähnlichen Fällen auch.

„— es wird sich das alles schon finden.“

Es ist ja nämlich sonst alles da, was zur Ehe gehört: Geld und Gut — im Ueberfluß sogar. Dazu, was sonst nicht immer vorhanden ist, sogar eine aufrichtige Sympathie, ein Wohlgefallen, etwas Bewunderung vielleicht und ein Gran Mitleid. Es ist die sichere Aussicht da, immer die Königin dieses einen starken, vornehm empfindenden Herzens zu sein, und der Wunsch und Wille, dies Herz zu beglücken —

Fehlt nur eins. Ein ganz kleines, geringes — die Liebe —

Aber: „— es wird sich das alles schon finden —“

Abend.

Ich war sehr bitter, als ich das schrieb. Nun habe ich das Gleichgewicht meiner Seele einigermaßen wiedergefunden, und ich schreibe ohne alle ominösen Gänsefüßchen:

sie wird sich schon finden, sie wird schon erwachen! Die Liebe —

Mit wachsender Verwunderung entdeckte ich in mir ganz kuriose Reste von Backfischromantik. Rudimente aus der Zeit der kurzen Kleidchen, in der man heimlich im Bett schmökerte und den Roman „mit viel, sehr viel Liebe“ dann unterm Kopfkissen barg, damit ihn die Gouvernante nicht entdeckte.

Einen kleinen Zug zu Phantastereien hatte ich wohl immer, aber ich wußte ihn straff im Zügel zu halten. Was sollen mir jetzt diese törichten Gefühlsduseleien aus der Periode der holden Siebzehn.

Ich will mein Leben ja nicht nüchtern auffassen. O nein — alles andere eher. Ich will Wärme und Licht und Duft in meinem Leben haben. Aber das alles nicht in Treibhausatmosphäre; natürlich und normal, gesund und schön will ich es haben. Ich will auch Liebe geben und empfangen. Auch geben — Liebe soll ja doch Gegenliebe erwecken. Und wenn es nicht die vielgerühmte „himmelaufjauchzende“ ist, dann wird es auch nicht die „zu Tode betrübte“ sein. —

Heute nachmittag begegnete ich auf der Treppe meinem alten Möller. Er hielt mich an, lachte, drohte mit dem Finger:

„Dolce color di rose in quel bel volto
Fra l'avorio si sparge e si confonde:
Ma nella bocce, ond' esce aura amorosa,
Sola raseggia e semplice la rosa —“

„Unsinn, Oberst —“

„Na — na! Ich werde doch meinen Tasso zitieren dürfen?“ sagte er, blinzelte und stelzte weiter.

Ich war verdrossen. Ein Wunder wär's ja freilich nicht, wenn die kleine Plaudertasche, die Gernheim, ihre Vermutungen als Gewißheiten ausgestreut hätte.

Nachher habe ich doch in meinen Spiegel gesehen. Guter Alter, Tasso in Ehren — auf mich darfst du ihn nicht anwenden. Der Spiegel kündete mir nichts „vom süßen Hauch der Rosen, gegossen über zartes Elfenbein“; nichts von der Rose, die aus den Lippen zu erblühen scheint, „draus Liebeshauche ziehen“.

Elend sehe ich aus, müde, übernächtigt. Und das darf nicht sein. Schön will ich sein — gerade jetzt —

Abschrift: 20. August.

„Gnädigste Gräfin!

Euer Hochwohlgeboren wollen vergeben, wenn ich mit nachstehender Anfrage lästig falle.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich im Archiv des Herzoglichen Schlosses zu Gerda bisher nicht veröffentlichte Urkunden befinden, deren Benutzung zum Zweck einer wissenschaftlichen Arbeit für mich vom höchsten Wert wäre; die Archivverwaltung kann diese Dokumente jedoch nicht leihweise hergeben.

Ehe ich mich entschließe, nach Gerda zu kommen, fühle ich die Verpflichtung, bei Ihnen, gnädigste Gräfin, anzufragen, ob Ihnen mein Dortsein peinlich wäre. So ungewöhnlich diese Anfrage erscheinen mag, so erklärt sie sich doch aus den Umständen und aus meinem Wunsche, Ihnen jede unangenehme Erinnerung zu ersparen.

Selbstverständlich würde ich nach Möglichkeit eine Begegnung zu vermeiden suchen. Da sich die Archivräume

aber im Schlosse selbst befinden, weiß ich nicht, in welchem Maße sich das durchführen ließe. Meine Arbeit würde, soweit ich übersehen kann, etwa drei Wochen in Anspruch nehmen.

Göttingen, 19. August.

In ausgezeichneter Verehrung
Eberhard Herlin."

„Herrn Professor Dr. Eberhard Herlin, Göttingen.

Euer Hochwohlgeboren

kann ich auf Ihre Anfrage vom 19. d. M. nur erwidern, daß mir unerfindlich ist, wie eine zufällige Begegnung mir peinlich sein sollte. Euer Hochwohlgeboren wollen sich in den von Ihnen geplanten Arbeiten im hiesigen Herzoglichen Schloß in keiner Weise stören lassen.

Gerda, 20. August.

In ausgezeichneter Hochachtung
Edith Gräfin Bruck,
Hofdame Ihrer Hoheit der Herzogin."

Und so schreiben sich zwei Menschen, deren Lippen sich suchten und fanden! Die da meinten, die Sonne leuchtete nur ihnen vom blauen Himmel herab, nur für sie dufteten die Campagnablumen, nur für sie zwitscherten die Zikaden in den Rosenhecken!

Das ist das Leben —

Stunde auf Stunde habe ich auf seine Zeilen gestarrt. Ich kann's nicht leugnen, mit unendlicher Bitterkeit im Herzen und mit tränenschweren Augen. Immer und immer wieder habe ich mich gefragt: wie konnte er, der so Feinfühlige, mir das antun? Was treibt ihn denn nach hier? Ich kann es gar nicht

glauben, daß es nur diese paar alten armseligen Pergamente sind!

Oder dennoch? Bin ich so ausgelöscht aus seinem Herzen, daß er ohne Seelenqual hierher kommen kann, um einige vom Bücherwurm zerfressene, von den Jahrhunderten ausgebleichte Urkunden zu sehen? Ist in ihm gar nichts von dem peinlichen Vorgefühl einer Begegnung mit mir? Und ist es wirklich gerade seine Feinfühligkeit, die ihm diesen Brief diktierte? Wollte er wirklich nur mir eine Unannehmlichkeit ersparen? Mußte er so handeln — nach Capri?

Ist der Brief in kühler Ueberlegung geschrieben? Stehen hinter diesen Zeilen der feinen Gelehrtenhandschrift Bitterkeit und Zorn? O — er hätte das Recht dazu, zornig und bitter zu sein! Ich wäre die letzte, die ihm das Recht abstreiten dürfte.

Mein Papierkorb ist voll von zerrissenen Briefanfängen. Antworten mußte ich, wollte ich. Er soll sich nicht sagen können, daß ich feige bin. Feige war ich nur damals, als ich mich so tapfer dünkte — auf Capri.

Jedes Wort habe ich abgewogen.

Und nun der Brief hinaus ist, nun möchte ich ihn wieder an mich reißen. Er bringt ja nur den Widerhall des Tones, den er anschlug. Aber es schmerzt doch unsäglich, daß ich so schreiben mußte.

Er wird ja nicht kommen. Ich glaube, daß er nicht kommen wird; ich hoffe es. Aber wenn er kommen sollte, so werden wir uns wie zwei Menschen, die sich einst kannten und nun zufällig wiedersehen, begegnen, grüßen, vielleicht auch einige gleichgültige Worte miteinander

sprechen. Das wenigstens hat dieser Briefwechsel ermöglicht: er hat eine scharfe Scheidegrenze gezogen, über die es kein Hinüber gibt.

Wenn er kommen sollte, werde ich ganz gefaßt sein. In Capri tobten noch Gluten in mir. Jetzt trage ich eine Rüstung, die mich gegen jede Gefahr feit: Gillern besitzt mein Wort!

---

22. August.

Gillern machte eine große Stiftung für seine Arbeiter. Die Herzogin erzählte es mir: dreihunderttausend Mark und außerdem Bauplatz und Baukosten zur Errichtung eines Siechenhauses. Hoheit sagte lächelnd: „Liebe macht die Herzen weich.“ Mag sein, und jedenfalls gereicht die Spende seinem Herzen zur Ehre. Nur daß mich der Zweck der Spende weh an eine bedauernswerte Kranke mahnt. Es ist doch schwerer, darüber fortzukommen, als ich gedacht hatte. Der Verstand doziert: sie verliert nichts! Du nimmst ihr nichts! Aber das Gefühl spricht gegen den Verstand. Erst die Zeit kann auch da einen Ausgleich schaffen. Was verlangen wir nicht alles von der Zeit! —

Die Herzogin hatte lange Briefe von der Fürstin und von Prinzeß. Ueber die der ersteren sprach sie nicht; ich sah nur die großen Bogen von ganz dünnem Uebersee-Papier mit den kritzlichen, altmodischen Schriftzügen, die mit ihren ausgelassenen Haarstrichen so originell scheinen, wie die Greisin selber ist. Und auch so schwer zu entziffern.

Aber aus den Briefen von Marie las mir Hoheit einige Stellen vor. Voll sonnigster Heiterkeit plaudert

die Prinzeß zur Mutter von allem möglichen Kleinkram; von den Puten und von einem Pony und von den Preferancepartien, bei denen Großmutter und ihr alter Freund sich täglich zanken, sich bemogeln und sich wieder vertragen. Kindlich ist die Art, wie sie das alles vorbringt; kindisch würde es mancher nennen, und doch ist Stil darin. Kein Schulstil freilich, aber etwas von der echten Briefkunst, wie sie etwa aus den köstlichsten Briefen der Frau Rat oder auch aus denen Bismarcks zu uns spricht. Natur liegt darin und die Gabe des unmittelbaren Mitteilens.

Aber das ist es nicht, was mich packte. Mich ergriff wieder diese glückliche Zuversicht, die kein Zagen und kein Zweifeln kennen will; die, wo andere um eine gescheiterte Hoffnung klagen und jammern würden, sich ganz schlicht, nach wie vor, in der Sonne fühlt; die vertraut und nicht aufhört zu hoffen. Halm gehörte nie zu meinen literarischen Lieblingen, aber ein Wort von ihm hat sich mir unvergeßlich eingeprägt: „Nur die Hoffenden leben!“

Was Hoheit mir vorlas, enthielt kein Wort über Mariens Hoffnungen. Aber ich vermute, der Brief barg mehr. Vielleicht auch der der Fürstin. Denn die Herzogin seufzte: „Das trotzige Kind —“

Trotz?! So sah ich es auch an vor einigen Wochen. Wenigstens glaubte ich, daß ein Gran Trotz dem Willen beigemischt sei. Mir scheint's, ich habe mich geirrt.

Noch eins fiel mir auf: die Herzogin befragte mich — nicht im unmittelbaren Anschluß — zum ersten Male nach unserer Familie. Papa hatte eine Neigung

ins Genealogische, so konnte ich Auskunft geben: fränkischer Uradel; Reichsfreiherr 1470; Reichsgrafenstand 1629; Aufnahme in das fränkische Reichsgrafenkollegium 1720 usw.

Ich hielt einen kleinen Vortrag, wie ihn Fritz nicht besser hätte halten können. Bis ich schließlich merkte, daß weder Hoheit noch ich recht bei der Sache blieben.

Wie sorgenvoll mag das Herz der Herzogin sein! Um die Tochter sorgt sie sich — und oben in Hungolsheim geht es wirklich schlecht.

Gestern war Geheimrat Jolly aus Berlin ganz im geheimen zur Konsultation dort.

Und ich?

Ich wollte, Gillern käme, schlösse mich fest an seine Brust und sagte: Sei ruhig, du bist mein! Aber wenn er wirklich käme, würde ich vielleicht fliehen.

Wie ein Rohr im Winde erscheine ich mir. Recht beladen bin ich und armselig.

Und bei der Frühstückstafel erzählte heute Oberst Möller, der ausnahmsweise erschien, von einem jungen Forscher, der sich — endlich einer — für die Schätze des Archivs interessiere! Nun würden endlich — endlich! — die merkwürdigen Urkunden aus der Zeit der Grafen Sizzo und Günther, aus den Tagen, da die Saldinger um die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation rangen, in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden.

Ich wollte, heute nacht käme im Schloß Feuer aus, und die unschätzbaren Urkunden aus dem 12. Jahrhundert würden ein Raub der Flammen —

———

23. August.

Endlich habe ich Gillern gesprochen, und nun bin ich ein wenig ruhiger.

Es fügte sich — oder er hatte es so eingerichtet, daß er Hoheit und mich auf dem Spaziergang im Park traf, und die Herzogin in ihrer Güte glaubte wohl, uns einige Momente des Alleinseins gönnen zu sollen.

Ich bin ruhiger, weil die wenigen Worte mit ihm mein Pflichtgefühl wieder stärkten. Weil sich in mir wieder die Ueberzeugung festigte, welch ein guter, vortrefflicher, fester, vornehmer Mann er ist. Weil ich wieder sah, wie sehr er mich liebt. Weil ich — ja, auch das! — weil ich Mitleid mit ihm habe. Er hat so schwer getragen, er erhofft so viel von mir!

Momente nur waren wir allein; ein paar Sätze nur konnten wir tauschen. Nur daß er mir beide Hände küßte, nur daß er mir zuflüsterte: „Edith, ich liebe Sie! Edith, ich könnte sterben für Sie!“ Mit aller Glut eines Jünglingsherzens — der reife, besonnene Mann —

Ich konnte ihm ja nur meine Hände lassen, und meine Hände waren kalt wie Eis. „Sie sehen angegriffen aus, Edith —“

„Ich bin nicht recht wohl, mein Freund —“

Ah, dies dumme ‚mein Freund‘! Mag's in französischer Zunge auf alle und noch einige Verhältnisse passen. In deutscher Sprache, zwischen Mann und Frau, ist es ein Unsinn. Ich fühlte es und konnte doch keinen besseren Ausdruck finden.

„Darf ich wieder einmal Blumen senden?“

Stumm habe ich genickt. Dann habe ich ihm doch zugelächelt.

Die Bitte kam so rührend heraus und so aus innerster Seele.

Da steht nun der Korb mit den herrlichsten weißen Rosen, eingefaßt von einem dichten Kranze blauer Vergißmeinnicht. Keine künstlich vom Gärtner gezogenen Vergißmeinnicht, sondern rechte, echte, wie sie draußen an den Grabenrändern wachsen und blühen. Mir ist es, als habe er sie selber gepflückt.

Ich bin doch ruhiger —

Kurze Zeit noch, und ich werde gewiß alle Zweifel weit hinter mich geworfen haben und über sie lächeln können. Es ist jetzt nur eine Periode des Gärens in mir, die überwunden werden muß. Tatsachen, vollendete Tatsachen überwinden sie am sichersten. Wenn ich nur erst seinen Namen trage —

Ich muß noch registrieren: Heute wurde der Landtag des Herzogtums zu seiner Herbstsession eröffnet; in Abwesenheit des Herzogs durch den Staatsminister. Die kleine Opposition interpellierte wegen der Regelung der Thronfolge. Exzellenz erklärte sich zur sofortigen Beantwortung der Interpellation bereit und „schmetterte" die „rote Bande" — ich zitiere unseren sehr schlank aus Kissingen heimgekehrten Blumberg — in „vernichtender Weise" zusammen. Worauf die loyale Mehrheit ihm ein Vertrauensvotum gab und über die Interpellation zur Tagesordnung überging.

Stürme im konstitutionellen Glase Wasser. Wobei mir einfällt, daß Papa manchmal den ganzen Parlamentarismus mit einem großen Waschbecken verglich, in dem Regierung und alle Parteien alle ihre Sünden zu reinigen suchten.

24. August.

Er ist doch gekommen. Er ist hier. Ich habe ihn gesehen. Er mich nicht — gottlob — nur ich ihn. Ich stand hinter der Glastür, die zu den Gemächern von Hoheit führt, da sah ich ihn den Korridor nach der Bibliothek entlang schreiten. Ich wollte fort, aber es hielt mich. Ganz in die Ecke hinter der Tür habe ich mich gedrückt.

Jeden Zug seines Gesichtes konnte ich erkennen.

„Du siehst so gar nicht aus wie ein deutscher Gelehrter," habe ich ihm einmal gesagt. „Und das ist mir lieb —"

Das Wort fiel mir wieder ein. Es ist so äußerlich, daß ich mich seiner schämen möchte. Wie ich mich schämen möchte, daß ich mit starren Augen, einem Backfisch gleich, in die Nische gezwängt, nach ihm hinsah —

Was nützt alle nachträgliche Scham. Ich konnte nicht anders.

Wie ein Gelehrter sieht er auch heute noch nicht aus. Die Gelehrten, wie wir Deutsche sie uns vorstellen, müssen ja wohl entweder einen wallenden Vollbart tragen oder glatt rasiert sein, wie Pastoren und Schauspieler. Er sieht aus wie ein Landedelmann oder wie ein Offizier in Zivil, mit seinem schmalen, gebräunten Gesicht, den klaren, hellen Augen, dem kurzen, dunklen Bärtchen auf der Oberlippe.

Aber anders sieht er aus wie damals — damals in Rom. Anders wie auf Capri. Die Sonne, die in der ewigen Stadt aus seinen Augen leuchtete, ist erloschen. Die heiße Glut, mit der sein Blick mich auf dem Ziegenpfade über dem blauen Meere umspannte,

ist erloschen. Ernster schaut er drein, gefestigter ist der ganze Ausdruck seines Gesichtes. Damals lag noch das Werden drin; heute ist er ein Mann.

Warum ich das nur alles hier aufzeichne? Was geht's mich an! Was habe ich mit Eberhard Herlin zu tun! Fremd ist er mir! Fremd muß er mir bleiben!

Auflachen möchte ich. Mich auslachen —

Als ob man das, was war, aus der Tafel des eigenen Lebens fortwischen könnte, wie Griffelstriche auf einer Schülertafel! Einer jener sympathischen Geheimschriften gleicht alles, was man erlebte, einer jener Schriften, die ganz ausblassen, ganz ausgelöscht erscheinen, bis man sie der Hitze aussetzt: dann kommen sie wieder zum Vorschein. So verlöscht, was sich in unserer Brust eingrub, auch nur scheinbar — bis das Herz wieder heiß wird und die Erinnerung hervorzwingt.

Was hilft da alles Kämpfen! Ohnmächtig sind wir.

Aber es ist da noch ein anderes, was die alten Schriftzüge aus vergangenen Tagen immer wieder lebendig werden läßt. Ich weiß es wohl: die Schuld ist es.

Ueber alles mag ich hinwegkommen; darüber nie, daß ich mit ihm, der mir vertraute, ein Spiel trieb, ein häßliches, grausames, unedles Spiel. Drehen und wenden mag ich's, wie ich will und kann. Mag mir hundertmal sagen: Du konntest, durftest nicht anders handeln, als du handeltest. Mag mir hundertmal predigen: Du hättest ihn unglücklich gemacht und wärst selber unglücklich geworden. Was ist, bleibt: das Bewußtsein, daß ich ihn betrogen habe um die große Hoffnung seines Lebens. Betrogen — betrogen —

Und auch den Zug sah ich deutlich in seinem ernsten Gesicht; tief eingeschnitten zwei Falten, wie sie Kummer und Bitterkeit im Menschenantlitze graben.

Wie ich so bebend in meiner Nische stand und er näher kam und näher, da war mir, als müsse ich hinausstürzen zu ihm und vor ihm niederknien und beide Hände erheben und ihn anflehen: „Vergib!“

Ich weiß nicht, ob ich ihn noch liebe. Habe ich ihn überhaupt je geliebt? Wirklich echt, tief geliebt? Wenn es so wäre — und ich habe es doch empfunden und geglaubt — wie konnte ich dann Trug und Spiel mit ihm treiben! Bin ich denn so schlecht, so erbärmlich? So verächtlich?

Es ist ja auch ganz gleichgültig, ob ich ihn liebe, ob ich ihn nicht liebe. Nicht ein Jota ändert das eine, ändert das andere an meinem Schicksal oder dem seinen. Er verachtet, er haßt mich. Und ich muß mein Leben gehen, wie ich mir es selber vorgezeichnet und geschaffen habe. Was will ich denn? Zum Himmel könnt' ich schreien, damit mir die Heineschen Verse nicht mehr in die Ohren klingen: „Du hast Diamanten und Perlen — mein Liebchen, was willst du noch mehr —“

Hunderte und Tausende haben vor mir getan, was ich tat. Hunderte und Tausende ehrsamer Mädchen werden das Gleiche tun nach mir. Die Welt wird darüber nicht aus den Fugen gehen, diese ausgezeichnete Welt wird sich nicht einmal wundern. Ich wundere mich ja selber nicht. Vielleicht, wahrscheinlich tät ich's heute wieder. Und möchte doch vor ihm mich in den Staub werfen und flehen:

„Vergib! Vergib!“

Hier hinauf bin ich geflüchtet, die hohen, endlosen Stiegen, und wir war's, als schleppe ich mein Schicksal mit mir und als würde es schwerer von Treppenabsatz zu Treppenabsatz. Mein Schicksal — das Gewissen —

Nicht die Reue, nur die lebendige, wache Schuld. „Vergib!“ möchte ich zu ihm aufschreien. Aber wenn mein Leben noch einmal den gleichen Kurs nehmen würde — ich würde das elende Schifflein ja doch zum gleichen Ziel zu steuern suchen.

Daß ich mich von ihm wandte, daß ich ihn gehen hieß, das war Notwendigkeit. Die ist entschuldbar, wie alles Unabwendbare. Die Schuld lag früher. Darin lag sie, daß ich im Uebermut der Jugend mich nicht fester im Zug und Zaum hatte. Ich mag mir nicht die billige Entschuldigung konstruieren: an ihm wär's gewesen. Das wäre ungerecht, denn vor ihm stand stets ein festes Ziel, und er zweifelte nie, es zu erreichen; er baute in Gedanken, Wünschen und Wollen täglich uns beiden unser Haus. Ich aber hätte wissen müssen und wußte auch, daß die Fundamente fehlten — nach meinem Maßstabe gemessen. Mea culpa — mea culpa —

Ach, ich weiß ja nicht, was ich schreibe. Schreibe nur, um mir die Lasten von der Seele zu wälzen, um die wache Angst in mir zu betäuben —

Schreibe, weil ich an keines lieben Menschen Brust flüchten kann —

* * *

Die Fenster habe ich aufgerissen, denn ich meinte, ersticken zu müssen. Aber draußen über dem Park brütet die Sonnenglut. Eine schwebende Glut, wie wir sie kaum im Juli hatten. Die Ulmen lassen die Blätter

hängen, der Rasen ist grau und ausgedörrt. Und darüber steht, blau und wolkenlos, das unbarmherzige Himmelszelt.

Marietta machte sich im Zimmer zu tun und faselte von „bel tempo“, stäubte in den Ecken herum — „opprimente, Contessa —“ und brachte es endlich heraus, daß auch sie ihn gesehen — „Signor Erlin —“ Ach, es gibt nichts, was sich nicht schon auf dieser Welt rächt. Wie oft hat sie heimliche Brieflein von der Via Vaccina zur Via di Regola getragen — sie, die sonst so Bequeme, in nimmermüder Hast, mit verstecktem Schmunzeln und Blinzeln, mit dem wohlwollenden, verständnisvollen Kopfnicken der alles Ahnenden —

Ich bin aufgefahren, ich wollte heftig werden. Ich habe mich wieder geduckt. Könnte ich's doch überhaupt machen, wie wir's als Kinder vom Strauß hörten: daß er den Kopf in den Sand stecke, um die Gefahr nicht zu sehen.

Gefahr —

Es gibt nur eine Gefahr: die in mir!

Und die muß ich niederkämpfen, die darf ich gar nicht aufkommen lassen. Bin ich denn närrisch! Schrieb ich's nicht selber! Hab' ich nicht die Rüstung, die mich gegen jede Gefahr feit: Gillern hat mein Wort —

---

26. August.

So schrieb ich vorgestern, es mag gegen drei Uhr nachmittags gewesen sein.

Da pochte es heftig an meine Tür, und ohne mein „Herein“ abzuwarten, stürzte Joseph ins Zimmer, mit rotem Kopf, kaum fähig zum Sprechen, so war er die

Treppe heraufgerast: ich solle sogleich zu Ihrer Hoheit kommen --

„Wer schickt Sie?“

„Madame Hadro —“

„Was ist geschehen?“

„Ein Unglück, gnädigste Gräfin — mit Seiner Hoheit dem Erbprinzen —“

Ich weiß nicht, wie ich die Treppe hinuntergekommen bin.

Die Herzogin war in ihrem Schlafzimmer. Völlig fassungslos. Als ich eintrat, stand sie, von der Hadro gestützt, vor ihrem Toilettentisch, streckte mir beide Arme entgegen, umfaßte mich dann, klammerte sich an mich, den Kopf auf meiner Schulter, bebend —

Eine ganze Weile hielt sie mich umschlungen, ohne Worte, ohne Tränen. Ich hörte draußen die Diener hin- und herhasten, Türen gehen, einen Wagen unten vorfahren. Die Hadro machte mir Zeichen, die ich nicht recht verstand; ging, kam eilends mit meinem Jäckchen und Hut wieder: meldete: „Der Wagen ist vorgefahren, Eure Hoheit —“

Was eigentlich geschehen war, wußte ich immer noch nicht. Nur das dumpfe, erschütternde Gefühl hatte ich: es mußte etwas Furchtbares sein. Erst als die Hadro Hoheit den Mantel umhing, konnte sie mir zuflüstern: „Herr von Ellengrod hat telephoniert, der Erbprinz habe sich auf der Jagd schwer verletzt.“

Wir führten die Herzogin zum Wagen, der vor dem Gartenportal hielt. Es schien, als sei aller Wille in ihr, die ich nie Fassung und Haltung verlieren sah, zerbrochen, alle Kraft und alle Selbstbeherrschung.

Als wir Hoheit in den Wagen halfen, kam Oberst Möller den Parkweg entlang. Ich sah, er ahnte noch von nichts. So winkte ich ihn heran, sagte ihm das wenige, was ich wußte. „Können Sie nicht mit uns fahren?“ Er erschrak heftig, faßte sich aber sofort, trat an den Wagen — „Darf ich Eurer Hoheit meine Dienste anbieten?“ — wartete gar keine Antwort ab, sondern stieg hinter mir ein.

Eine schreckliche Fahrt — nie, nie werde ich diese kurze Stunde vergessen!

Als wir vom Schloßhofe aus in die Vorstadtstraßen kamen, raffte die Herzogin sich ein wenig auf. Die Gewohnheit, alle Schmerzen und alles Leid zu verbergen, wirkte wohl unbewußt in ihr. Aber es war nur auf Minuten. Kaum lagen die letzten Häuser hinter uns, so brach sie wieder völlig zusammen. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, lehnte sich hilflos an mich, schluchzte, und rief nur dann und wann, wie aus gequältem Herzen heraus: „Schneller — schneller —“

Der Oberst und ich saßen uns in dumpfem Schweigen gegenüber. Ich glaube, uns beschäftigte der gleiche unausgesprochene Gedanke: ‚Wie konnte man dem Unglücklichen ein Gewehr in die Hand geben?!‘

Im rasenden Tempo ging es die Chaussee entlang, dann die Windungen des Talweges hinauf. Einmal stand Möller auf, sah auf die Pferde, sprach ein paar leise Worte mit dem Leibkutscher, der die Achseln hoch zog —

Dann, vor der starken letzten Steigung konnten die armen Gäule nicht mehr. Sie fielen in Schritt.

Da schreckte die Herzogin wieder auf: „Schneller — schneller!“

Ich wagte zum ersten Male zu ihr zu sprechen: „Hoheit, wir dürfen doch nicht alle Hoffnungen aufgeben — ein Unfall, und wenn er auch schwer ist, braucht nicht das Schlimmste zu bedeuten —“

Sie entgegnete nichts. Sie sah mich nicht an. Nur den Kopf schüttelte sie. So traurig — so hoffnungslos —

Als die Hochebene erreicht war und die Pferde wieder ausgreifen konnten, überholten wir einen Wagen, der langsam dahinkroch, denn sein Gespann war augenscheinlich völlig erschöpft. Geheimrat Hupfinger saß darin. Der Oberst ließ halten, und der Arzt stieg zu uns um. Ganz kurz nur erklärte Möller der Herzogin: „So kommt Hupfinger eine Viertelstunde früher hinauf.“ Sie neigte zustimmend das Haupt. Und dann faßte sie plötzlich, wie mit einem letzten Schimmer von Hoffnung, nach der Hand des alten Herrn: „Wissen Sie etwas Näheres?“

Mir schien es, als beschäftige der Geheimrat sich mehr mit Hoheit, als mit dem Gedanken an den vielleicht auf den Tod Verwundeten. Er machte nach der Art dieser Beschwichtigungshofräte viele Worte, die scheinbar unnütz sind und doch in ihrem Munde einen ganz bestimmten Ablenkungszweck haben: „Ellengrod telephonierte nur von einer Verletzung — Schußwunde, Hoheit — mehr konnte ich nicht verstehen. Eure Hoheit sollten sich wirklich beruhigen. Man muß doch erst sehen. Der Erbprinz hat eine ausgezeichnete Konstitution. Das heilt manchmal überraschend, zumal wir heute phänomenale Erfolge gerade bei solchen Verwundungen erzielen — Asepsis und so — ja — und Ellengrod

ist selber ja erfahren und tüchtig — nur ruhig, Eure Hoheit — bitte untertänigst — Hoheit werden gerade jetzt alle Kräfte gebrauchen —"

Großer Gott — ja — die arme, unglückliche Frau wird alle Kräfte gebrauchen. — — —

Endlich, endlich hielten wir vor dem Jagdschloß.

Kein Mensch da, uns zu empfangen. Der Diener mußte vom Bock springen, die Wagentür zu öffnen. Als Hoheit schon ausgestiegen war, erschien endlich der alte Kastellan im Portal. Und in dem Augenblick, da ich ihm ins Gesicht sah, wußte ich: wir kamen zu spät, wir kamen an eine Totenbahre —

Und auch die Herzogin wußte es. Sie schrie laut auf. Ich auf der einen, Möller auf der anderen Seite stützten sie — so hastete sie die Halle entlang — der Kastellan schritt wegweisend voran —

Auf seinem Feldbett lag der Erbprinz: fast wie ein Schlafender, die schönen Züge ganz ruhig, die Augen geschlossen, die Hände über der Brust gekreuzt —

Das sah ich noch ganz deutlich und klar. Sah auch noch, daß in der Zimmerecke zu Häupten des Toten Ellengrod stand. Als aber die Mutter sich am Bett hinwarf, die Hände des Sohnes ergriff und küßte und dann die Lippen und die Stirn und rief und bat: „Moritz — Moritz —", als ob sie mit ihren Liebkosungen ihn wieder erwecken könnte, als sie an seinem Körper entlang tastete, das Hemd über der Brust aufriß und endlich die kleine, rote Wunde säh — da legte es sich wie ein Schleier vor meine Augen. Ich mußte nach Möllers Arm fassen —

„Kommen Sie, Gräfin," sagte er mitleidig und führte

mich hinaus. „Diese Stunde gehört er der Mutter allein — und wir können ihr jetzt nichts helfen —"

Draußen, ganz dicht neben der Tür, sank ich auf einen Stuhl. Ich war so völlig erschöpft, daß ich gar keinen Gedanken mehr festhalten konnte. Sie zerrannen mir wie Sand. Erst als Möller mir ein Glas Wasser gebracht hatte, das ich hastig austrank, konnte ich mich fassen.

Und nun ging ich doch wieder in das Totenzimmer. Mit dem festen, ehrlichen Willen: ‚Sei stark! Gerade jetzt mußt du beweisen, daß du der armen Frau, der ärmsten Mutter etwas sein kannst über alle äußeren Pflichten hinaus!'

Die Herzogin kniete am Bett, den Kopf auf der Brust des Verewigten. Sie schluchzte ganz leise.

Da habe ich mich neben sie hingekniet, als ob wir Schwestern wären —

Ach, wie wenig konnte ich meiner gütigen Hoheit sein! Wie schmerzlich empfinde ich das! Gerade nur neben ihr knien, sie stützen, ihr zeigen, wie tief ich mit ihr empfinde. Schließlich mußte und muß sie doch alle Kraft und jeden Halt in sich selber suchen und im Aufschauen nach oben. Es ist wohl bei jedem wirklich großen Unglück nicht anders.

Und wie habe ich sie in diesen Stunden bewundert! So fassungslos sie zuerst war, so zermalmt von der Wucht ihres Schmerzes, bald richtete sie sich doch wieder auf. Sie zeigte uns allen, daß sie mit höchster Würde zu leiden verstehe, als ob in ihrer Seele Shakespeares Worte nachklängen: „Wol does the heavier sit, where it perilives it is but faintly home —"

Als sie sich endlich erhob, sah sie wohl erst, daß ich neben ihr gekniet hatte. Da legte sie ihren Arm um meinen Nacken und lehnte ihr Haupt auf einen Augenblick an meine Schulter.

„Ich habe nichts so lieb gehabt auf dieser Welt," sagte sie leise, „wie ihn —" Und mich dünkte, sie sprach einen Nachsatz nicht aus, der doch ihre Seele erfüllte: ‚— vielleicht war das sündhaft, und darum nahm Gott ihn mir —'

Dann trat, unvermittelt fast, das unbarmherzige Leben wieder in seine Rechte, und ich lernte erkennen, wie hart es oft gerade die anpackt, die für die Augen der Masse auf vielbeneideten Höhen zu stehen scheinen. Die ärmste Mutter kann sich still in ihrem Kämmerlein ausweinen. Für die Herzogin wob auch das Unglück nur einen neuen Pflichtenkranz, neue Dornen in ihre Märtyrerinnenkrone.

Denn inzwischen waren der Staatsminister und der Polizeipräsident eingetroffen. Die Trauernachricht für den Herzog, der sich wahrscheinlich auf hoher See zwischen Bergen und Kopenhagen befand, mußte abgehen, die Mitteilungen an die Höfe wurden formuliert und die Mitteilungen für die Presse. Ich telegraphierte im Auftrag der Herzogin an die Fürstin Hessenstein. Dann kam der Oberhofprediger und es kam der Oberjägermeister. Vernehmungen fanden statt; schließlich sprach der greise Pfarrer am Totenbett ein kurzes Gebet.

Der Abend war herabgesunken. Mühsam nur konnten die Räume des Jagdschlosses mit Kerzen erhellt werden, soweit es unbedingt nötig war. Das Dämmerlicht wirkte unheimlich. Nicht nur auf mich. Es schien, die

Nerven von uns allen waren bis an die Grenzen ihrer Spannkraft erschüttert.

Nur die Herzogin ging aufrechten Hauptes zwischen uns einher. Ihr Gesicht war völlig blutleer, die schönen, großen Augen glanzlos. Aber sie wich und wankte nicht, sie dachte an alles und jedes. Es ist ja nur eine Kleinigkeit, aber die war so rührend und so bezeichnend. Man hatte für die Herren in einem Zimmer ein paar Flaschen Wein hingestellt. Sie selbst nahm nichts, aber sie ließ ein Glas holen und drängte es mir auf: „Ich brauche Sie noch, Edith — Sie müssen mir Ihre Kräfte erhalten —"

Die Herzogin hatte zuerst die Nacht in Hungolsheim zubringen sollen. Dann war beschlossen worden, daß der Leichenkondukt schon in der Nacht stattfinden solle, und die Herren baten, beschworen Hoheit, nach Gerda vorauszufahren. Endlich — es mochte gegen elf Uhr sein — fügte sie sich. Noch einmal ging sie allein, ganz allein zu dem Sohne. Sie schloß selber die Tür hinter sich.

Als sie nach etwa einer Viertelstunde heraustrat, schien sie ganz gefaßt. Ich sah, sie hatte Tränen gefunden — die ersten Tränen. Der Wagen hielt schon draußen vor dem Portal. Einige Pechfackeln warfen ihr Licht über die Treppe.

Da ereignete sich noch eine erschütternde Szene.

Im letzten Augenblick wurde eine Tür aufgerissen. Ein junger Mensch in grüner Jagdjoppe stürzte heraus und warf sich der Herzogin in den Weg. Vergebens suchte der alte Kastellan, der ihm nachgestürzt war, ihn fortzureißen. Die Fäuste vor die Augen gepreßt, schrie

der junge Mann: „Hoheit, ich wollte, die Kugel hätte mich getroffen! Ich kann nichts dafür — meine Schuld war es nicht —“

Mehrere Herren schoben sich zwischen Hoheit und den Verzweifelten.

Einen Augenblick schien die Fassung der Herzogin wieder zu versagen. Aber dann schritt sie durch die Gruppe, legte ihre Hand auf den Kopf des jungen Menschen und sagte: „Ich weiß es, Jakob! Unser Herrgott im Himmel hat es so gewollt — sei ruhig, Jakob — es wird dir nichts geschehen —“

Während der ganzen Nacht blieb die Herzogin auf und ich bei ihr. Sie wollte mich mehrere Male zur Ruhe schicken, aber ich ging nicht. Ich konnte sie nicht allein lassen. Ganz still saß ich in einer Ecke des Zimmers, während sie ruhelos auf und ab ging.

Unheimlich klangen dann und wann Hammerschläge aus der Schloßkapelle durch die Stille. Der Katafalk wurde aufgerichtet.

In der ersten Morgendämmerung kam der Kondukt. Wir standen am Fenster, dicht aneinander geschmiegt, als er in den Parkweg einbog. Zwei Reiter mit Fackeln voran, dann der schwarzbehangene hohe Wagen mit dem Sarge. Unten standen schon die Diener bereit, die ihn auf die Schultern nahmen und die wenigen Schritte zur Kapelle trugen. Von allen Türmen der Stadt klangen die Glocken. Die Herzogin schluchzte leise.

Der letzte Herr —

Der letzte der stolzen Saldinger, die einst um den deutschen Kaiserthron stritten, die unter Friedrich Rotbart nach dem Heiligen Lande zogen, die noch vor zweihundert

Jahren als ausgezeichnete, ruhmgekrönte Kriegshelden neben Prinz Eugen im Felde standen —

Der letzte Herr — ein unglücklicher Jüngling, dem alle Freuden dieser Erde verschlossen geblieben sind — um den vielleicht niemand trauert, niemand ehrliche Tränen vergießt, als die Mutter allein, die ihn in Schmerzen geboren hat, die ihres Lebens schönste Hoffnungen auf ihn setzte, die das tiefste Weh um ihn litt — die da sagte: „Ich habe nichts auf dieser Welt so geliebt wie ihn" — ihr Schmerzenskind —

Und bis zuletzt Lug und Trug —

Die schwarzumränderten Blätter des Herzogtums melden, daß der Erbprinz Moritz durch einen Unfall auf der Jagd im Revier Hungolsheim tödlich verletzt und wenige Stunden darauf verschieden sei. Eine Spalte darunter die weitere Mitteilung von dem sich entladenden Gewehr; genaue Angaben über die Art der Verwundung; daß Ihre Hoheit sofort an das Sterbelager geeilt sei, alle denkbaren Details —

Und alles Lug und Trug!

Aber konnte man die Wahrheit sagen? Zwang nicht das ganze System, an dem man Jahr um Jahr festgehalten hatte, auch zu dieser letzten Unwahrheit? Und was hätte schließlich die nackte Wahrheit der Menge gefrommt?

Der Erbprinz hat niemals ein Gewehr in der Hand gehabt. Alle die Nachrichten über seine Weidmannsfreude sind absichtliche Ausstreuungen. Er liebte das lebende Tier so, daß ihm die Tötung ein Greuel war; und er übertrug in seinem unklaren Empfinden den Abschen auf jeden Jäger. Er haßte sie geradezu.

In den letzten Tagen war er sehr erregt gewesen. Vorgestern mittag machte Ellengrod mit ihm einen Spaziergang durch den Forst. Sie trafen auf den Kastellan von Schloß Hungolsheim und dessen Sohn Jakob, der Hilfsjäger des Reviers ist. Ellengrod kam mit dem Alten in ein Gespräch und ließ einen Moment den Erbprinzen außer Augen. Plötzlich stürzte der sich auf den jungen Förster. Er soll unverständliche Worte gelallt haben, daß jener nicht ehrfurchtsvoll gegrüßt habe; vielleicht haben ihn auch ein paar Wildtauben, die an der Jagdtasche des armen jungen Mannes hingen, gereizt. So gut es ging, wehrte der sich von dem überraschenden Ueberfall. Aber der Erbprinz hatte die Kräfte eines jungen Bären. Er warf ihn zu Boden — und dabei entlud sich das Gewehr —

Als Ellengrod und der Kastellan hinzusprangen, war schon alles geschehen. Der Erbprinz lag auf dem Waldmoose — sterbend —

Das ist die Wahrheit. Die nackte, furchtbare Wahrheit, über die nun das höfische Märchen gesponnen werden muß.

Heute morgen ist ein vertrauter Beamter des Ministeriums mit dem armen Jakob Elsner nach Bremerhaven gefahren. Man wird ihm eine reichliche Summe einhändigen, sich jenseits des Ozeans eine neue Existenz zu gründen. Der Arme! Nur die Herzogin, die am schwersten von der Kugel seiner Büchse getroffene Mutter, hatte noch ein gutes Wort für ihn.

Und sobald der Herzog heimgekehrt ist, wird sich das Grab über dem Erbprinzen schließen. Der wenigen, die die Wahrheit wissen, ist man sicher. So wird der letzte

Herr, der letzte Saldinger, in der Geschichte des Herzogtums und seines mit ihm erlöschenden Geschlechtes fortleben, als auf edlem Weidwerksgange verunglückt. Ein schöner Tod vielleicht, wird man sagen, für den letzten Sprossen des stolzen Geschlechts, das allezeit den Weidmannsfreuden froh und stark huldigte —

Lug und Trug —

Aber niemand mehr zum Schaden, als der kalten Historie. Es ist wohl am besten so — ich kann es verstehen. Es gibt gewiß ungezählte schlimmere Fälschungen, die die arme Klio gezwungen wurde, auf den bekannten ehernen Tafeln der Weltgeschichte als unumstößliche Tatsachen einzugraben.

Und ich —?

Ueber alles, was mich persönlich betrifft, ist es herabgesunken wie ein dichter, grauer Schleier. Wohltätig fast. Aber ich fürchte den unausbleiblichen Augenblick, in dem dieser Schleier sich heben wird —

---

29. August.

Nur wenige Zeilen —

Gestern früh traf die Fürstin Hessenstein ein und meine liebe, liebe Marie.

Die Anwesenheit der Mutter ist für Hoheit ein großes Glück. Daß Prinzeß hier ist, bei mir — ganz wie früher und doch ganz anders — gibt mir Ruhe und Sicherheit. Auch ein kleiner Stecken hilft dem Wanderer vorwärts.

Die greise Fürstin ist keine Trösterin von der Art, wie sie die breiten Straßen füllen. Sie klagt und weint nicht mit der Tochter, aber sie weiß den aufrechten Sinn

der Herzogin zu stützen und zu halten. Wer oberflächlich urteilt, möchte sie hart nennen — ich hätte das noch vor Wochen getan; hätte sie zu den alten Leuten gerechnet, die die Gewohnheit, rings um sich sterben zu sehen, abgestumpft hat. Jetzt kenne ich sie besser. Ich werde es nicht vergessen, wie ernst und lieb sie Hoheit an ihr Herz schloß, sanft ihre Wangen streichelte und sagte: „Lieb' Kind, weißt du, woran ich alte Heidin jetzt immer denken muß? An unser Kirchenlied: ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan.' Der da oben hat's gut gemeint mit euch allen und mit dem armen Jungen am allerbesten."

Das ist die schlichteste und höchste Wahrheit. Die Unglückskugel schuf eine Lösung aus all den künstlich aufgebauten Irrungen und Wirrungen, sie erlöste auch den armen, bedauernswerten Erbprinzen. Welch Leben hätte denn vor ihm gelegen? Ein freudeloses Tagesfristen, fernab von allem, was das Menschensein verschönern und beglücken kann!

Nur einer ist vielleicht unter den Eingeweihten, der sich — trotz aller Klugheit — dieser Einsicht völlig zu verschließen scheint. Ellengrod! Ich sprach über ihn mit Oberst Möller, der vielleicht allzu scharf und hart in seinem Urteil ist, denn er behauptet, daß nur ein maßloser Ehrgeiz Ellengrod beseelt habe; er habe sich unentbehrlich machen wollen als der Leiter des Erbprinzen — des dereinstigen Herzogs, der eine Marionette in seinen Händen gewesen wäre. Das mag einseitig geurteilt sein; für Ellengrod, glaube ich, war der Erbprinz nicht in letzter Linie das Material eines großen psychiatrischen Experiments, an dem er mit aller Hingebung

arbeitete. Und nun schleicht der allezeit Korrekte umher wie ein gebrochener Mann —

Aber was ist mir Ellengrod!

Mein Prinzeßchen — meine Marie ist mein Sonnenstrahl.

Sie ist verändert, reifer, ernster. Aber sie ist doch die gleiche geblieben in ihrer Anmut und Frische, in ihrer so ganz ursprünglichen Herzlichkeit, in ihrer Treue! Ja — in ihrer Treue!

Zwischen uns hat sie, so stark ich widerstrebte, den Abstand von Geburt und Stand impulsiv niedergerissen. Vor einer Stunde noch saß sie dort drüben auf dem alten, hochlehnigen Sofa, Arm in Arm und Hand in Hand mit mir — und sprach von Fritz —

Eine solch grundehrliche Natur ist sie, daß sie mir offen sagte: „Ich kann nicht tiefinnerlich um Moritz klagen. Er war mein Bruder, und ich will um ihn trauern, und Mutters Schmerz tut auch mir weh. Aber ihn kannte ich ja kaum, und wenn ich von ihm hörte, war's ein einziges Orakeln. Wo soll ich da ein Empfinden hernehmen, als ob mir die Seele völlig zerrissen wäre? Nein — heucheln kann ich nicht. Ich meine, für den armen Jungen war's so am besten!"

Dasselbe, was die Fürstin Hessenstein sagte, nur mit anderen Worten: Was Gott tut, das ist wohlgetan!

Von Fritz haben wir gesprochen —

Mit Widerstreben ich zuerst, aber sie schmeichelte und trotzte es mir ab. Nein, sie zwang mich. Denn sie ist in ihrer großen Liebe die Stärkere. Es gab Momente, in denen ich mir so unsagbar klein und schwach und elend und erbärmlich ihr gegenüber vorkam.

Wie oft habe ich sie früher ein Kind gescholten: nun geht dies Kind gerade und zielbewußt seinen Weg — und ich habe Pfad und Steg verloren.

Es ist ja freilich noch immer viel Kindliches in der Art, wie sie sich gibt. Wie ein kleines Kätzchen schmiegte sie sich an mich, rieb das süße Gesichtchen an meiner Wange, bat und bat: „Erzähle von ihm — wie war mein Junge, als er noch kleiner war? — Ein rechter Taugenichts, nicht wahr? Hast du kein Bild von ihm in Kadettenuniform? — Du, Dita, daß ich dir schon eine Photographie von ihm gemopst habe, hast du doch bemerkt? Nun kommen die anderen an die Reihe — aber das beste Bild, das habe ich doch von ihm da — da!" Und sie tippte auf ihr Herz.

Und dann kam es heraus: Fritz war auf Schloß Premzlav! Marie und er haben sich nicht gesprochen, nur „eine einzige Kußhand habe ich ihm vom Fenster aus zuwerfen können". Aber er hat sich der Fürstin vorgestellt, ist von ihr empfangen worden — und, glaubt Marie, in Gnaden wieder entlassen. „Großmama ist so gut — Großmama wird's schon machen — Großmama will nur noch wissen, ob ich auch aushalte — nun, Dita, was? Kunststück! Ich aushalten? Und wenn's Jahre dauert, ich bleib' ihm treu!"

Ich habe Marie hinunter gebracht in ihre Zimmer und bin bei ihr geblieben, bis sie im Bett lag und noch einmal aus den Kissen heraus ihre Arme um meinen Hals schlang und mir ins Ohr flüsterte: „Du, Dita — ich darf ihm ja nicht schreiben. Aber du kannst's ihm schreiben — seine Marie bleibt ihm treu. Unsinn ist's ja, denn er weiß das auch so. Drahtlose Telegraphie,

Dita. Aber weil's ihn freuen wird, wenn du's schreibst, tu's nur. Schreibe: Deine Mieze bleibt dir treu."

Ganz langsam bin ich wieder die Stiegen hinauf geschlichen. In den Gliedern liegt es mir wie Blei, und im Kopfe hämmert es noch —

Ich möchte Marie beneiden —

* * *

Was man einst von mir wird sagen können:

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die 's einst im Lenz ihr gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt —"

Dies Gedicht fand ich heute nacht in einem Bändchen von Anastasius Grün, das mir das gute Büchermännchen aus der Bibliothek heraufgeschickt hat; vielleicht nur, weil's in der neuesten Auflage so hübsch ausgestattet ist, vielleicht, weil er allmählich meine Vorliebe für gewisse Vergessene der deutschen Poeterei kennen gelernt hat. Nicht unmöglich, daß ich nach dreißig Jahren in diesen Blättern es wiederfinde und erstaunt bin, welche Prophetin ich für mich selber mit fünfundzwanzig Jahren war. Nicht unmöglich auch, daß ich dann lache —

Ich habe ja immer über Sentimentalitäten gelacht Vielleicht lerne ich's wieder.

---

31. August.

Gestern früh traf endlich der Herzog ein; im Laufe des Tages und am heutigen Vormittage die fürstlichen Trauergäste.

Um elf Uhr wurde der Erbprinz zur letzten Ruhe geleitet. Eine durch die besonderen Umstände wirklich doppelt ergreifende Feier. Rührend war mir nicht zuletzt die Teilnahme des Volkes, das nicht aus der Stadt allein, sondern weither aus dem Gebirge zusammengeströmt war. In deutschen Landen wird trotz aller roten Genossen das aufrichtige Loyalitätsgefühl nicht ersterben.

Der Herzog stand vor dem Katafalk wie ein plötzlich um ein Jahrzehnt gealterter Mann. Die Herzogin hielt sich bewundernswürdig. Verklärt sah sie aus. Ganz schmal und weiß das feine Gesicht, die Augen fast unnatürlich groß. Wie doch auch der tiefe Schmerz verschönern kann —

An mir freilich rauschten Glockenton und Leichenrede vorüber, als ginge mich der arme Jüngling, über dem sich die Fürstengruft schloß, nichts an, und ich muß doch von mir sagen, daß ich in diesen letzten Tagen das Leid, das sein Tod über meine teure Hoheit brachte, aufrichtig und wahr mitempfunden habe.

In meiner Seele aber wühlte anderes. Das Persönliche, das die Ereignisse zurückgedrängt hatten, so daß es gleichsam nur noch auf dem Untergrund meines Bewußtseins schlummerte, tauchte wieder empor. Denn ich hatte kaum, mitten im Hofstaat, die dämmerige Schloßkapelle betreten, als ich fast gleichzeitig beide sah — Herlin und Gillern! Sie standen räumlich weit

voneinander getrennt, aber es war, als ob mein erster Blick sie beide zugleich umfaßte.

Gillern stand auf einem der reservierten Plätze in der Nähe des Hofes; Eberhard ganz im Hintergrund unterhalb der großen Empore. Ich senkte schnell den Kopf, nachdem ich sie gesehen hatte. Aber was half es! Ich fühlte ja doch beider Augen auf mir, und ich wußte, daß ihre Gedanken ebensowenig bei der kirchlichen Feier sein konnten, wie die meinen. Sie dachten beide nur an mich. Aber während der eine nur von Glück und von Liebe träumte — er, der sonst gewiß nie ein Träumer war — mußte des anderen Herz, das einst so heiß für mich schlug, erfüllt sein von Bitterkeit und Haß!

Während des größeren Teils der Feier war mein Platz dicht hinter dem Herzogspaar. Neben mir stand Exzellenz Isenburg. Sie ist mir wohl nie freundlich gesinnt gewesen, aber heute schien sie Mitleid mit mir zu empfinden. „Stützen Sie sich ruhig auf die Stuhllehne,“ flüsterte sie mir zu. „Sie sehen ja schrecklich elend aus, Gräfin!“ Sie hatte recht. Ich war an der Grenze meiner Kraft. Die Knie bebten mir, und rote Kreise drehten sich vor meinen Augen; ein paar Minuten hindurch war mir, als müsse ich hinstürzen auf die großen, steinernen Grabplatten, auf denen wir standen, als müsse ich laut aufschreien. Ich biß die Zähne aufeinander, und langsam ging diese grauenvolle Schwäche, diese fremde Hilflosigkeit vorüber. Nur die dumpfe Verzweiflung ist geblieben.

Ich kann nicht mehr schreiben — ich sollte nicht mehr schreiben. Aber ich fürchte mich vor der Stille

der Nacht, fürchte mich vor den schlaflosen Stunden, die sich ins Endlose dehnen werden, und in denen die Gedanken kommen und gehen, ohne daß sie Klarheit und Entschluß bringen. —

Gestern vormittag ist vom Gericht die Ehescheidung ausgesprochen worden. Ich hörte es heute zufällig. Und nun naht der Tag, an dem Gillern kommen wird, und an dem ich mein Wort einlösen muß. Mit dem Riß im Herzen, der sich nie wieder schließen kann.

Vertrauensvoll und glückssicher wird Gillern vor mich hintreten — und in mir wird nichts sein als Lüge — Lüge — Lüge —

So stolz war ich allezeit, und nun bin ich so tief erniedrigt vor mir selber. So zielbewußt dünkte ich mich stets, in guten und in schlimmen Tagen, und nun tappe ich wie durch eine Nacht der Unsicherheit und des Verzagens. Ellenbogenfreiheit heischte ich vom Leben und wollte ringen und kämpfen dafür, und nun preßt dies Leben mich in einen Weg hinein, der scheinbar weit und offen liegt, und in dem ich doch an der Enge in mir ersticken werde.

Merkwürdig, welche Erinnerungen in solchen Nachtstunden wie diesen aus der Vergessenheit auftauchen. In Bukarest war es, und ich ein Mädel von vielleicht zwölf Jahren. Wie's in Halbasien ist, hatte ich aber schon eine eigene Zofe, ein braunes, junges Ding mit dicken, schwarzen Zöpfen und schwarzen Augen. In die verliebte sich unser französischer Koch. Für die kleine Person war das eine Partie von unermeßlicher Bedeutung, denn der Chef de cuisine spielte in unserem Hause eine große Rolle, und Mutter interessierte sich

lebhaft für die Heirat. Aber Nadejda war ein Dickkopf, sie wollte nicht. So kam ich einmal dazu — neugierig, wie Kinder sind — als Mama mit ihr zankte, daß sie eine alberne Törin sei, die ihr Glück verscherze. Und nun, heute, sah ich die Nadejda wieder deutlich vor mir mit den verweinten Augen, die nur ganz scheu von unten herauf zur Hohen Exzellenz aufzublicken wagten, und ich höre ihre zitternde Stimme: „Aber ich liebe ihn doch nicht! Gnade, Exzellenza, bewahre mich die Allerheiligste Jungfrau — ich liebe ihn doch nicht —“

Und dann sah ich wieder die hübsche, junge Frau unseres calzolaio aus der Via della Marmorata vor mir, die uns die kümmerliche Flickarbeit ihres gestrengen Gatten zu bringen pflegte — damals, als ich meine Schuhe dreimal neu sohlen lassen mußte. Die Frau hatte es schlecht. Marietta erzählte es, und sie selber hielt damit auch nicht hinter dem Berge. Den größten Teil der Arbeit mußte sie tun, und zum Dank prügelte sie der Mann. Einmal hatte er sie in der Betrunkenheit — ein selten Ding bei den Römern — einfach mit ihren zwei Kindern vor die Tür geworfen. Mit denen kam sie jammernd zu Marietta gezogen. Die schimpfte weidlich mit ihr: „Wie kannst du dir's gefallen lassen, Guglielma! Erbarm' dich! Zeig' ihm die Zähne! Kratz' ihm die Augen aus! Dich und die süßen Bambinos bei dem Wetter hinauszustoßen! Hör', Guglielma — daß du mir nicht zu dem gaglioffo heimgehst! Geschiedene Leute müßt ihr sein — mag er sich doch eine andere suchen — der — der —“ Da drückte die Frau ihre beiden Kinder an sich, drückte sich ganz zusammen, als wisse sie, was ihrer daheim harre, und sagte doch:

„Aber geh', Marietta — wo ich den Paolo doch so sehr lieb hab' —"

Bei der braunen Nadejda und bei der schwarzen Guglielma war's der geradlinige Naturinstinkt, der sie trieb. Wir mögen darüber lachen oder die Achseln zucken — wir überkultivierten Weltkinder haben doch nichts, das ihn ersetzen könnte. Wie in künstlich konstruierten Spiralen spielt sich unser Denken, unser Leben ab; wir klimmen und klimmen an den schiefen Ebenen hinan, dünken uns wer weiß wie klug, groß, überlegen dabei — bis dann mit einem Male doch der schreckliche Sturz von der erträumten Höhe erfolgt und wir eine Nadejda, eine Guglielma beneiden möchten um ihre schlichte Einfalt.

* * *

Ich habe alles, was ich heut' schrieb, noch zwei-, dreimal durchgelesen. Es ist alles wahr und richtig. Aber wenn ich die leise Hoffnung hegte, in den im raschen Impuls hingeworfenen Worten einen Leitstern für mich selber zu finden, so suchte ich vergebens. Nichts steht darin, was ich zurücknehmen möchte. Aber auch nichts, was mir den Weg weisen könnte. Denn dem Einfachsten und Natürlichsten wiederstrebten schließlich doch Ueberlegung und Wille.

Es muß alles bleiben, wie es ist. Wenn meine Kraft reicht —

---

2. September.

Wie schnell das Leben seinen Schleier über das Geschehene zieht! Heute geht in Land, Stadt und

Schloß alles seinen gewohnten Gang. Die Räder, die einen Augenblick still zu stehen schienen, rollen weiter. Der Herzog hörte gestern bereits einige Vorträge; heute früh fuhr er auf einige Tage mit dem Oberjägermeister ins Gebirge. Ich mußte heute schon Hoheit zur Eröffnung des neuen Diakonissen-Heims begleiten.

Wie ich sie bewundere! Wie sie zu leiden und Leid zu tragen weiß! Ruhig und still, ohne zu klagen; voll Rücksicht auf ihre Umgebung; voll Güte und Großmut! Nur noch ein einziges Mal drohte ihre Selbstbeherrschung zu erliegen. Bei der Abschiedsaudienz für Ellengrod, bei der ich auf ihren besonderen Befehl zugegen sein mußte. Vielleicht war trotz allem in ihr ein Vorwurf gegen ihn: der Gedanke, daß er den Unfall hätte verhindern können, hätte hindern müssen. Aber als der gebeugte Mann vor ihr stand, hatte sie nur die wärmsten Worte der Anerkennung, bis sie dann sagte: „Sie haben ihn auch lieb gehabt —", da stieg ein Schluchzen tief aus ihrer Brust herauf. Es war nur ein einziger heller Ton, aber er griff mir ins Herz. Gleich fand sie sich wieder: „Unseren Dank noch in anderer Weise Ihnen zu beweisen, hat sich der Herzog vorbehalten, lieber Herr von Ellengrod. Ich kann Ihnen nur als Mutter sagen, wie sehr ich stets Ihre mühevolle Fürsorge bewundert habe. Der liebe Gott hat es nicht gewollt, daß wir unser Ziel erreichten, seinem Ratschluß müssen wir uns in Demut fügen." Und dann: „Viel Gutes wünsche ich Ihnen für Ihre Zukunft — von ganzem Herzen. Gott sei mit Ihnen —"

Nachdem er gegangen war, trat die Herzogin ans Fenster und sah lange hinaus in den Park. Als sie

sich endlich wieder umwandte, hatte sie Tränen in den Augen. Sie trat zu mir, faßte meine beiden Hände und sagte: „Auch Ihnen will ich danken, Edith. Sie waren gut zu mir in all der schweren Zeit — und ich muß, wenn ich Sie ansehe, immer daran denken, daß Moritz Sie gern hatte von der ersten Begegnung an. Wenn Sie einmal einen Wunsch haben sollten, mein Kind, dann, bitte, kommen Sie zu mir. Sie treten nun bald in andere Lebenskreise. Ich werde Sie sehr vermissen — aber ich hoffe, Sie bleiben mir nahe, auch wenn Sie nach Villa Frieden übersiedeln — und behalten mich auch im Glück ein wenig lieb —"

Ich — ich — im Glück —

Heute hatte ich einen kurzen Brief von Fritz. Kurz und inhaltreich. Der Hauptzweck der Zeilen war, daß ich Marie in passender Weise, da er ihr ja nicht selber schreiben dürfe, sein herzlichstes Beileid zum Tode des Bruders aussprechen solle. Dann aber kam, nur hingeworfen, eine kurze Notiz: „Ich würde im April wohl in die große Bude einberufen werden. Wer weiß aber, wo ich dann bin. Erschrecke nicht, Dita, ich werde mich voraussichtlich ein Jahr à la suite stellen lassen und nach Eldena gehen, um Landwirtschaft zu studieren." Keine Erklärung dazu.

Ich erschrak doch — soweit ich überhaupt jetzt noch erschrecken kann. Wieder ein ganz plötzlicher Schritt ins Ungewisse, dachte ich; wieder irgendwelche phantastischen Selbstvorspiegelungen.

Nach der Abendtafel zogen sich Hoheit und die Fürstin zurück. Ich blieb mit Marie allein. Sie ging mit mir in ihr kleines Mädchenzimmer. Und da teilte

ich ihr mit, was Fritz mir geschrieben hat, und meine Besorgnisse.

Beides mit schlechtem Gewissen und doch auch aus einer eigenen Gleichgültigkeit heraus. Mit schlechtem Gewissen: denn ich gerate durch Marie wider Willen wieder auf die schiefe Ebene, Heimlichkeiten mit ihr zu haben. Und mit der Gleichgültigkeit, in der ich jetzt im letzten Grunde doch alles ansehe, was mich nicht persönlich berührt.

Marie aber lachte über mich. Sie nickte lebhaft mit dem Kopfe und lachte. Dies fröhliche, innige, vertrauensvolle, beneidenswerte Kinderlachen.

„Aber du dumme Dita, siehst du denn darin nicht Großmamas Hände? Die denkt doch immer und überall vor, weit in die Zukunft hinein. Das ist doch ganz klar: ich bekomme doch mal die Hessensteinschen Herrschaften — Gott gebe, daß es noch lange Zeit hat. Und wie Großmama sich um alles selber kümmert, was sie lieb hat, von einer Bauernkate bis zu irgend einem Eichenwipfel — so ist sie nämlich — so will sie auch, daß es in Zukunft bleibt. Nicht so bloß durch den Güterdirektor — selbst ist der Mann. Na, du süßes Schäfchen — und da soll der Fritz eben was Ordentliches lernen. Kapiert, Dita?“

Mir fiel wieder die kleine, braune Nadejda und mir fiel die arme Flickschustersfrau aus der Via della Marmorata ein. Und ich zog in Gedanke neine gerade Linie aus ihren Tiefen zur Höhe. Ist's denn nicht derselbe Naturinstinkt in diesem Fürstenkinde? Sie liebt und sie sieht tausend Wege und ein glückliches Ziel vor sich, und das hält sie fest im Herzen, läßt nicht daran deuteln

und rütteln. Ich aber habe nichts vor mir als krumme Gassen —

Gar nicht erwähnt habe ich es: seit die unglückliche Frau nicht mehr in der Villa Frieden ihr Heim hat, sendet er mir an jedem Morgen einen Rosenkorb. Die Rosen kommen, duften, welken. Ich weiß wohl, sie sollen mir ein Zeichen sein, sollen der stummen Frage Ausdruck geben: ‚Darf ich kommen? Wann darf ich kommen?‘

Frühmorgens, wenn Marietta den Korb hereinbringt, schrecke ich jedesmal zusammen, wie vor der neuen Mahnung. Und jetzt, in der Nacht, wirkt der Duft auf mich gleich einem Vorwurf.

Und ich kann doch keinen Entschluß fassen — kann nicht — kann nicht —

Und nun kommen wieder die schlaflosen Stunden, in denen ich von fünfzehn zu fünfzehn Minuten die Turmuhrschläge höre und jeden Schlag zähle, vom ersten rasselnden, krächzenden Ausholen des uralten Werkes bis zum letzten Verklingen. In denen ich immer wieder versuche, kühl überlegend Gillern und Herlin zu vergleichen und mich zwingen will, die Wage meines Gewissens für jenen zu stimmen. Aber immer aufs neue wirft dies törichte Herz für Eberhard sich ins Gewicht. Bis ich dann, im dämmernden Morgen, endlich einschlafe. Und dann träume ich den alten Traum vom Janikulum und von der Kirche Quo vadis an der Via Appia; fahre empor, weil ich heiße Lippen auf den meinen zu fühlen glaube — und denke daran, was ich werde durchzukämpfen haben, wenn mich dieser Traum bis in die Villa Frieden verfolgen sollte —

---

3. September. Mittag.

Ich bin krank. Ich habe heute früh herunterschicken müssen, mich entschuldigen lassen. Ich glaube, ich fieberte.

Marietta war ernstlich besorgt. Ich fürchte, sie ahnt mit ihrer südländischen Schlauheit, was ich leide und warum. Wie sollte sie nicht? Sie hastete nicht umsonst mit manch einem Billett zwischen Broccoli und Finocchio im Marktkörbchen von mir zu Eberhard — und sie hat ihn ja hier gesehen — und sie kombiniert so gern und so scharf —

Ich sollte im Bett bleiben, wollte sie. Aber ich hielt es nicht aus. Und so sitze ich denn wieder an dem alten Schreibschrank und schütte mein Herz aus — und kann doch immer nur das Gleiche schreiben —

Marie war hier. Ich habe ihr alles gesagt. Ich mußte, mußte mich endlich zu einer teilnahmsvollen Menschenseele aussprechen.

Sie ist noch so jung, so lebensunerfahren. Nun ich wieder allein bin und die folternde Ueberlegung in mir neu erwacht, frage ich mich: ‚Tat ich unrecht? War ich unklug?‘

Aber ich konnte meine Verzweiflung nicht mehr allein mit mir herumtragen, Ich erstickte fast.

Und dann weiß ich: sie hat das treueste, beste Herz von der Welt. Und ich weiß auch, wenn man sie folterte, sie würde ein ihr Anvertrautes nicht ausplaudern.

Als ich ihr mein Herz ausgeschüttet hatte — ausgeschüttet, ich weiß keinen passenderen Ausdruck — konnte ich erleichtert aufatmen. Nun freilich ist dieser kurze,

befreiende Moment schon wieder vorüber, und ich bin in den elenden Zustand von heute morgen zurückgesunken. Körperlich und geistig.

Denn gerade die Frage, mit der dieser junge, gerade Sinn meine angstvollen Selbstanklagen beantwortete — diese Frage half mir nicht um einen Schritt vorwärts.

Marie saß neben mir in schwesterlichster Anteilnahme. Sie hörte mir zu — nicht etwa mit gespanntem Backfischinteresse — o nein — mit dem Ausdruck eines merkwürdigen, innigen Verständnisses. Sie streichelte meine heiße Wange und meine eiskalten Hände, sie küßte mich. Und als ich dann endlich mit all meinen Geständnissen am Ende war, da sagte sie, nach einer ganz kurzen Pause des Ueberlegens, kurz und knapp: „Dita, ich meine, es kommt doch nur auf eins an — liebst du diesen Eberhard heute noch wie einst in Rom?“

Das war ihr A und ihr O. Ich aber konnte ihr nicht antworten. Oder ich wollte vielleicht auch nicht. Denn nun tauchte aus dem Untergrund meines Bewußtseins plötzlich wieder die häßliche Erwägung auf: Sagst du jetzt ja, so zerreißt du dir alle Fäden. Sagst du jetzt ja und — und gehst nachher den anderen Weg, so wird sie dich verachten. Dieser kleine, gute, liebe Mensch, in dessen Brust kein Verständnis für eine komplizierte Lebensauffassung ist — dieses beneidenswerte Mädchen mit den zielbewußten, nur vom Herzen geleiteten Willen kann dann gar nicht anders als dich verachten!

Aber schon daß ich nicht antwortete, daß mein Ja ausblieb und mein Nein, mißfiel ihr. Sie suchte es zu verbergen, aber ihr, die nie heucheln gelernt hat, gelang

das schlecht. Es war, als ob ein leichter, leiser Mißton zwischen uns aufgeklungen wäre, der uns beide gleich schmerzlich berührte. Wir versuchten wohl, ihn durch verdoppelte Herzlichkeit zu beseitigen, aber es gelang nicht völlig. So ging Marie — und ich bin wieder allein und bin ratlos wie vorher.

Abend.

Nein! Ich will Klarheit schaffen!

In den einsamen Stunden heute nachmittag habe ich mich durchgerungen. Ich will nicht die Lüge und den Trug, die der äußerlichste Egoismus in mir groß gezogen hat, ein Leben lang mit mir herumschleppen. Ich will auch nicht Gillerns Leben damit vergiften.

Meine liebe Marie, ich danke dir in Gedanken auf den Knien. Deine schlichte, gerade Frage traf mich am tiefsten. Ob ich mich auch wandte und sträubte, sie zwang mich! Und es ist gut so.

Du freilich, du geliebtes Kind mit dem goldenen Herzen, malst dir wohl mit dieser Frage zugleich Zukunftsbilder aus, die nie in Erfüllung gehen können. Was tot ist, weckt keine Reue auf. Aber die Reue erleichtert wenigstens, wenn sie zur rechten Selbsterkenntnis wird, das eigene Herz. Ich werde dann wieder aufatmen können —

Ich fürchte mich vor dem morgenden Tag. Ich fürchte mich vor der Aussprache mit Gillern so sehr, daß ich schwankte, ob ich ihm nicht alles schreiben sollte. Aber das wäre feig gewesen. Auge in Auge will ich ihm gegenüber stehen und will ihm beichten. Er kann es verlangen, daß ich ihm auch in dieser Stunde, mit

dieser Beichte meine dankbare Achtung erweise. Ganz ehrlich will ich sein und seine Vergebung erbitten, daß ich endlich wieder mein Haupt erheben kann, die Achtung vor mir selber zurückgewinne.

Was dann wird, stehe bei Gott —

Lieber Gott, in dieser Stunde flehe ich zu dir: gib mir Kraft! Halte du mich fest im Willen und zur Tat!

Meine Jugend ist dahingegangen in eitler Selbstbespiegelung und Selbstsucht. Ich will anders und besser werden —

Du hast mich gelehrt, wie wenig Glück auf den Höhen wohnt. Du hast mir eine Schwester gegeben, die um ihrer Liebe willen freiwillig auf äußeren Glanz und äußerliche Stellung verzichten wird mit lachendem Munde. Nun führe du mich auch durch die letzte Prüfung! Und laß du mich die rechten Worte finden, daß ich dem nicht wehe tue, der sich durch mich ein neues Glück erträumte —

---

4. September.

So ist es denn geschehen. Ich bin den schwersten Gang meines Lebens gegangen. Und tief gebeugt komme ich von ihm zurück.

Wie jung und leichtfertig muß ich damals gewesen sein, als ich Eberhard den Abschiedsbrief schrieb! Wie wenig habe ich damals empfunden, welch tiefe Wunden ich riß! Erst heute ist mir das ganz zum Bewußtsein gekommen. Und auch das: wie gering wir Frauen uns selber einschätzen, wenn wir leichthin einem werbenden Manne ein Nein entgegensetzen. Wir meinen, daß er schnell darüber hinwegkommen wird, daß die Welt für

ihn so groß und reich sei — und wir ahnen nicht oder wollen nicht ahnen, wie schwer wir treffen. Es mag ja Männer geben, die solch ein Nein abschütteln, wie Wassertropfen. Die beiden Männer, die am tiefsten in mein Leben eingriffen, die habe ich schuldig Arme getroffen bis ins Nerv. Und ich weiß nicht, wie ich das je überwinden werde —

Ich hatte Gillern ganz kurz um eine Begegnung am Belvedere gebeten. Als ich hinaufkam, war er schon dort. Ich sah ihn vor dem Pavillon langsam auf und ab schreiten mit gesenktem Haupt, sinnend, als ahne ihm, was ich ihm bringe. Das Herz war mir schwer zum Brechen. All die aufrichtige Sympathie, die ich für ihn empfand und noch jetzt empfinde — jetzt in diesen Minuten wohl noch stärker denn je — wuchs in mir wieder empor, die lebendige Achtung vor seiner Persönlichkeit, vor seinem Wesen, vor seiner wahrhaftigen Liebe zu mir. Langsamer und immer langsamer mögen auch meine Schritte geworden sein, der sanfte Hang des Weges schien mir gleich dem steilsten Bergpfad. Die Zähne habe ich aufeinander gepreßt, habe mich vorwärts geschleppt wie eine Verurteilte auf ihrem letzten Gange. Ich war ja auch eine Verurteilte.

Und indem ich das hier niederschreibe, dünkt es mich ein letztes Geständnis vor mir selber: als ich näher und näher kam, zwischen den Taxushecken, die gleich Gefängniswänden den Weg einschließen, schwand mir noch einmal der Mut, ehrlich zu sein.

Meine Gedanken irrten umher und suchten nach einem Ausweg, nach einem Vorwand, nach neuem Zögern. Ganz klein und schwach wurde ich. Aber ich überwand

mich. Der bittere Trank mußte bis zur Neige geleert werden.

Dann sah er mich, grüßte, kam mir einige Schritte entgegen, blieb vor mir stehen, blickte mir ins Gesicht —

Und ich fühlte, er wußte in demselben Moment, weshalb ich gekommen war. Er las es mir aus den Augen ab.

Ich wollte sprechen, ich wollte ihm ja so viel sagen — meine Stimme war wie erstickt. Aber die bitteren Tränen quollen mir aus den Augen. Ich schluchzte wohl auch ein paarmal krampfhaft auf, vielleicht schwankte ich auch — ich weiß es nicht —

Ich sah auch sein Gesicht nur wie durch einen dichten Schleier. Das allein weiß ich, daß wir uns sekundenlang schweigend gegenüber standen.

Er war auch jetzt der Stärkere, Größere.

In jenen Augenblicken, wo ich meinte, die Knie müßten unter mir zusammenbrechen, und doch auch wieder, alles wie in einem Traum, dachte: Wenn du doch sterben könntest! — in jenen Augenblicken ist es mir ja nicht zum Bewußtsein gekommen. Aber jetzt weiß ich es: ich an seiner Stelle — ich hätte mir den Hut in den Nacken geschoben, hätte aufgelacht und der Wortbrüchigen den Rücken gekehrt. Vielleicht würden viele das sehr männlich gefunden haben. Er war männlicher, denn er beherrschte sich; er war edler, denn in ihm war Mitleid mit dem armen Wesen, das am liebsten seine Knie umklammert hätte —

„Kommen Sie, Edith —" hörte ich ihn sagen und fühlte, daß er meinen Arm in den seinen zog, um mich zu stützen. So führte er mich aus dem Hauptwege in

einen Seitensteg nach einer stillen Bank und ließ mich niedersitzen — und mich ausweinen —

Lange, glaube ich, lange habe ich dort gesessen. Und er stand schweigend neben mir.

O ich weiß es: nur ein Mensch, der im Leben viel Leid erlitten hat, kann so mitleidig sein. Den einen mag das Leid verbittern, dem anderen aber öffnet es das Herz weit — weit —

Allmählich wurde ich wohl etwas ruhiger. Aufzusehen, ihn anzusehen wagte ich nicht; sprechen konnte ich nicht. Aber die Tränen versiegten.

Da hörte ich seine Stimme neben mir, traurig, aber gefaßt und ruhig: „Darf ich mir eine Frage erlauben, Edith? Sie lieben — einen anderen —“

Ich hatte ihm wahrhaftig alles sagen wollen, alles! Nun konnte ich doch nur in meiner stummen Verzweiflung den Kopf neigen.

Und es war wieder tiefe Stille zwischen uns. Nur seine schweren Atemzüge hörte ich. Und in all meiner Zerrissenheit hatte ich die Empfindung: wenn er dich doch schmähen wollte! Wenn er dich doch schlagen wollte!

In jenen Augenblicken war ich mir ja nicht klar darüber. Aber jetzt, nach Stunden, will es mir scheinen, daß mich diese abgeklärte Ruhe, zu der ihn gewiß erst das Leben erzog, vielleicht stärker als alles von ihm getrennt hat: meine Natur braucht einen Herrn, verlangt nach scharfen Gegensätzen, nach Kampf und Unterordnung. Oder sind auch das Sophismen? Denn im letzten Grunde schied ihn und mich ja das andere —

Aber eine tiefe, innige Dankbarkeit war doch in mir

daß er nicht bat und flehte, nicht in mich drang und mich umzustimmen suchte.

Er nahm noch einmal meine Hand und küßte sie. Dann wandte er sich wortlos zum Gehen. Ich sah es nicht, ich hörte es nur. Aber es löste plötzlich den Bann in mir. Ich sprang auf, ich hob die Hände und rief: „Vergebung — ich bitte Sie — verzeihen Sie mir— “

Da wandte er sich noch einmal zurück, und nun sah ich erst das wehe Zucken in seinem Gesicht und seine ernsten, trüben Augen.

„Verzeihen, Gräfin Edith?“ sagte er. „Es gibt zwischen uns nichts zu verzeihen und zu vergeben — “

„Doch — doch!“ bat ich und rang die Hände.

Er schüttelte traurig den Kopf. „Nein, Gräfin. Ich gehe in tiefem Schmerz, aber ohne Groll. Denn ich bin gewiß: als Sie mir Ihr Jawort gaben, da meinten Sie, Ihr Herz sei frei. Selbsttäuschungen sind wir alle unterworfen — “

Und so ging er von mir.

Und ich wagte nicht, ihn noch einmal zurückzurufen, ihm noch einmal die Hand zu reichen, ihn noch einmal zu bitten —

Ihm das kümmerliche Surrogat der Freundschaft anbieten — nein — nein! Das wollte ich nie! Aber das fühle ich: gäbe es eine Möglichkeit — die nie, niemals eintreten kann — daß ich mich mit Recht und Bewußtsein seine Freundin nennen dürfte, ich würde es mit Stolz tun und würde ein Glück darin finden.

Nun ist es geschehen — ich bin frei.

Es ist auch das andere erledigt. Ich habe Hoheit Meldung erstattet, und sie hat diese kopfschüttelnd entgegen

genommen. Ich bin zu Marie geschlichen, wie ein müder Vogel, und sie hat mich geküßt und gesagt: „Das war brav, Dita —“

Wie ein müder Vogel! Seit langen Tagen hab' ich mich matt geflattert gegen die Stäbe des Käfigs. Nun haben sich die Gitterstäbe aufgetan —

Frei?!

Es ist alles gut so. Es war Pflicht, die schwerste, die ernsteste Pflicht, die ich in meinem ganzen nichtigen Leben gelöst habe.

Das Fallgitter ist offen. Aber mich dünkt: das Vögelchen sitzt wie gelähmt auf seiner Stange und weiß nichts von der Freiheit. Es hat das Fliegen verlernt und wird's nie wieder lernen.

Was nützt ihm das bißchen Freiheit?!

Soeben war Marietta hier. Sie betrachtet mich durchaus als Patientin und hat einen ihrer vielen Tees gekocht. Fiebertee — die Römerinnen verstehen sich darauf.

Das alte Jüngferlein soll in ihr Bett kriechen, Tee trinken und schlafen.

Ja — schlafen — wer das könnte —

---

6. September.

Man ist so gut zu mir, wie liebevolle Herzen zu Kranken sind, die ihnen nahe stehen. Mit dem seltensten Zartsinn, der für mich bisweilen fast etwas Beschämendes hat, vermeidet die Herzogin jedes Thema, das an Gillern erinnern könnte. Gestern kamen Hoheit und die Fürstin Hessenstein zu mir hinauf, um mir einen Krankenbesuch zu machen — und ich weiß doch, wie schwer der alten

Dame die Treppen werden. Marie sitzt stundenlang an meinem Bett. Fast ist es zu viel des Guten, denn ich bin müde —

Aber das wird überwunden werden. Ich bin ja körperlich so kerngesund, wie nur möglich. Die seelische Spannkraft allein ist niedergebrochen, und ich muß sie erst langsam zurückerobern.

Der Abschied von Gillern zittert noch in mir nach. Heute früh brachte mir Marietta die hiesige Zeitung. Da las ich, daß er „seine längst beabsichtigte Reise um die Erde“ angetreten hat. ‚Längst beabsichtigt —‘. Ich habe still vor mich hin weinen müssen.

Gegen Mittag bin ich aufgestanden. Und ich saß noch nicht lange im Wohnzimmer, da meldete mir Marietta noch eine Krankenvisite. Mein alter Oberst Möller war's, der sich nach meinem Befinden erkundigen wollte, und ihm gegenüber durfte ich wohl von meinem Hofdamenrecht, Herrenbesuche anzunehmen, Gebrauch machen.

Nun wünsche ich dennoch, ich hätte es nicht getan.

Zuerst war es mir eine wirkliche Freude und Erquickung, mit ihm zu plaudern. Er war bei seinem bissigsten Humor und schalt mich im perlendsten Toskanisch gründlich aus, daß ich mir erlaubte, krank zu sein. Und sah mich dabei mit seinen großen, klugen Augen fast väterlich zärtlich an.

Aber dann kam er, der Ahnungslose, auf Eberhard zu sprechen, und jedes Wort wurde mir zur Pein. Es sollte ja anders sein: ich müßte mich freuen, mit welcher Begeisterung der sonst so kritisch veranlagte alte Herr von ‚seinem jungen Freunde‘ spricht, von Eberhards

tiefgründigem Wissen und seinem Verständnis, und daß er so ganz anders sei, als leider die Mehrzahl unserer deutschen Gelehrten: kein Pedant und kein Mann, der das Leben nur aus der Froschperspektive trockener Gelehrsamkeit kennt; ein ernster, aber ein frischer, tüchtiger Mensch! Verstand und Herz auf dem rechten Fleck! Ordentlich warm wurde Möller und seine Augen rollten, als er schloß: „ . . . und ein Italienisch spricht er — Komtesse, dagegen sind wir beide ganz elende Waisenkinder!“

Ach ja! Ich hätte mich freuen sollen! Aber tiefe Wunden schmerzen schon bei einem Hauch, der über sie hingeht —

Das Bild, was mir der Alte zeichnete, entspricht ja zu sehr dem, das ich im Herzen trage — Zug um Zug —

Ich habe mich sehr zusammennehmen müssen, um meinen äußeren Gleichmut zu bewahren, um mich nicht zu verraten. Und schließlich gewann ich's über mich, zu fragen: „Wie lange wird die Arbeit im Archiv denn noch dauern?“ Seinen Namen umging ich.

„Oho! Aha!“ machte der Oberst. „Wenn Sie ahnten, Komtesse, was dieser Schockschwerenöter alles ausgegraben hat! Schätze, die tot lagen — brach und tot! Die ich wohl kannte, aber für wertlos hielt, und für die er mir erst das Verständnis erschlossen hat. Wochen kann das noch dauern — vielleicht bis zum Beginn des Wintersemesters. Da sind simple vergilbte Kostenrechnungen für einen Fehdezug des Herzogs Sizzo, scheinbar elende Zahlenaneinanderreihungen, die plötzlich unter seiner Hand sich mit Leben und Bedeutung erfüllen.

die zu wichtigen Beiträgen für die Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts werden. Da ist der Reisebericht eines Geistlichen, der anno 1387 im Auftrag des Herzogs Günther nach Rom zog — ein ganz erstaunliches Ding voll der feinsten diplomatischen Wendungen. Ja — wenn man noch jung wäre! Wenn man noch frisch genug wäre, um diese Methode moderner Forschung studieren zu können! Beim großen Dante, ich ginge nach Göttingen und hörte zu Herlins Füßen Geschichte, arbeitete ein paar Semester in seinem Seminar. Und wer weiß, ob ich's nicht tu —"

Ich hatte wohl die Augen geschlossen. Denn der alte Herr wurde plötzlich ganz besorgt. „Red' ich zu viel, Komtesse? Werfen Sie mich nur heraus! Aber wenn mir das Herz warm wird, geht die Zunge immer mit mir durch —" Dann lachte er wieder: „Na übrigens — das Neueste. In den allerhöchsten Kreisen beginnt man sich für das verachtete Archiv zu interessieren, für das bisher jede Ausgabe als ein Sakrileg erschien. Exzellenz Isenburg war schon zweimal darin und betrachtete durch sein Monokel aus Fensterglas höchst andächtig ein paar Dokumente, schwatzte allerlei Unsinn und verwechselte zu unserem geheimen Gaudium andauernd Friedrich Barbarossa mit Friedrich III. Das ist aber noch gar nichts. Gestern hatten wir in der Tat allerhöchsten und noch dazu allerliebsten Besuch. Unsere kleine Hoheit steckten nämlich das reizende Näschen in den Archivstaub. Schade, daß Sie nicht dabei waren. Prinzeß war wirklich entzückend. Diese drollige Natürlichkeit, mit der sie erklärte, die ollen Kaiser wären ihr alle egal langweilig, und sie wüßte nur, daß wir in Deutschland

seit anno 71 wieder einen Kaiser hätten — diese Munterkeit hätte Sie mit einem Male wieder gesund gemacht. ‚Aber Sie lachen ja gar nicht einmal über meine Dummheit!‘ sagte sie schließlich komisch entrüstet zu Herlin. ‚Warten Sie nur, ich weiß doch einiges, Karl der Große war der Vater von Karl dem Kühnen, und unter dem ist die Jungfrau von Orleans verbrannt worden!‘ Da mußten wir freilich lachen — und sie meinte: ‚Gott sei Dank —‘“

Endlich ging der Oberst. Und wie ich ihn kenne, erzählt er Eberhard noch heute von seinem Besuch und spricht wahrscheinlich von mir, als ob ich in seiner Verlassenheit am Hofe eine Lichtquelle für ihn gewesen sei: denn wen er gern hat, muß er loben. Und mir ist's, als sehe ich Eberhards Gesicht dabei immer finsterer werden und seinen Kopf sich immer tiefer auf ein Pergament neigen —

Marie im Archiv!

Es ist ja eigentlich ganz natürlich, entspricht ganz ihrer impulsiven Art. Sie wollte Eberhard Auge in Auge sehen, ihn sprechen hören, ihn kennen lernen, und da schlug sie wie immer den geradesten Weg ein. Und auch das ist erklärlich, daß sie mir nichts davon sagte; denn sie fühlt, wie schon die Erwähnung seines Namens mein Innerstes aufwühlt.

Abend.

Nun hab' ich sie doch gefragt. Wir saßen in der Dämmerstunde beieinander. Da faßte ich mir ein Herz und sagte wie beiläufig: „Oberst Möller war bei mir und erzählte mir, daß du einen Archivbesuch gemacht hast —“

Rot wurde sie freilich, wie eine ertappte Sünderin. Aber dann umhalste sie mich und lachte mich an: „Du Schäfchen, du — ich bin doch auch eine Evatochter und neugierig — wollte sagen, wißbegierig, was die gelehrten Herren treiben!“

Der Schelm sitzt ihr nun einmal im Nacken.

Als ich schwieg, schmiegte sie sich noch enger an mich und sagte komisch vorwurfsvoll: „Du aber bist gar keine rechte Evatochter. Sonst müßtest du mich fragen: wie hat er dir gefallen?“

Da machte ich mich frei, stand auf und trat an das Fenster. Doch sie kam mir nach und bat: „Sei nicht böse, Dita — ich hätte das nicht sagen sollen. Warum fingst du aber auch an? Ich weiß ja, du denkst, das ist alles aus — das! Aber ich denke, so etwas kann nie sterben.“

„Es ist aus!“ sagte ich fest.

Sie wurde still und traurig. Wir standen eine ganze Weile schweigend nebeneinander und sahen auf den Park hinaus, über dem schon die Dunkelheit lag. Wie ein heller Streifen zog sich darin der bekieste Weg zum Belvedere hinan und meine Gedanken gingen ihm nach.

Mit einem Male fühlte ich Maries Arm um meinen Nacken, ihre Lippen auf meinem Mund, und auf meiner Wange Tränen —

Und dann war sie auch schon mit einem „Gute Nacht, Dita!“ hinaus.

Sie hatte um mein verlorenes Glück geweint —

Verlorenes Glück — verspieltes Glück! Oder hätte es nie ein Glück werden können?

---

7. September.

Heute habe ich mich bei Hoheit gesund gemeldet. Sie hatte ein paar Briefe für mich zu schreiben — Antworten auf Bittgesuche — und gab mir die Weisungen in ihrer gütigen Art, als fühle sie, daß mir jetzt jede Arbeit wohl tun müsse. Da kam plötzlich der Herzog ins Zimmer, ging ein paarmal geräuschvoll auf und ab und war sehr ungnädig über Gillerns plötzlichen Fortgang.

„Nicht einmal eine Abschiedsaudienz bei uns erbeten — das Geld außer Landes tragen — immer zu dem Mann sehr gnädig gewesen — da haben wir nun den Dank. Möchte nur wissen, was Veranlassung — ganz unerklärlich — Isenburg meint auch — unverantwortlich. Wenn wirklich die Werke Aktiengesellschaft werden, wie verlautet, nichts als ewiger Skandal mit den Arbeitern in Sicht — selbstverständlich — meint Isenburg.“

„Gehen Sie, Gräfin, ich habe nichts weiter für Sie!“ sagte die Herzogin mitleidig. Aber ich fing noch einen Blick des Herzogs auf, der mich erkennen ließ, daß ihm der plötzliche Entschluß Gillerns doch nicht so ganz unerklärlich ist, und als ich die Tür schloß, hörte ich: „— natürlich verfl— Frauenzimmergeschichten — ja —“

Also auch das bleibt mir nicht erspart. Die bittere Wahrheit, daß ich — ich Gillern vertrieben habe, aus einer reichen Tätigkeit, aus dem Lande, dessen Wohltäter er geworden war, aus der väterlichen Fürsorge für die Tausende von Arbeitern mit all ihren Frauen und Kindern! Daran bin ich schuld. Ich — ich!

Ich muß auch das auf mich nehmen, so tief es mich schmerzt. Aber stünde ich noch einmal vor demselben Entschluß: jetzt weiß ich, ich könnte nicht anders handeln. Wär's nicht um meinetwillen, so um seinetwillen. Ich hätte ihn nie, niemals glücklich machen können. Und ich schätzte ihn zu sehr, als daß ich ihn unglücklich wissen möchte — nun gar durch meine Schuld — — —

Am Nachmittag befahl mich die Herzogin zur Spazierfahrt. Wir fahren jetzt nie bei Villa Frieden vorüber und nicht den Waldweg nach Hungolsheim. Immer weit in die Ebene hinein.

Nur ganz kurz kam Hoheit auf den Zwischenfall von heute früh zurück. „Sie taten mir leid, Edith!“ sagte sie. „Aber Sie werden einsehen, von seinem Standpunkt als Landesvater hatte der Herzog nicht unrecht. Und Sie dürfen es auch mir nicht anrechnen, wenn ich diesen Ausgang bedauere. Es schmerzt mich wirklich, denn Baron Gillern ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, und ich hätte ihm nach allem Schweren, das er durchlebt und durchlitten hat, noch einmal ein volles, schönes Glück gegönnt — an Ihrer Seite, liebe Edith. Wie's aber auch sei: daß Sie Ihrem Herzen, daß Sie Ihrem Gewissen folgten, kann ich nur billigen —“

Dann saßen wir lange schweigend. —

Der Herbst meldet sich schon leise an. Hier und dort färben sich die Blätter, die schönen Platanen der großen Allee verlieren bereits ihr Laub; gelb, rot und grau liegt's überall auf den Wegen. Es hatte für mich immer etwas Trübseliges, durch kahle Aeste auf einen graublauen Himmel zu sehen. Vielleicht auch darum

war mir Italien so lieb mit seinen vielen immergrünen Gewächsen, die uns selbst im Winter oft so merkwürdig das Frühjahr vorspiegeln.

In ihrem gemessenen Trabe, der einen nervösen Menschen zur Verzweiflung bringen kann, zogen unsere Karossiers den gewohnten Weg entlang. So reizlos wollte er mir erscheinen, die ich doch sonst Verständnis für den weiten Blick in die Ebene, für den stillen Frieden dieser echt deutschen Landschaft habe. Nein — nicht reizlos nur, traurig sogar. Wir sehen ja gerade dann immer, wenn in uns eine Erregung nachzittert, nicht mit den äußeren Augen allein, sondern mit der Seele.

Weite Stoppelfelder mit vereinzelten nachgeschossenen Kornblumen auf den Rainen; dann und wann ein Kartoffelacker, auf dem das Kraut bereits welk wird. Ein paar dürftige Frauen darin, die die Erdäpfel aus dem Boden nahmen. Gleich grauen Flecken zeichneten sie sich in der grauen Landschaft ab, wie ich sie so vor mir sah, über ihre Körbe gebückt, den Kopf tief geneigt, in schwerer Arbeit. An das Gemälde von Millet: „Die Aehrenleserinnen" im Pariser Louvre mußte ich denken. Und dann an eine Gruppe fröhlicher, buntgekleideter, singender Winzerinnen auf den Sabiner Bergen. Merkwürdig, wie sich meine Gedanken weiterspannen. In einem Atemzuge fast dachte ich daran, wie viel Gram und Elend ich als Gattin Gillerns hätte lindern können, und daran, daß ich an jenen lustigen Mädchen in den Rebenhängen der römischen Wunderberge mich gemeinsam mit Eberhard gefreut hatte. Aber es kam mir vor, als sei das vor vielen Jahren gewesen. Ich hätte weinen mögen —

Die Chaussee machte eine Biegung. Wir bekamen den Wind von vorn, und er wehte mir ein Stückchen Altweibersommer ins Gesicht. Unheimlich fest legte sich das feine Gespinst gegen meinen Schleier. Ich hatte Mühe, es zu entfernen, und dann klebte es an den Handschuhen. Ja — der Herbst! Die Sonne schien, aber sie wärmte nicht recht. Mich fröstelte leicht.

Plötzlich fingen Hoheit — wohl nach ernstem Nachsinnen und Ueberlegen — wieder an:

„Liebe Edith, ich will kein Geheimnis vor Ihnen haben. Wie wir uns stehen, und wie die Verhältnisse liegen, müssen Sie ja auch die erste sein, die davon erfährt. Meine gute Mutter hat gesiegt: wir werden Mariens Glück nicht mehr in den Weg treten —"

Es kostete der Herzogin doch eine gewisse Ueberwindung, das auszusprechen. Ganz leise sagte sie es, langsam und schwer, und ohne mich anzusehen, mit einer Stimme, in der die Erregung nachbebte.

Und ich? Wie froh und glücklich hätte ich sein müssen! Ich freute mich ja auch für Marie und für Fritz — gewiß! — aber das Aufjauchzen meines Herzens, der innige Jubel — das alles blieb aus. Nicht einmal stark überrascht war ich. Ich hatte nur die Empfindung: also diese beiden haben nun ihr Ziel erreicht — die Glücklichen. Und du wanderst weiter — ohne Ziel. Aber auch das war nur wie ein Klingen aus weiter Ferne.

Die Herzogin seufzte leise.

Diesmal las sie nicht in meiner Seele, diesmal verstand sie mich nicht richtig.

„Sie nehmen die Nachricht so auf, wie ich erwartete," sagte sie gepreßt. „Denn Sie fühlen gewiß, wie schwer

uns das Nachgeben wurde. Wir mußten ja entschieden gegen — gegen diese Verbindung sein. Meine Mutter dachte fast von Anfang an anders. Sie sagte damals schon: ‚Seid doch nur einmal nicht engherzig. Seid doch einmal Kinder eurer Zeit — dieser Zeit, die so viel Schlechtes heraufbeschworen hat, aber doch auch manche glücklichere, freiere Regung. Seht doch um euch' — sagte meine Mutter — ‚es ist ja gar nicht mehr etwas so Unerhörtes, was Marie von euch erbittet. Wir, die wir die Herren zu sein meinten, waren jahrhundertelang eigentlich die Geknechteten, waren unter dem Bann von hundertfältigen Vorurteilen. Gerade unsere Ehen — ich bitte euch — kamen sie nicht, durch Konvenienz und törichte Kabinettspolitik erzwungen, in neunzig Fällen vom Hundert auf ein knapp erträgliches Nebeneinanderleben heraus? Ueberzeugt euch, von welcher Art der junge Mann ist. Ueberzeugt euch vor allem, ob Mariens Liebe so tief ist, wie sie heiß zu sein scheint. Ich will auch zuschauen und zwar scharf, unvoreingenommen, wie ich es immer zu sein versuche. Und ist die Liebe echt und gut, und kann man's glauben, daß Marie glücklich wird, nun dann gebt eben nach, als gute Eltern, die mit ihrem Kinde fühlen, die sein Bestes im Auge haben, und als verständige Menschen. Oder wollt ihr auch noch die Verantwortung auf euch nehmen, daß dies heißblütige Kind — ich will's gar nicht ausdenken —'"

Die Herzogin schöpfte tief Atem.

„So ungefähr sprach meine alte Mutter. Gewiß, sie hat in vielem recht, wie immer. Das sagte ich mir damals schon. Ueberzeugen freilich konnte sie uns nicht,

am wenigsten den Herzog. Aber sie kennt die Kraft des Wassertropfens, der den Stein höhlt. Sie hat nicht nachgelassen. Sie hat Marie ‚auf Herz und Nieren‘, wie sie sich ausdrückt, geprüft, hat dann — Sie wissen es ja — Ihren Bruder kennen gelernt. Wir wollten immer noch nicht nachgeben. Doch dann kam — dann kam der Tod von Moritz. Sein Scheiden — es verschob ja so vieles, was wir geplant, gehofft, gedacht hatten. Das Haus der Saldinger stirbt aus — was kommt es schließlich noch darauf an, ob der alte Name in einer Frau weiter lebt, die ihn doch einst mit einem anderen vertauschen muß. Und der Verlust des Sohnes rüttelte wieder und wieder an unserer Seele: durften wir auch unserem letzten Kinde sein Lebensglück weigern? Schließlich tat auch die feste, fröhliche Zuversicht Mariens das ihre — welch ein glückliches Temperament hat das Kind und wie groß, wie tief und innig muß seine Liebe zu Ihrem Bruder sein!“

Wieder herrschte Schweigen zwischen uns.

Dann sagte die Herzogin: „Wir werden Ihrem Bruder und Marie noch eine Frist von einem halben Jahre setzen, haben wir heute beschlossen. Aber sie mögen sich schreiben, und wir wollen auch nichts dagegen haben, wenn Ihr Bruder das Weihnachtsfest hier mit uns verlebt; dann mag die Verlobung veröffentlicht werden —“

Die hohe Frau sah ein paar Augenblicke, wie wartend, vor sich hin. Dann wandte sie mir plötzlich wieder ihr Gesicht voll zu und schloß lebhaft: „Und nun sprechen Sie endlich, Edith — Ihr Schweigen erdrückt mich!“

Ach, wie schwach bin ich doch trotz aller guten Vorsätze. Ich sah den leuchtenden Tannenbaum, und ich sah

Marie und Fritz eng umschlungen und — ich stand beiseite und rang mit den Tränen der Verlassenheit. Es war ja kein Neid in mir — ich will es nicht Neid heißen! Nur ein unsagbar wehes Gefühl, dessen ich nicht Herr werden konnte, schüttelte mich. Ein Empfinden, das solch eine häßliche, sehr schmerzliche Bitterkeit in sich trug.

Endlich brachte ich mühsam heraus: „Wie soll ich Eurer Hoheit für meinen Bruder danken —“

„Das ist's nicht, Edith! Das ist nicht das rechte! Nur freuen sollen Sie sich über der beiden Glück! Das will ich auch —“

Hoheit hatte wieder sehr lebhaft gesprochen. Es sollte überzeugt klingen. Aber es war doch noch ein starkes Zagen in ihrem Ton; gerade hinter ihrem letzten Worte mußte ich mir unwillkürlich ein ‚— versuchen‘ ergänzen: ‚Das will ich auch versuchen — mich zu freuen nämlich —‘ Ihr ging's wie mir, wenn auch die Motive ganz verschieden waren: wir müssen uns erst an den Gedanken gewöhnen. Und hoffentlich wird die Stunde nicht ausbleiben, in der wir ohne jeden Rückhalt uns des Glücks der beiden lieben Menschenkinder wirklich — freuen können!

Daß es bisweilen so schwer ist, sich um das Glück anderer zu freuen, auch wenn sie unserem Herzen so nahe stehen, daß wir ihnen die Hände unter die Füße breiten möchten! Daß wir uns oft so schwer überwinden können — selbst um derer willen, für die wir gern würden leiden — für die wir vielleicht sterben könnten!

Ist auch das nur eine Abform der Selbstsucht? Auch das nur eine Umwertung des Egoismus? —

Ich las einmal: Selbstsucht ist die höchste Armut des Menschen. Gelacht hab' ich darüber. Heute kam ich mir unsäglich arm vor!

Ich beugte mich und küßte der gütigen Herrin die Hand.

Und dann saßen wir stumm nebeneinander, mit unseren Gedanken beschäftigt, in tiefem Sinnen.

Die Sonne sank herab. Es wehte herbstlich kühl von den nahen Bergen.

Ja — ja: der Herbst! Und nach dem Herbst kommt der Winter. Das ist das uralte, unabänderliche Naturgesetz, und es gilt für alles auf dieser Erde. Auch für uns Menschenkinder. Mein Herbst naht — und dann kommt mein Winter — der lange, endlos lange Winter —

Des Menschenlebens Jahreszeiten —

Eine halbe Stunde später — und ich sah den sonnigsten, strahlenden Frühling.

Da kam nämlich, gleich nach unserer Heimkehr von der Ausfahrt, Marie jubelnd auf mein Zimmer gestürzt, Tränen in den Wimpern und auf den Lippen das Glück. Als etwas, was ja hatte kommen müssen, nahm sie's hin und doch als ein köstliches Geschenk, von der Liebe errungen, von der Liebe gegeben.

Wie ein Kind tanzte sie im Zimmer herum. Der Grundakkord jedes Satzes, den sie herausjauchzte, war immer: Wie wird er sich freuen! Wie selig wird Fritz sein! —

Und ich kam mir wieder so arm, so unsäglich arm vor. Ich konnte mich nicht zur Mitfreude aufschwingen. Ich konnte nur hart mit mir kämpfen, gegen die schmerzenden Tränen, die sich in mir immer aufs neue

emporringen wollten, wie ich mich auch sträubte, und gegen — gegen mein verstocktes, eigensinniges, eigenwilliges Herz.

Am Abend habe ich an Fritz geschrieben. Und auch das einfachste und natürlichste, meine Glückwünsche, wollten mir nicht recht gelingen. Ich fürchte, Fritz wird denken: ‚Dita ist das reine Schulmeisterlein‘. Aber glückliche Leute kritisieren gottlob nicht scharf.

Eins freilich habe ich aus vollster Ueberzeugung geschrieben: ‚Nun hast du sie dir errungen — jetzt mußt du sie dir erst verdienen!‘

Dazu wird er gewiß, wie ich ihn ja kenne, Ja und Amen sagen. Jubeln wird er!

---

10. September.

In dem Korridor des Erdgeschosses, der zum Bibliothekflügel führt, geschah es, und ich konnte nicht ausweichen. Denn Exzellenz Isenburg stand wenige Schritte rückwärts im Begriff, dem Haushofmeister einige ihrer endlosen Anweisungen zu geben; wäre ich umgekehrt, so würde es ihr aufgefallen sein, und ihre Lorgnette bespäht mich neuerdings wieder, als suche sie nach einem Grund zur abfälligsten Kritik — die sie dann doch nicht auszusprechen wagt.

Er und Möller kamen aus dem Archiv. Ich trat gerade aus der großen Glastüre, die zu den Gemächern von Hoheit führt.

Ganz plötzlich standen wir uns, kaum auf drei Schritte Entfernung, gegenüber. Und der Oberst rief: „Bitte, Komtesse — darf ich Ihnen endlich meinen jungen Gönner, Herrn Professor Herlin, vorstellen.“

Wo sind die Tage geblieben, in denen ich selbst solch einer Begegnung in kühler, stolzer Ueberlegenheit gewachsen gewesen wäre?! Wo ist die Zeit, zu der ich wahrscheinlich den Kopf mit dem hochmütigsten Lächeln gerade nur um eines Zolls Breite gesenkt hätte!

Ich weiß jetzt nicht einmal mehr genau, wie ich mich benahm. Ob mir das Blut ins Gesicht schoß, ob ich bleich wurde wie der Tod? Oder stockte mein Herzschlag auf bange Minuten? Lehnte ich mich hilflos an die Wand?

Ich hörte nur seine ruhige Stimme und seine kalten Worte: „Ich hatte bereits vor Jahren die Ehre, gnädigste Gräfin — in Rom —“

Ich sah seine kühle, gemessene Verbeugung. Ich sah auch auf meines alten Freundes Gesicht den Ausdruck maßlosen Staunens.

Dann war mit einem Male alles vorüber. Eberhard hatte den Arm Möllers gefaßt und ihn, wohl halb wider Willen, vorwärts gezogen, und zugleich rauschte Exzellenz Isenburg auf mich zu. „Haben Sie Zeit, teuerste Komteß? Nur auf ein paar Minuten? Ich möchte gern in einigen Toilettenfragen um Ihren bewährten Rat bitten —“

Was sie fragte, was ich antwortete, weiß ich auch nicht. Ich stand und starrte sie an wie eine Fremde, wie einen Menschen, den ich zum ersten Male in meinem Leben sah. Ganz verworren waren meine Sinne. Ich erinnere mich nur, daß mir die Qual schließlich die alberne Schulmädchenentschuldigung auf die Lippen zwang: „Exzellenz verzeihen — ich kann nicht mehr folgen — ich bin nicht wohl —“ und daß sie mit ihrem

spitzesten Lächeln meinte: „Ja — die Nerven, meine liebe Gräfin! Wir haben in letzter Zeit gar zu viele Gemütserschütterungen gehabt — wir alle hier — in unserem lieben, sonst so ruhigen Gerda und nun gar am Hofe —“

Und dann saß ich auf meinem Zimmer, die brennende Stirn in beide Hände gestützt, und grübelte: Was lag denn eigentlich im Ton seiner Stimme? Was war es? War's Gleichgültigkeit oder war's Haß?

Immer wieder klang es mir schneidend, messerscharf im Ohr nach: ‚Ich hatte bereits vor Jahren die Ehre, gnädigste Gräfin — in Rom —‘

O, daß er so grausam sein konnte! So kalt! So als ob er mir etwa auf einem Botschafterball im Palazzo Caffarelli zwischen Walzer und Lancier oder auf einem Ausflug nach Fraskati in großer Gesellschaft einmal zufällig vorgestellt worden wäre —

‚— gnädigste Gräfin —‘

Ich weiß ja recht wohl: er durfte nicht anders! Hatten wir nicht eine Art Abkommen getroffen? Nicht die Worte waren es auch, die mich so tief trafen — der Tonfall war es. Dieser gelassene, ruhige, kalte Tonfall: ‚Ich hatte bereits vor Jahren die Ehre — in Rom —‘

Gleichgültigkeit oder Haß?

Was wohl schrecklicher für mich wäre? Haß und Liebe sind Blutsverwandte, Geschwister sind's. Gleichgültigkeit ist das schlimmste.

Doch es gibt noch ein drittes, das ist schlimmer als bitterster Haß und ist weit, weit schlimmer als schnöde Gleichgültigkeit: das ist — die Verachtung!

Ein Wunder wär's wahrlich nicht, wenn er mich mit der träfe.

Gesteh's dir doch nur, Edith! Du hast nichts anderes verdient — als seine Verachtung —

Und wenn ich all die kümmerlichen Reste meines einstigen törichten Stolzes zusammenraffe und sie um mich gürten will gleich einer ehernen Rüstung, was nutzt es?! Ich kann mich nicht mehr wehren!

Es ist alles umsonst gewesen, weil alles, was ich tat, nur halb war. Diese Erkenntnis, die schneidender ist als der schärfste Stahl — diese Erkenntnis ist mir heute gekommen und sie drückt mich zu Boden.

Vor wenigen Tagen bin ich den schweren Gang gegangen, um die eine Lüge zu sühnen — Gillern gegenüber. War nicht auch das im letzten Grunde doch nur Selbstsucht, die mich trieb, wieder frei sein zu wollen, weil ich mit dem armen Gillern nie hätte glücklich werden können? War's nicht auch Egoismus, daß ich mich an meinen Entschluß anklammerte, daß ich mich an dessen Vollendung wieder aufzurichten suchte aus aller Schwere niederziehender seelischer Bedrängnis?! Klang mir nicht, so sehr ich mich wehrte, Mariens Lob: „Das war brav —" wie die Bestätigung eines ganz außerordentlichen Handelns!

Was war's denn: ein kleines Opfer auf einem kleinen Altärchen. Einen elenden Traum gab ich auf von Reichtum und Glanz — und nur etwas unsagbar Trauriges gab's bei diesem Opfer: daß ich einem wackeren Manne, der mich liebte, so wehe tun mußte.

Etwas Großes aber habe ich damit wahrlich nicht getan.

Nicht einmal der einfachsten Gerechtigkeit habe ich damit genügt. Ich bin nur noch ärmer geworden —

Jetzt erst erkenne und weiß ich es: Demütigen muß ich mich! Buße muß ich tun!

Dann erst werde ich vielleicht wieder frei aufatmen können, wenn meine tiefe Reue Gnade gefunden hat. Wenn er mir verziehen hat!

Wie aber den Weg finden?

Es steht ja kein weisender Stern an meinem Himmel! In dunkler Nacht liegt alles vor mir. Vergebens martere ich mein armes Hirn —

Und doch — um jeden Preis — ich muß — ich muß —

---

14. Oktober. Schloß Premzlav.

Ich bin sehr krank gewesen, sagt man mir. Schwerkrank. Wochenlang.

Aber da liegt dies kleine Buch vor mir, das zum Vertrauten all meiner seelischen Leiden wurde, und ich sehe, daß meine letzte Aufzeichnung um mehr als einen Monat zurückliegt. Tag um Tag fast schrieb ich sonst — und nun nicht eine Zeile.

Erst heute fand ich es wieder, als ich mich an den gelbgebeizten birkenen Schreibtisch setzte — zum ersten Male — um an meinen Bruder zu schreiben, daß er sich um mich nicht mehr zu sorgen braucht. Ich lebe, ja, und ich werde auch weiter leben. Es ist gar nicht so leicht, wie man es sich bisweilen denkt — das Sterben —

Ich fragte Marietta, wer das Buch eingepackt hätte. Prinzeß Marie! Das Schlüsselchen stak in meinem Portemonnaie.

Dies kleine Buch hier! Ich habe es lieb gewonnen, wie man einen vertrauten Freund lieb gewinnt. Es war ja der einzige Vertraute all meiner Leiden, all meines Ringens, meiner sparsamen, kargen Freuden und schließlich der grausamen Enttäuschungen, die mich zu Boden warfen. Lieb hab ich es, sehr lieb —

Aber soll ich weiterschreiben?

* * *

Ein Riesenschloß ist dies Premzlav; es stammt wohl noch aus jenen Tagen, in denen die Hessensteins neben den Rosenbergs hier regierenden Königen gleich als mächtige Dynasten saßen. Wie ein ungeheurer viereckiger, kaum gegliederter Kasten ragt es mitten im Walde empor als ein Kastell mit vier hohen, starken Ecktürmen, die rund wie Zylinder sind und hoch oben je ein ganz spitzes Dach tragen. Es ist eigentlich recht unschön, dies alte Herrenschloß, aber es imponiert durch seine gewaltigen Dimensionen und die auf jeden Schmuck verzichtende Einfachheit des ganzen Baues.

Ganz allein steht es im Walde, nur ein umfangreicher Wirtschaftshof ist daneben; der Ort, zu dem es gehört, oder richtiger, der zu ihm gehört, liegt eine halbe Wegestunde entfernt. So alt und grau das Schloß ist, der Wirtschaftshof mit seinen langgestreckten, massiven Ställen und Scheunen macht einen modernen Eindruck. Ihre Durchlaucht die Fürstin soll ja auch eine vortreffliche Verwalterin des großen Besitzes sein und sich keine Chance der heutigen landwirtschaftlichen Betriebsformen entgehen lassen. Sogar das Rasseln einer Dampfmaschine höre ich bisweilen von fern.

Bruder Fritz wird an der Fürstin vielleicht eine bessere Lehrmeisterin finden, als es manche Professoren der landwirtschaftlichen Hochschule, die er jetzt besucht, sind.

So fremdartig der Schloßbau zuerst wirkt in seiner fast brutalen Kraft, so behaglich sind die Räume, welche die Fürstin für ihren Gebrauch eingerichtet hat. Die großen Hallen und Säle sind verschlossen; ich habe von ihnen wenigstens nichts gesehen. Aber die Zimmerflucht, die Durchlaucht selbst benützt, ist bei aller Schlichtheit der Ausstattung überaus wohnlich. Ich schätze ja immer Einrichtungen besonders hoch ein, die dem Charakter dessen entsprechen, der sie bewohnt. Das ist hier der Fall. Alles ist einfach, geradlinig, ohne Prunk und Schnörkelei; aber überall finden sich doch gute Teppiche, ein paar alte, gute Gemälde, einzelne sehr schöne Stücke aus alter Zeit. Unsere modernen Innendekorateure würden wahrscheinlich die Achseln zucken und den Mangel an Stileinheit bedauern. Schade nur, daß sie selber so selten über alle Stileinheit zu einem harmonischen Gesamteindruck gelangen. Der aber ist hier erzielt, wenn auch oft eine Truhe mit Renaissanceschnitzerei ziemlich unvermittelt neben einem tiefen braunen Eichenstuhl von fast gotischem Aufbau steht.

* * *

Warum schreibe ich eigentlich von diesen Aeußerlichkeiten so ausführlich, wo ich doch so unendlich viel innere Erlebnisse hier zu verzeichnen hätte?

Es muß wohl in meiner Art liegen. Ich muß mir stets erst das neue Milieu vor Augen führen, in das ich hinein versetzt bin, ehe ich in die rechte Stimmung

zu Selbstbekenntnissen kommen kann. Wir modernen Menschen sind ja alle, mehr als unsere Eltern es waren, vom Milieu abhängig — ich aber gewiß in besonders hohem Maße.

Ich sitze in einem schmalen, kleinen Zimmer, das ganz ländlich eingerichtet ist mit alten Möbeln aus der Biedermeierzeit; gemasertes Birkenholz, geblümter Kattun auf dem hochlehnigen Kanapee und an dem Fenster; die Tapete Rosenmuster, jeder Rosenstrauch von einem winzigen Veilchenkranz umwunden. In der einen Ecke steht eine große Servante mit kanelierten Säulchen; hinter den Glasscheiben blinkt altes Porzellan in den steifen Formen des Empire, geschliffene Gläser stehen daneben, wie sie unsere Großmütter von ihren Karlsbader Kuren mitzubringen pflegten, und ein paar altmodische, kleine Silbergerätschaften liegen dazwischen. In der anderen Ecke steht ein großer, weißer Kachelofen, in dem die Buchenscheite krachen. Den hab' ich sehr lieb. Denn es ist schon recht kalt hier oben im böhmischen Walde, und ich fröstele noch immer leicht. Ja — wir sind im Spätherbst —

Das Zimmer liegt zu ebener Erde. Die Mauer ist so ungeheuerlich stark, daß der Schreibtisch völlig in der tiefen Fensternische steht. Durch die Scheiben sehe ich in die rotbraun gefärbten Parkbäume. Oder ist's überhaupt kein Park? Ist's der Wald selber, dieser Riesenwald mit seinen gewaltigen Tannen und Buchen, die mir wie Giganten aus der Urweltsflora vorkamen, als ich vor sechs Tagen hierher fuhr. Etwas Erdrückendes hatten sie für mich, die ich mich so klein und schwach fühlte. Heute sah ich die braunen, rissigen

Stämme drüben mit den breitausladenden Kronen schon mit ganz anderen Augen an. Das sanfte Wohlgefühl der Rekonvaleszenz rinnt mir leise durch die Adern, scheint es.

Es tut mir gut, all dies Aeußerliche hier niederzuschreiben. Es lenkt meine Gedanken ab von — von dem anderen. Lauter kleine Bilder möchte ich zeichnen. Kleine Bilder mit feinen Strichen, wie man sie vor hundert Jahren in das Stammbuch mit dem blauen Saffiandeckel eintrug. Es paßt so gut zu diesem Zimmer, zum friedvollen Behagen, das der Urväterhausrat heraufzuzaubern scheint.

Am Fenster ist es noch ganz hell. Das Zimmer liegt schon im Halbdunkel. Im Ofen rollt und knistert es, und aus der Ofentür glüht der Schimmer des Feuers über den blankgebohnten Fußboden. Es ist mollig warm, und das tut mir gut. Der Winter — der Winter kommt —

Im Nebenzimmer sitzt Marie und schreibt auch. Die Tür ist offen, und ich höre das Kritzeln ihrer Feder und dann und wann ein leises Kichern. An Fritz schreibt sie natürlich und wahrscheinlich das krauseste Zeug.

Wie zwei Schwestern hat uns beide die alte Großmutter einquartiert.

Keine Schwester kann liebevoller pflegen, als Marie. Das habe ich gespürt in den letzten schweren, leidvollen Wochen. In ihr ruht neben allem sprudelnden Uebermut der Goldkern zartester Weiblichkeit.

Du gute, liebe, tapfere Marie —

* * *

Ich muß erst meinen Mut und meine Kräfte sammeln, wenn ich alles schreiben soll. Ich konnte nur auf Umwegen dazu gelangen. Ich fürchte mich davor und hoffe doch, es wird mir das Herz leichter machen. Ich habe ja nur getan, was mir mein Gewissen gebot. Ich bin zu Eberhard gegangen und habe ihn um Verzeihung gebeten. — Gott ist mein Zeuge: ich tat es ohne jede Hoffnung für mich.

Die Art, wie ich's tat, mag falsch und unpassend gewesen sein. Mich nimmt's nicht wunder, daß sie den weißen Stab über mir zerbrochen haben — die Superklugen und Allgerechten. Unsere lieben Leute aus dem kleinen, kleinlichen Gerda. Aber daß ich's tat, war recht und gut.

Ueberlegt habe ich freilich nicht. Ich handelte wie im Fieber. Ich war wohl schon krank, als ich meinen Kanossagang antrat. Heute aber, bei ruhigster Ueberlegung, täte ich es noch einmal.

Zwei qualvolle Tage und Nächte hatte ich durchlitten. Denn wahrlich: leicht wurde es mir nicht, über meinen Stolz zu siegen. Der bäumte sich immer wieder gegen den Entschluß auf, bäumte sich auf gegen die Erkenntnis und gegen die Reue.

Stolz? War es denn Stolz? Heute meine ich, der rechte Stolz sei etwas Schönes, Großes, Hohes und Reines. Wogegen ich aber rang, das war der Hochmut der kleinen Seelen, der immer Hand in Hand geht mit der Sorge vor dem Urteil der lieben Welt.

Gottlob, daß ich mich selber besiegte —

* * *

Am dritten Abend stahl ich mich aus dem Schloß weg und ging zu ihm.

Ich wußte ja längst, wo er wohnte. Wie oft habe ich, wenn ich mit Hoheit ausfuhr, scheu zu den Fenstern des einstöckigen Hauses in der Hauptstraße hinaufgesehen, in dem er zwei Zimmer gemietet hatte. Marietta wäre keine Römerin gewesen, wenn sie mir das nicht — ob ich's hören wollte oder nicht — beigebracht hätte.

Wie ich die Treppen hinunter, über die Korridore und aus dem Schloß kam, wie ich dann durch das Gewirr der engen Straßen bis zum Marktplatz und von dort bis in die Hauptstraße gekommen bin, weiß ich nicht. Ob man mich schon auf diesem Gange beobachtet hat, weiß ich auch nicht. Unwahrscheinlich ist es nicht. Vielleicht habe ich mich auch irgendwie auffällig benommen. Es war so viel klare Ueberlegung in mir, was mein Ziel betraf, und dennoch handelte ich in allem einzelnen wie im Traum.

Meine Erinnerung fängt erst wieder mit den Minuten an, in denen ich die schmale Stiege hinaufklomm. Ich entsinne mich, daß ich mich sehr elend fühlte, daß ich ein paarmal stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen, daß ich in dem dunklen Treppenhaus wiederholt vergeblich nach dem Geländer tastete. Daß ich nachher mit zitternden Knien eine ganze Weile vor der Wohnungstür gestanden habe — mir immer aufs neue wiederholend: „Hier — hier also fallen dir die Würfel' — dessen erinnere ich mich, und daß ich schließlich in einem plötzlichen Entschluß an der Klingel riß, deren schriller Ton mich so erschreckte, daß ich mich hilflos an die Wand lehnen mußte.

Die Tür ging auf. Ein matter Lichtschein drang aus dem Flur. Ich sah eine ganz alte Frau vor mir, die nach meinem Begehr fragte. Erkannt wird sie mich, obwohl mich ja in der kleinen Stadt jedes Kind kannte, wohl nicht haben, denn ich hatte einen dichten Schleier vor dem Gesicht. Zum antworten kam ich nicht, ich glaube, ich hätte auch keinen Ton herausbringen können. Aber es schlug gleich eine zweite Tür auf, und er trat auf den Flur.

Eberhard!

Ich war am Zusammenbrechen. Nur wie einen Schatten sah ich ihn.

Er stand eine Sekunde regungslos.

Dann faßte er sich schnell. Mit seiner großen Geistesgegenwart begriff er sofort meine Lage, suchte nach einem Ausweg. „Ah — da sind Sie ja, Fräulein. Sie bringen mir wohl die Abschriften? Bitte, Frau Wülber, lassen Sie das Fräulein eintreten," sagte er.

So wankte ich in sein Zimmer, und er sah wohl, daß ich fassungslos, am Ende jeder Kraft war. Er sah wohl, daß ich krank war.

„Um Gottes willen, Gräfin —" rief er, und jetzt zitterte auch durch seine Stimme die innere Erregung. „Edith —"

Ich habe die dunkle Erinnerung, daß er mir einen Stuhl hinschob. Ich blieb aber stehen, nur daß ich mich irgendwo, irgendwie stützte. Einen Augenblick standen wir uns sprachlos gegenüber.

Dann sagte ich es. Ich hatte es mir tausendfach zurecht gesonnen, was ich sagen wollte. Nun war alles

das aus meinem Sinn wie ausgelöscht, und ich sprach nichts anderes als: „Ich komme, Eberhard, um dich um Verzeihung zu bitten — ich weiß, ich fühle, wie schweres Unrecht ich an dir getan habe. Ich flehe zu dir, vergib mir —“

So, glaube ich, habe ich gesprochen. Und dann stürzte ich, aller Ueberlegung bar, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Ich hörte noch, daß er rief: „Edith! Edith!“ Ich glaube, er griff nach mir, er wollte mich halten. Aber ich hatte nur die eine Empfindung: Fort — fort! Alles andere ist mir nur schattenhaft in der Erinnerung. Mich peitschte und jagte die Scham und mich trieb die Furcht, was er mir entgegnen würde.

Ich war ja wie im Fieber —

Die Haustür stand offen. Und wie ich die drei — vier Stufen von der Tür zum Bürgersteig hinab will, stehe ich plötzlich vor einer Gruppe Herren —

Es ist mir das alles ja erst nachträglich, erst jetzt eigentlich klar geworden.

Gerade gegenüber dem Hause, in dem Eberhard wohnte, liegt das Hotel zum Goldenen Beutel, in dem der Honoratiorenkreis seinen „Dämmerungsschoppen“ — ich glaube, so nennen sie es — hält. Von dort kamen sie. Wer dabei war, weiß ich heute noch nicht sicher. Nur Oberst Möller, Blumberg, Gernheim bestimmt —

Und ich trat aus einem Hause, in dem unten ein bereits geschlossenes Bankgeschäft war, in dem oben allein Eberhard wohnte!

An jenem Abend, in jenen Augenblicken kam mir das alles nicht zum Bewußtsein. Was dachte ich an

die Klatschsucht solch einer kleinen Residenz! Was dachte ich überhaupt an fremde Menschen? Das lag weit hinter mir, das hatte ich überwunden. ‚Ich und er! Er und ich' — so hämmerte es in meinem Hirn. Nichts anderes. So sah ich die Herren wohl, die quer über die Straße kamen und nun gerade vor mir standen, ich stutzte wohl auch, aber dann wollte ich vorüberhasten, so schnell als möglich.

Es mag ja ein seltsames Schauspiel gewesen sein: die Hofdame Ihrer Hoheit der Herzogin, Gräfin Edith Bruck, mit allen Zeichen höchster Aufregung und Verwirrung aus dem Hause eilen zu sehen, in dem sie nur Eberhard Herlin aufgesucht haben konnte!

Und nun wollte es mein Schicksal, daß er, Eberhard, im gleichen Moment, von Besorgnis getrieben, die Haustür aufstieß und hinter mir auftauchte.

Aber schon war Oberst Möller an mich herangetreten. Er faßte meinen Arm, legte ihn fest und bestimmt in den seinen und sagte laut: „Erlauben Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schloß führe!"

Ein Leidensweg.

Solange ich lebe, werde ich an diese Viertelstunde zurückdenken, die sich mir endlos — endlos zu dehnen schien. Wie durch einen Schleier sah ich die Straßen, die wohlbekannten Gebäude an mir vorüberziehen, das Rathaus — das Theater — das Landgericht — schattengleich.

Nicht daß mich der liebe, gütige, alte Mann mit Fragen quälte. Nein — nein! Mochte er denken, was er wollte — in seinem Herzen war nur Mitleid. Aber in mir selber dämmerte das dunkle Bewußtsein allmählich

auf. Verworren und undeutlich und dennoch so marternd und quälend. Ein paarmal setzte ich wohl an, wollte irgend etwas sagen und erklären. Ich konnte es nicht. Ich dachte auch kaum an die Blöße, die ich mir gegeben, an die Gefährdung meines Rufs: Komteß Edith Bruck bei Professor Herlin!! Und wenn ich, flüchtig, daran dachte, hätte ich lachen mögen, wie ja auch Gemarterte lachen sollen, wenn der Schmerz am höchsten ist. Es war ja so gleichgültig, so unsagbar gleichgültig. An ihn allein dachte ich, an Eberhard — an ihn, und wie er über mich urteilen müsse. Aber selbst das war nur in unbestimmten unklaren Umrissen in mir, nur als eine peinigende Angst und als quälende Sorge. So vertrauenslos war ich, so ganz hoffnungsarm.

Dann erlag auch der Rest meiner physischen Widerstandskraft. Ich glaube, die letzte Strecke trug mich Möller mehr, als er mich führte.

Nur als wir ins Schloß kamen, sagte er einmal: „Zusammennehmen, Komtesse!“ Sonst nichts. So brachte er mich bis an mein Zimmer und ging erst, als er mich in Mariettas Händen wußte.

Eine Stunde später kam der Arzt, den er geschickt hatte. Damit erlischt meine letzte Erinnerung. Ich sehe nur wie Schatten eine barmherzige Schwester, sehe Prinzeßchen, meine liebe, liebe Marie, an meinem Bett — sonst weiter nichts — und fühle einen sehr dumpfen Druck auf dem Gehirn und bisweilen einen stechenden Schmerz —

Nach langen, langen Tagen langsames Erwachen. Alles ist mir wie ein Traum. Ich bin auch zu matt. nachzusinnen. Nur ruhen — schlafen —

Und dann, eines Morgens, ganz plötzlich ein blitzschnelles Aufleuchten des Gedächtnisses. Ein kurzes, schmerzliches Nachsinnen, eine angstvolle Frage an Marie, die gerade an meinem Bett saß, ihr liebevolles Abwehren. —

Bis ich es dann schließlich erfuhr:

Hoheit hatte sofort an Fritz telegraphiert. Aber noch ehe er kam, am nächsten Morgen schon, bat Eberhard um eine Audienz bei der Herzogin und hielt um meine Hand an; dann hatte er eine ernste Unterredung mit Fritz, der darauf als Bruder unsere Verlobung anzeigte. Sie glaubten, so handeln zu müssen. Sie handelten von ihrem Standpunkt aus wohl auch richtig und klug. Unmittelbar nachher verließ Eberhard die Stadt, in der der Klatsch selbstverständlich in üppigster Blüte stand, bis ihm die Anzeige unserer Verlobung die Spitze abbrach.

Unsere Verlobung —

So schonend wie möglich hat Marie mir das alles mitgeteilt. Und bisweilen nach ihrer Art doch mit der drolligsten Schelmerei, die selbst das Schlimmste mir leicht erscheinen lassen sollte. Eine „Lustspielszene" nannte sie meine Begegnung vor Eberhards Wohnung und blies die rosigen Bäckchen auf wie ein kleiner Faun, um mir Möller zu charakterisieren. „Quatsch" nannte sie den Residenzklatsch, lachte über Blumberg, der am Morgen mit feierlichster Miene erschienen sei, und lachte über die hohen Exzellenzen und deren sittliche Empörung, die sich doch nicht recht heraustraute aus dem Mantel der Scheinheiligkeit. „Unsere arme, arme, liebe Gräfin Edith!" hätte die Isenburg immer gesagt und dabei einen

wundervollen Augenaufschlag markiert. „Ja — die liebe Gräfin hat die leitende Hand der guten Mutter gar zu früh entbehren müssen. Und sie ist so ganz in dem modernen Leben aufgewachsen — die arme Komteß!“

Wie eine kleine Schauspielerin trug Marie das vor, verdrehte die Augen, klapperte mit den Beißerchen, als ob sie der Isenburg falsches Gebiß hätte, und lachte. Gutes Prinzeßchen, liebes Schwesterchen! Du wolltest mich erheitern mit deinen Clownkunststücken, und du konntest ja nicht ahnen, wie jeder Scherz mir neue Wunden riß. Wie es schmerzte, wenn du dann jedesmal mich umarmtest und mir mit deinem sanften Stimmchen ins Ohr rauntest: „Du liebes Süßes — nun ist alles gut — und am Schluß gibt's, wie in allen Lustspielen, fröhliche Hochzeit —“

Ach — ich merkte ja doch, auch ihre Heiterkeit war diesmal Maske. Denn sie wußte sehr wohl, was mir zu tun übrig blieb.

Und das habe ich getan, am ersten Tage, als es meine Kräfte erlaubten. An Eberhard habe ich geschrieben, ihm gedankt, ihm noch einmal meine Bitte um Verzeihung ausgesprochen, auch dafür, daß ich ihm neue Unannehmlichkeiten gebracht hätte. Ich habe ihm gesagt, daß ich selbstverständlich unsere Verlobung nur als eine Form betrachte, mit der seine und der Herzogin große Güte mich vor den Augen der Welt rehabilitieren wollten. Ich dürfe und könne kein Opfer annehmen —

Ich habe so schlicht und einfach an ihn geschrieben, wie mir ums Herz war. Und ich hoffe, wenigstens diesmal den rechten Ton gefunden zu haben.

Die Tränen, die ich weinte, als ich den Brief schloß — die hat, gottlob, niemand gesehen.

Am Tage, nachdem ich diesen Brief schrieb, haben sie mich eingepackt und hierher gebracht. Als ob sie fühlten, daß ich nur in einer anderen Umgebung genesen könne. Marie blieb mir getreu zur Seite.

Sie hatten auch darin recht. —

* * *

Es geht bergauf. Ich habe heute schon einen kurzen Spaziergang machen dürfen, an Mariens Arm. Die Fürstin schritt neben uns, auf ihren Krückstock gestützt, und dirigierte: „Langsam — langsam! Mund zu und tief Atem holen! Ist ja alles Unsinn! Nur nicht ängstlich, Hascherl! Jetzt noch über den Putenhof, sonst ist Marie nicht zufrieden. Denn ihre Puten sind nun mal ihre Schwärmerei. Da wird der Monsieur Fritz sich mit abfinden müssen. — Geht's, Edith? Mut, Kinderl, Mut! Kopf hoch, Brust heraus! Es wird schon werden, Dita. Solch junges Menschenkind wirft 'ne Krankheit von sich, als ob's gar nichts wäre —"

„Jung, Durchlaucht? Ich —?" hab' ich gesagt.

„Man wird so gut sein und den Schnabel halten! Natürlich jung! Sehr jung sogar!"

Nachher habe ich mich im Spiegel angesehen. Die Fürstin hat unrecht. Welk bin ich, wie draußen das Herbstlaub. Nur daß für die Bäume und Sträucher im nächsten Jahr ein neuer Frühling kommt — mir aber blühte des Lebens Mai ‚nur einmal und nicht wieder' —

Der Winter ist für mich gekommen —

Da strahlt nun der gute, alte Kachelofen, die Buchenscheite knistern und sprühen. Und mich fröstelt dennoch. Ja — der Winter!

Ich habe ihn immer gehaßt. Ich liebe die Sonne und das Licht und die Wärme. Ich lechze nach ihnen und werde nie aufhören, mich nach ihnen zu sehnen.

Und nun heißt es doch: sich bescheiden —

— —

15. Oktober.

Welk und alt fand ich mich. Aber Marie, der ich's sagte, lachte mich aus: „Du bist ein Dromedar an Häßlichkeit, Dita. Oder befiehlst du vielleicht gar eine Schmeichelei? Unsinn! Schön bist du wie nur je. Noch ein bissel elend, aber selbst das steht dir gut. Wenn's nicht so abgeschmackt klänge, würde ich dir sagen: du siehst fast noch vornehmer aus als früher —"

Wie wir Menschen nun einmal sind, es freute mich doch. So gleichgültig es sein mag, ob ich alt oder jung, schön oder häßlich aussehe: ich würde wohl das Altwerden lernen können, aber das Häßlichaussehen nur schwer. Nein — niemals! Ich möchte dereinst wie eine jener Rokoko-Marquisen aussehen, die sich noch bis an die Grenze des Greisenalters Anmut und Grazie bewahrten. Nicht für andere, nicht für fremde Augen, aber für mich selber. Ich will, ohne Eitelkeit, die ästhetische Freude an mir nicht verlieren. —

Dem verschwiegenen Buch hier darf ich's ja anvertrauen: als ich das Spieglein an der Wand noch einmal befragte, sah ich mich mit anderen Augen an. Nein, alt und grau bin ich nicht. Noch nicht wenigstens. Nur elend freilich, schmal und vergrämt. Wie ein Mensch

sehe ich aus, der viel erlebt, viel gelitten — viel geweint hat. Viel geweint? Ich glaube kaum, daß ich sehr viel geweint habe. Aber es gibt wohl Tränen, die sparsam rinnen und die doch die herbsten Furchen ziehen.

* * *

Heute habe ich zum ersten Male diese Blätter von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen.

Das dumme Herz hat mir dabei oft weh gezuckt, aber als ich dann saß und sann — darüber sann, was mir das letzte halbe Jahr gebracht hat, als ich sein Fazit zog, kam zu allem Schmerz eine leise, stille Zufriedenheit in mir auf.

Zuerst wollte die mir selbst gekünstelt, mühsam heraufbeschworen erscheinen. Ich lökte gegen sie wie gegen einen Stachel an. Die alte Eitelkeit wollte sich nicht fügen, das „Sichbescheiden" wollte noch immer nicht in meinen harten Sinn, mein heißes Temperament pulste noch einmal auf. Mein Unglücks-Temperament —

Dann, als ich ganz still, die Hände gefaltet über diesen Blättern saß, durch das Fenster in die Bäume hinaussah und wie im Halbtraum dem Knistern des Feuers im alten Kachelofen drüben lauschte, zog ganz langsam, aus dem Untergrund gleichsam der Seele, der echtere Friede in mir ein. Nicht mit lauten Jubeltönen freilich. O nein! Nein! Nein! In mir wird es nie wieder laut und froh klingen und jauchzen. Aber vielleicht wird auch nie wieder ein alles vernichtender Schmerz in mir lebendig werden können. Dafür werde ich dann die linde, breite Mittelstraße ziehen, die sie ja wohl die goldene nennen.

Wenn ich's recht übersinne, muß ich vielleicht dankbar sein.

Ich habe viel verloren, ich habe viel gewonnen. Ich habe mir eine Schwester gewonnen und verehrte, liebe Gönner. Das aber ist noch nicht einmal das Entscheidende. Der beste Gewinn ruht doch wohl in der Wandlung in mir. Dies kurze halbe Jahr war eine ernste Prüfungs-, es war aber auch eine Reifezeit.

Als ich dies Tagebuch begann, tat ich's halb aus Langeweile, halb aus Spielerei. Dann wurde mir das tägliche Niederschreiben des Erlebten und noch mehr des Empfundenen zum Bedürfnis. Es hat mich in den trübsten Stunden vor dem völligen Verzagen bewahrt; es hat mir aber auch oft einen Spiegel vorgehalten, in dem ich lesen mußte: Erkenne dich selbst! Dies Erkennen kam freilich nicht immer sofort. Aber das Büchlein war ein so treuer, ein hartnäckiger Mahner. Es ließ nicht locker, es setzte seinen Willen durch. Das ist nun einmal nicht anders: das geschriebene Wort wirkt anders als der flüchtige, im ewigen Wandel und Wechsel begriffene Gedanke.

Und eins hat mich gefreut. Tagebücher sollen oft Weihrauchwolken auf dem Altar der eigenen Persönlichkeit gleichen. Um diese Klippe bin ich herumgeschifft. Ich habe in diesen Blättern nichts verheimlicht, nichts beschönigt, am allerwenigsten mein Denken und Tun. Wahr bin ich gewesen — schonungslos wahr!

Bis vielleicht auf einen — einen einzigen Punkt, in dem ich mich selber belog. Aber auch da log ich nicht mit Bewußtsein, was doch das Charakteristikum der Lüge ist. Ich hatte mich gewaltsam in eine

Selbsttäuschung hineingesponnen und konnte aus meinem Netz nicht wieder heraus.

Denn ich habe Eberhard ja immer geliebt! Ich habe mir eingeredet und habe geglaubt, die Liebe sei tot. Ich habe die Erinnerung niederzuzwingen gesucht und habe gemeint, es sei mir gelungen. Aber die Liebe war stärker als mein starker, trotziger Wille. Sie lebte — sie lebt — und sie wird erst sterben, wenn man mich einsargt.

Zu jenen glücklichen Naturen, in denen Empfindungen und Vorstellungen, Verstand und Phantasie, Herz und Wille immer den einen geraden Weg gehen, gehörte ich nie. In mir komplizierte sich alles.

So habe ich gestern in diesem Büchlein von meinem Kanossagange geschrieben: Gott ist mein Zeuge — ich tat es ohne jede Hoffnung für mich!

Das ist wahr. Und es ist im höheren Sinne doch vielleicht unwahr. Denn auf dem Untergrunde meines Bewußtseins schlummerte wohl noch etwas anderes.

Heute nacht ist mir das klar geworden.

Mariens und mein Schlafzimmer liegen nebeneinander wie unsere Wohnzimmer, und die Tür bleibt offen. Da schwatzt und lacht sie noch im Bett, scherzt und schilt mit mir und hält Monologe, furchtbar drollige Monologe, über Eheglück im allgemeinen und ihre spätere Ehe im besonderen; wie schlecht und wie gut es der Fritz haben soll, und daß sie furchtbar eifersüchtig sein würde. ‚Weh' ihm — weh' ihm —' hallt's in den wunderlichsten Tonarten. Und dann ist sie mit einem Male still. Glückliche Kinder überfällt der Schlaf.

Ich aber lag und lag. Ich wollte nur an Marie und Fritz denken, aber dann kam mir plötzlich, wie eine

Rakete aufsteigt, der Gedanke: Und wenn dich Eberhard nun an jenem Abend, an dem du zu ihm schlichst, an sein Herz genommen hätte — Und ich schauerte in einem einzigen großen Glücksempfinden.

Es huschte vorüber, wie es Traumgestalten tun, und es war doch der Ausdruck jener geheimsten Hoffnung, die ich, mir selber unbewußt, an jenem Abend in mir und mit mir zu ihm hintrug. Es huschte vorüber. Die Rakete zerbarst nach Raketenart am Nachthimmel. Dunkelheit war wie zuvor, und aus ihr keimte wieder Ueberlegung und Wunsch: Du gingst zu ihm, sein Verzeihen zu erflehen. Noch heute aber weißt du nicht einmal, ob er dir wirklich, recht aus der Tiefe des Herzens heraus verziehen hat.

Kann denn ein Mann das, was du ihm antatest, überhaupt vergeben.

Merkwürdig genug: ich schlief darüber ein. Der Körper will sein Recht. Und als ich erwachte, saß Marie auf meinem Bett; die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem Haar, und sie hatte einen Brief in den Händen und lachte und küßte mich: „Dita, dein schrecklicher, gestrenger, lieber, einziger Bruder kommt. Nicht etwa meinetwegen. Ich bin diesmal ganz Nebenperson. Es ist fürchterlich, daß ich's bin, und ich müßte eigentlich rasen. Aber er möchte, will, muß, soll die Schwester sehen —"

Da ist wieder der Zwiespalt in meinem Wesen: Freu' ich mich? Freu' ich mich nicht? Wenn ich ehrlich sein will: ich fürchte mich. Denn mit Fritz kommen unvermeidliche Auseinandersetzungen.

Aber all der Zwiespalt in mir schmerzt nicht mehr so wie vor einigen Wochen.

Ich weiß noch nicht, ob Eberhard mir vergeben hat. Aber er hat doch meine wahrhaftige, tiefe Reue gesehen. Und das war gut. Ich habe sein Herz hart geschmiedet, indem ich ihn von mir stieß. Von der großen, heißen Liebe aber, die dies Herz einst für mich hatte, und die ich Unselige nicht zu schätzen wußte — von dieser echten Liebe wird unter der stählernen Rinde doch noch ein kleiner Rest verborgen weiter glühen — und wenn es auch nur ein schwacher Funken ist.

Es ist hier der rechte Ort, solche heimliche Hoffnung zu nähren. Ein Hauch friedevollen Behagens umweht das alte Schloß, daß ich ein Seelen-Sanatorium heißen möchte. Tiefe, wohltuende Stille, kein Hasten und kein Streiten, keine Jagd nach Gunst und kein Neid —

Gestern abend mußte ich recht an Mariens ersten Brief aus Schloß Premzlav denken. Ich lernte gestern nämlich den greisen Oberforstmeister kennen. Einen Hünen mit mächtigem Kopf, wallendem weißen Vollbart und klugen, scharfen Augen. Es war ganz so, wie es Marie mir geschildert: nach dem einfach ländlichen Abendbrot setzten die Fürstin und er sich an den Preferancetisch, und bald ging die komische Neckerei los, mit den gegenseitigen Beschuldigungen, gemogelt zu haben. Wir saßen am Nebentisch mit einem Buch, und Marie konnte das Kichern nicht unterdrücken. Bis dann die Fürstin die Nase mit der Riesenwarze drohend hob und zu uns hinüberrief — unsagbar drollig: „Was gibt's da zu lachen! Soll ich es vielleicht ruhig mit ansehen, daß dies Ungeheuer hier mich allabendlich um meine elenden Spargroschen betrügt? Und in meine Karten schielt mit seinen Vampiraugen?" Worauf er mit tiefem

Baß ganz ernst entgegnete: „Ich möchte recht sehr bitten, Durchlaucht, mich wenigstens vor der Gräfin nicht zu verleumden. Prinzeß hat sich ja leider im Laufe der Zeit schon daran gewöhnen müssen, wie ich hier behandelt werde — Prinzeß weiß, wie ich dulde. Ja — wenn jemand Grund zur Klage hat, dann bin ich es: seinen Untergebenen das Geld im Jeu abzunehmen, ist einfach schändlich. Es ist sogar, mit schuldigem Respekt zu vermelden, im höchsten Grade unsittlich."

Und beide lachten.

Wie sich die Liebe zu wandeln vermag — und doch Liebe bleiben kann!

Diese beiden alten Leute haben sich einst heiß geliebt. Aber die Wasser waren zu tief. Und nun sitzen sie, hochbetagt, beieinander und ihre höchste Wonne ist es, sich gegenseitig Listen und Betrug beim Kartenspiel vorzuwerfen und sich wie die Kinder darüber zu amüsieren. — Scheinbar, äußerlich genommen nichts anderes —

Aber wenn man sie länger beobachtet und besser, dann sieht man doch tiefer. Dann sieht man, wie die alten Augen auch heute Blicke voll inniger Zärtlichkeit miteinander wechseln, und dann und wann klingt es auf, wie ein ‚weißt du noch —?‘

Zwischen all den Neckereien am Kartentisch sprechen sie auch von Geschäftlichem.

Ich habe so gute Ohren, ich muß auch das hören, was nicht für mich bestimmt ist.

Und so hörte ich einmal:

„Hoheit, im Revier Bengstaw muß Schlag siebzehn herunter. Es hilft nichts. Das Holz ist überreif."

„Geht es wirklich nicht anders? Ich ließ es, so lange ich lebe, da lieber wachsen — wachsen — wachsen. Die Kinder, die ja keine Tradition zu hegen brauchen, mögen später Licht und Luft schaffen."

Er schüttelte den eisgrauen Kopf und sagte leiser als vorhin: „Es geht wohl nicht anders. Ich kann's nicht mehr verantworten. Der Wald will sein Recht." Man hörte, es wurde auch ihm schwer.

Da legte sie die Karten vor sich auf den Tisch. Es war eine ganze Weile still zwischen ihnen.

Bis sie dann, und es war nur wie ein Hauch, sprach: „Aber unsere große, liebe Eiche, Brunnig, die bleibt! An die darf uns niemand rühren, solange wir leben —"

Ich schloß die Augen, und da sah ich im Geiste die beiden alten Herrschaften wieder jung: Frühling war's, und sie trafen sich in süßer Heimlichkeit, fern vom Schloß, unter den Aesten einer mächtigen Eiche, die ihr frisches Grün wie schützend über die beiden Liebenden breitete — —

Wie ich und Eberhard uns einst vor den Toren der ewigen Stadt, in der Campagna-Einsamkeit getroffen haben, als wir noch glücklich waren.

Es ist schon so: Zeit und Leid löschen das nicht aus, was einmal in uns war. Die lodernde Flamme mag sinken — unter der Asche glüht es leise fort. —

Ein Weilchen spielten die Fürstin und der Oberforstmeister noch. Aber mit der gespannten Aufmerksamkeit schien es vorbei zu sein und auch mit der Neckerei.

Dann stand die Greisin plötzlich auf und trat zu uns heran.

„Edith, könnten Sie uns wohl etwas spielen?“ bat sie. „Aber etwas Leichtes, denn von ernster Musik hat dieser liebe, böse Waldmensch dort keine Ahnung. Der Richard Wagner nun gar, den Sie so lieben, der ist ihm ein Greuel. Aber Sie dürfen nur spielen, wenn Sie's nicht anstrengt, Kind.“

Da ging ich ins Nebenzimmer und setzte mich an den Flügel. Zuerst dachte ich, es ginge noch nicht. Ich mußte mich gewaltig zusammenraffen. Aber schließlich machte es sich ganz gut. Ein paar schlichte Volkslieder spielte ich und endlich „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit —“

Plötzlich standen sie alle hinter mir, und die Fürstin hatte Tränen in den Augen und summte leise:

‚Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein — was mein einst war!‘

Nur Marie wollte von dem Liede nichts wissen: „Ein dummes Lied,“ schalt sie es mit drolligem Schmollen. „Ueberhaupt diese sentimentalen Lieder, die immer nur von Leid und Schmerz singen und sich nicht genug tun können in ihrer Empfindungsduselei. Unsinn! Gar nicht daran glauben mag ich, daß ich mal so alt sein könnte und ‚weit, weit zurückdenken‘ müßte!“

„Du bist ein Schäfchen!“ rief die Fürstin und schlug mit der Elfenbeinkrücke nach ihr. Da wich sie schnell aus, duckte sich unter dem Stock vorbei und umhalste lachend die Großmutter:

„O, Omutti — Liebste — ich kann doch nichts dafür. Ich bin doch eben euer Dumedei und kann heute nicht weiter denken als auf morgen. Will auch gar nicht! Denn morgen — hurra! — morgen kommt ja mein Schatz. Dita, gleich spielst du mir eins —“

Und da spielte ich:

‚Mein Schatz ist ein Reiter!
Ein Reiter muß er sein —
Das Pferd gehört dem König,
Doch der Reiter ist mein —‘

... morgen vormittag gegen elf Uhr soll Fritz auf dem Schloß eintreffen —

* * *

Ich hatte mich schon zu Bett gelegt. Aber es trieb mich wieder hoch. War's der Sturm, der um das alte Schloß heulte, oder war's meine Unruhe — ich weiß es nicht.

Ganz leise bin ich aufgestanden. Erst schlich ich mich zu Marie und lauschte ihren gleichmäßigen Atemzügen. Von meinem Zimmer aus fiel durch die Türspalte ein schmaler Lichtstreif gerade auf das Tischchen vor ihrem Bett. Da hat sie die Photographie von Fritz hingestellt, und sie lag so auf ihrem Kissen, als ob sie mit einem letzten Blick auf sein Bild eingeschlummert wäre.

Dann bin ich hierher gegangen, habe noch ein paar Scheite in den Ofenschlund geschoben, in dem die Glut so wenig auszusterben scheint wie in meiner Brust. Jedes Spänchen, das man hineinschiebt, lodert gleich auf. Und heute abend gab's für mich auch Späne und Spänchen.

Ich hätte vielleicht nicht singen sollen —
Es klingt immer noch in mir nach:

‚O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein — was mein einst war.‘

Da habe ich nun all die Tage um Resignation gerungen und habe gedacht, ich hätte mich endlich fein säuberlich eingesponnen, könnte mit Ehren und Würden auf das alte Jüngferlein lossteuern, dem Marie und Fritz vielleicht später — später, um Gottes willen jetzt noch nicht — ein freundliches Eckchen an ihrem Herdfeuer einräumen würden.

Vergebliches Bemühen!

Lichterloh lodert's wieder. Sehnsucht nach Liebe, Sehnsucht nach Glück! Sehnsucht nach ihm!

Vor ihm hinsinken möchte ich. Seine Knie umklammern. Nein! Nein! An seiner Brust möchte ich ruhen und mich an ihn schmiegen.

Nur einmal noch im Leben! Daß er's wüßte für alle Zeit, wie ich ihn liebe!

Ich sitze dicht vor dem Ofen, mit meinem Buch auf den Knien, und füttere den rotglühenden Rachen des Ungeheuers mit immer neuen Scheiten.

Heute wenigstens will ich es warm haben.

Morgen kommt Fritz. Und, ich weiß nicht warum — mir ist's, als bringe er Lasten von Schnee und Eis mit hinauf. Ich fürchte mich —

Ich fürchte mich vor etwas Ungewissem. Die rasende, quälende Unruhe, die mich seit heute abend wieder gepackt hat, malt mir alle möglichen Bilder vor. Bunte Bilder, Phantasien, Träume — Nur das eine, einzige nicht, nach dem sich meine Sehnsucht verzehrt.

Gute Nacht, Eberhard —

Wo magst du jetzt weilen? Vielleicht sitzt du in deinem traulichen Arbeitszimmer zwischen den hohen Bücherschränken. Vielleicht trieb's dich hinunter zu den Stätten, wo wir uns lieb hatten.

O wie schön muß es jetzt dort sein. Eine Mauer sehe ich vor mir, und die Blütenzweige hängen in reichster Fülle vom Stein hernieder. Jenseits des Weges breitet sich die Campagna, weit und grün; einsam heben sich ein paar gewaltige Bogen, aus Riesenquadern gefügt, aus ihr empor. In der Ferne schimmern im blauen Dunst die Berge mit ihren wundervollen Konturen. Und die Sonne Italiens leuchtet goldig darüber.

Weißt du noch, Eberhard?

Gute Nacht, mein Geliebter. Mir ist's heute, als seist du's noch, wie du's ja immer bleiben wirst. Meine Sehnsucht wandert zu dir — über alle Berge und Länder, über alles Fürchten und Zagen.

Und ist's auch nur ein Traum, den ich in diese Blätter hineinphantasiere: er ist mein Glück. —

Gute Nacht, Eberhard —

---

17. Oktober. Abend.

Ich kann's noch gar nicht fassen! Das Glück ist zu mir gekommen. Ueber die Berge kam es, durch den Urwald kam es, just im ersten Frost und Schnee, der gestern die Bäume drüben mit silbernem Rauhreif krönte —

So kam das Glück!

Eine innige Seligkeit ist in mir und eine tiefe Dankbarkeit. Ich jauchze nicht und jubele nicht. Aber

die Hände möchte ich immer wieder zusammenfalten! Um seine Rechte möchte ich sie schließen, ganz fest, und ihm zuflüstern: So halte ich dich! So halten wir uns! Ich bin dein, und du bist mein. Jetzt und in alle Ewigkeit!

Marie wußte es, daß Fritz nicht allein kam. Aber sie wahrte das Geheimnis gut. Als ob sie fürchtete, daß ich dem Glück aus dem Wege laufen könne noch in letzter Stunde, mich verbergen vor ihm, vor meiner Seele Seligkeit!

Für so töricht konnte sie mich halten —

Ganz heimlich, schlau und hinterlistig hat Marie es angefangen.

Um zehn Uhr schon guckte sie zu mir ins Zimmer, mit dem Pelzhut auf dem reizenden Köpfchen und in der Pelzjacke, rechts und links ihre beiden neuesten Lieblinge, die spitzköpfigen russischen Windhunde, die ihr der alte Oberforstmeister groß gezogen hat.

„Du darfst nicht eifersüchtig sein, Dita!“ rief sie herein. „'s ist doch nun mal so — ich gehe deinem Bruder ein Stück entgegen. Allein, verstehst du. Ich mag nicht, daß ihr alle zuseht, wenn — na, und so weiter —“

Damit hatte sie die Tür wieder geschlossen, und ich hörte nur noch, wie sie den Hunden pfiff, und ein fröhliches Lachen. Den ganzen langen Korridor entlang tönte dies sonnige Lachen. ‚Die Glückliche‘ — dachte ich. ‚Und der Glückspilz, mein lieber Bruder —‘

Dann war's tiefe Stille im Schloß. Ich saß hier, wo ich jetzt sitze, in diesem Zimmer hinter den gewaltigen Schloßmauern, an meinem Schreibtisch, las oder hatte

wenigstens ein Buch vor mir; sann und sann und horchte, ob ich nicht einen Wagen hören würde oder Hundegebell.

Nichts —

Bis es mit einem Male an meine Tür pochte —

Und da stand Eberhard vor mir!

Wie's dann weiter kam — weiß ich's denn überhaupt? Ich überleg's auch gar nicht.

Ich weiß nur, daß er mich an seine Brust nahm und mich küßte. —

Er hat nicht gefragt und ich auch nicht.

Die Augen habe ich geschlossen in seliger Ruhe. Und sie dann weit aufgetan und ihm in sein männliches Gesicht gesehen. Die Sonne leuchtete daraus und mir ins Herz hinein.

Capri, 15. Februar.

Seit gestern sind wir hier. Auf unserer Hochzeitsreise. Ganz stolz schreibe ich's hin.

Wir leichtsinnigen Professors — sogar eine Hochzeitsreise spendieren wir uns! Aber die Leser und der Verleger haben ausnahmsweise, sagt Eberhard, ein Einsehen gehabt: gerade zur rechten Zeit wurde die dritte Auflage seines Buches: „Die Römerzüge" notwendig, und das Honorar — nun wir hätten's vielleicht sorglicher anwenden können! Doch Eberhard meinte, er müsse mit mir auf dem Janikulum jauchzen und am Kirchlein Quo vadis mit mir zanken über all meine große Unvernunft. Mit dem Jauchzen — solch stillem Jubel, der am schönsten ist! — hat's seine Richtigkeit gehabt. Gezankt aber? Nein — nur geküßt hat er mich!

Immer und immer wieder. Großer Gott, wie schön ist doch das Leben!

Unsere Hochzeit hat uns die gute Großmutter — heimlich nennen auch wir, Eberhard und ich, sie so — die Fürstin Hessenstein, ausgerichtet. Das ließ sie sich nicht nehmen. Ganz im kleinen Kreise haben wir unsere Hochzeit auf Schloß Premzlav begangen, aber so unendlich viel Liebe und Güte erfuhren wir dabei. Ich hatte für mich wieder und wieder die Empfindung: Du verdienst es ja gar nicht, daß all die Menschen so unbeschreiblich gut zu dir sind.

Aus Rom kamen uns Grüße und Wünsche. Aus Gerda — ach, so viele und liebe! Vom Herzog und der Herzogin gemeinsam ein kostbares Schmuckstück, von der hohen Frau noch eine besondere Gabe für den jungen Haushalt; der ganze Hofstaat hatte sich zusammengetan, mir ein wertvolles Andenken zu stiften. Und rührend war mein guter alter Oberst mit einem herrlich eingebundenen Tasso vertreten — ganz er selber auch in dieser Gabe.

Dann kam, mit Extrapost, ein riesiges Orchideen-Arrangement, und niemand konnte ermitteln, wer der Absender war, so kunstvoll hatte er jede Spur hinter sich ausgetilgt. Ich freilich — ich brauchte nicht zu fragen, nicht nachzuforschen.

Der, der mir diese Blüten senden ließ, ist jetzt mit seiner Jacht im Sunda-Archipel, hörte ich zufällig. Wehmütig stimmte mich sein Gedenken zu diesem Tage — ich habe lange vor dem wundervollen Aufbau in stillem Sinnen gestanden und habe so innige Wünsche für ihn im Herzen gehegt. Denn ich weiß: er verdient ein

reiches, schönes Glück, verdient es, wie selten ein anderer Sterblicher. —

Ueber den schneestarrenden Brenner sind wir gefahren, haben in Florenz kurze Station gemacht. Ganz kurz nur, denn uns trieb es nach der ewigen Stadt, der Stadt der Wunder, der Stadt unserer ersten Liebe. Wie das klingt! Fast gereut's mich, es hingeschrieben zu haben. Und doch ist es wahr. Unsere erste Liebe war ein Rausch. Ein seliger Rausch — gewiß. Aber doch nur ein Rausch! Sie mußte eine Auferstehung erleben, um fürs Leben umgeschmiedet zu werden. Umgeschmiedet im Feuer der Schmerzen.

Rom! In der uralten und ewig jungen Metropole der Welt hab' ich so recht erkannt, wie jung ich bin Ich und auch er! Wie die Kinder haben wir uns gefreut, wie die Kinder. Als sähen wir das alles zum ersten Male, standen wir vor den Offenbarungen der Kunst, vor den stolzen Resten der Antike, vor den Herrlichkeiten der Renaissance. Wie die Kinder aber auch vor dem ersten, mit Blüten völlig übersäeten Judasbaum, den wir auf dem Pincio sahen. Uns war's, als habe er gerade auf uns Liebesleutchen gewartet mit seinem prangenden Blühen. Und wie ein Kind freute ich mich jedesmal, wenn der Verschwender Eberhard mir an der Spanischen Treppe von der schwarzäugigen Dirne einen Strauß kaufte, Rosen heute und duftende Nelken morgen. Einen Strauß — so groß! — während daheim bei uns noch Schnee und Eis die Fluren deckt und die Südlandskinder mit Gold aufgewogen werden müssen.

Ach — mein sonniges Italien!

Aber über der Wonne an dem Wunderland und der Gegenwart in ihm kam die Zukunftsfreude nicht zu kurz. Viel gab's zwischen uns zu besprechen, wie wir uns unser Dasein gestalten wollen. Daheim — den eigenen Herd! Ich, die ich nie, niemals ein eigenes Heim gekannt habe! Er wird viel Nachsicht haben müssen mit einer gewissen jungen Professorenfrau, daheim in Göttingen. Aber ich habe einen so guten, festen, starken Willen — ich habe ja nur die eine Aufgabe für mein Leben: ihn glücklich zu machen.

Vierzehn Tage fast waren wir allein in Rom. Keinen Menschen haben wir besucht außer unseren Gönner, den lieben Professor Sämen. Der gute Alte war sehr gerührt. Er putzte lange an seinen Brillengläsern herum, denn die hatten wohl etwas Wasser aus seinen Augen abbekommen. Aber endlich erklärte er: „Nun dja — ich bin doch nicht blind! Daß es so kommen mußte, habe ich immer vorausgesehn. Dja — aber das mache ich mir aus, mein lieber Herlin: so dürfen Sie nicht unter den Pantoffel kommen, wie ich. Dja — denn das schadet schließlich auch der Wissenschaft, wenn man das Selbstvertrauen verliert — dja —"

Die alte Frau Professor war natürlich dabei und lachte der jungen Frau Professor fröhlich zu. Und wir lachten mit — schließlich Sämen am lautesten. Dabei schritt er auf Eberhard zu und küßte ihn wie einen Sohn auf beide Wangen. Dann stand er vor mir, nahm meine Hand und streichelte sie, sah etwas scheu erst auf meinen Mann, dann auf seine Gattin — und dann küßte er mir, mit einem Seufzer der Resignation, die Hand —

Da habe ich ihm einen ehrlichen Freundeskuß gegeben. Recht herzlich, und die Korona klatschte Beifall, während er verlegen und beglückt lächelte.

Wie sollte ich nicht?

Nie werde ich's ja vergessen, daß ich meinen Eberhard durch den lieben, treuen Alten kennen lernte. Es war nur ein gerechter Dankeszoll.

Dann kamen Marie und mein Bruder — auch auf der Hochzeitsreise —, packten uns in den schnellsten Zug, den die Römer den Deputiertenzug nennen, und sausten mit uns nach Napoli, und von da ging's bei dem schönsten Sturm hierher. Marie und ich haben uns dabei wie die Männer benommen, und die Männer waren an Bord das schwache Geschlecht.

„Mit dir kutschiere ich öfter im Sturm über das Meer!" lachte Marie den Bruder Fritz an. „Das ist die beste Gelegenheit, dich unterwürfig zu erhalten. Und das ist sehr notwendig, mein Lieber!"

Wir wohnen bei meiner teuren Hoheit.

Der Herzogin geht es nicht gut. Das ist unser einziger Kummer. Vielleicht leidet sie nicht so körperlich, wie seelisch. „Das Leid der Gekrönten —" nennt es die Fürstin. An ihrem Herzen nagt so viel. Ihre Ehe ist leer und öde; Moritz ist tot, das alte, stolze Geschlecht mit ihm erloschen. Schließlich gab sie nun auch Marie hin — die Trauung wurde in aller Stille vollzogen — gewiß, sie zeigt das stets, im Bewußtsein, daß Marie glücklich werden würde; aber welche Mutter empfände den Abschied von der einzigen geliebten Tochter, zumal wenn diese in so ganz andere Verhältnisse hinein geht, nicht schmerzlich. Das fühle ich wohl: die Lücke, die

damit dem Leben der Fürstin gerissen wird, kann sich kaum je ganz schließen. Auch alle Liebe und Verehrung, die Marie und Fritz ihr beweisen mögen, kann höchstens dürftige Brücken schlagen — nicht mehr.

Aber die Fürstin, die so viel Leid zu tragen wußte, trägt auch jetzt mit hoheitsvoller Würde.

Meine liebe, teure Hoheit!

Die Villa Maria über der Marina piccola hat sie für den Winter gemietet und lebt mit meiner Nachfolgerin, einem liebenswürdigen Fräulein von Salfert, und der nötigsten Dienerschaft ganz still und einsam.

Jetzt freilich — jetzt quirlt Marie wie ein übermütiger Irrwisch durch das kleine Haus.

Sie bleiben fünf Wochen auf Capri, denn Fritz übernimmt erst Ende März einen Teil der Hessensteinschen Besitzungen. Und da fühlt sich Mieze halb und halb als Herrin der Villa und als Hausmütterchen. Heute früh wollte sie höchstselbst mit der Gemüsefrau unterhandeln. Es gab das drolligste Kauderwelsch, denn sie kann so wenig Italienisch, wie ich Koreanisch. Aber mit Hilfe ihrer beweglichen Fingerchen wurde sie schließlich ganz gut fertig — nur daß sie den doppelten Preis bezahlte. —

Und wir — wir beide — Eberhard und ich —

Wir sind heute vormittag einen einsamen Weg gegangen. Einen schmalen Ziegenpfad, hoch über dem blauen, weiten Wundermeer, das nach dem Sturme von gestern noch von Millionen weißer Schaumkronen übersät ist. Von der Tungara zum Arco naturale, sehr steil in die Höhe, stiegen wir; und der Südwind grüßte uns.

Immer höher und höher ging's auf dem schmalen Pfad, hart am steil emporragenden Felsen hin. Die Brandung donnerte zu uns herauf.

Bis wir dann endlich an die Stelle kamen, die wir beide suchten.

Da habe ich ihn noch einmal gefragt: „Eberhard, ist auch kein Groll mehr in dir? Nicht auf dem Untergrund deiner Seele noch ein Rest von Weh? Hast du's wirklich ganz ausgelöscht, daß es nimmer wieder emportauchen und uns neue Schmerzen bringen kann?“

Eng aneinandergeschmiegt standen wir —

Und er sah mir tief in die Augen und schüttelte den Kopf.

„Es war schon ausgelöscht im Augenblick, da du zu mir kamst, Edith,“ sagte er ruhig und ernst. „Was können wir Menschen denn mehr voneinander verlangen, als daß wir uns ehrlich um Verzeihung bitten, wenn einer dem anderen Unrecht tat! Und wenn man sich gar liebt, dann schmilzt der Groll hin wie Märzenschnee —“

Es steht dort eine kleine Steinbank. Da haben wir lange gesessen und lieb und innig, voll Vertrauen miteinander gesprochen. Alles habe ich ihm gesagt: wie ich wurde, und wie ich war, und wie ich nun mein Glück erst finden konnte, seit ich Selbstsucht und Hochmut und all die Eitelkeiten der Welt weit, weit hinter mich warf.

„Als dein demütiges Weib —“ sagte ich, und, bei dem Gott über uns, so meinte ich es.

Aber er schüttelte den Kopf und lachte mich aus. „Nichts von Demut, Dita! Das sei fern von uns. Auch das laß den Kleinen und Halben. Hand in Hand,

zwei gleichgeartete und gleichstrebende Kameraden: so wollen wir durchs Leben gehen!"

Hand in Hand sind wir dann hinabgestiegen. Wie zwei gute Kameraden.

Die Post war gekommen, und Marie gab uns mit einem feierlichen Knicks eine Karte. Eine Ansichtspostkarte selbstverständlich, mit dem Gerbaer Schloß darauf, und darunter einen Gruß an uns von meinem guten, alten Oberst und, in seiner winzig kleinen, zierlichen Schrift, ein Verslein. Italienisch — wie könnte er anders!

Amor mi sperna in un tempo ed affrena,
Asecura a spaventa, arde ed agghiaccia,
Gredisce e svegna, a sè mi chiama e scaccia,
Or mi tene in speranza ed or in pena;
Or alto or basso il mio cor lasso mena!

„Was schreibt der alte Mummelgreis denn eigentlich?" fragte Marie.

„Tut der nicht gerade, als ob man hier in Italien Italienisch verstehen müßte!" meinte mein Bruder. „Jedermann liest doch mit Vorliebe fremde Ansichtspostkarten. Man guckt doch gern mal gerade in fremde Chosen, die einen nichts angehen. Geradezu ungehörig ist's, solche Karten so unverständlich abzufassen. Deutsch ist, darüber sind sich die Gelehrten einig, viel schöner. Uebrigens übertragt's mal, aber bitte recht schwungvoll."

Da haben wir's ihnen beiden denn übersetzt, so gut wir's konnten, was einst Petrarca, der Seelenkundige, gesungen hat:

„Liebe spornt mich und zwingt mich zu stehen,
Macht eisig mich und heiß, kühn und verzagt,

Lächelt und zürnet, ruft mich und verjagt;
Gibt so das Hoffen mir und so das Wehen,
Führt's müde Herz durch Tiefen und durch Höhen!"

Wir glaubten, mit unserer Nachdichtung einen großen Erfolg zu erzielen.

Aber Marie legte den Zeigefinger an ihr Näschen, das sich entschieden mißbilligend kräuselte, sann ein Weilchen angestrengt nach, was bei ihr immer einen sehr drolligen Eindruck macht, und erklärte dann: „Nanu aber — das ist mal kompliziert. Da kann mein bißchen Menschenverstand ja kaum mit, was ich nicht übel zu nehmen bitte. Du aber, mein teuerster Fritze, das laß dir gesagt sein: deine Liebe darf mich nicht kalt machen und nicht verzagt; zürnen darf sie nicht — und gar verjagen? Da solltest du mich kennen lernen! Und von Tiefen und müdem Herzen will ich erst recht nichts wissen. Der alte Petrarca mag ja ein ehrenwerter Herr und ein ungewöhnlich großer Dichter gewesen sein — mein Fall ist er ganz entschieden nicht. Und nun komm, Fritze, und gib mir einen unverzagten, heißen Kuß aus nimmermüdem Herzen heraus!"

Sie lachte und schloß: „Dreht euch um, ihr beiden gelehrten Häuser — und tuet desgleichen!"

Es ist nicht zu leugnen, daß wir's taten. Wehrlos, wie wir immer sind, wenn la principessa — lacht.

Wer kann denn unserm Prinzeßchen, unserer lieben Marie, widerstehen! — — —

